T XXXIII 187 a-b.
Europa
Türkei
Ft.
185.
I.
Geogr.
T 33, 187 a-b.

Reiſe

durch

Rumelien und nach Bruſſa

im Jahre 1839

von

A. Griſebach, Dr. med.,

Privatdocenten an der K. Univerſität zu Göttingen, der Regensburger botaniſchen Geſellſchaft, des Göttingiſchen Vereins für Natur- und Heilkunde und des naturwiſſenſchaftlichen Vereins des Harzes Mitglied.

Erſter Band.

Göttingen,
bei Vandenhoeck und Ruprecht.

1841.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Vorwort.

Wenn man ſich bei dem Studium der europäiſchen Vegetation die wichtigen Ergebniſſe vergegenwärtigt, welche die Wiſſenſchaft den kurzen Sommerreiſen Wahlenberg's verdankt, ſo wird man geſtehen, daß ein Botaniker, dürfte er auch nur wenige Monate auf die Naturanſchauung einer vernachläſſigten Flora verwenden, dennoch dabei Gelegenheit findet, eine bedeutende Reihe denkwürdiger Beobachtungen zu ſammeln, deren nachfolgende Analyſe ihm für längere Zeit einen erſprießlichen Wirkungskreis eröffnet. In wie weit es mir gelungen ſei, ähnlichen Unterſuchungen in Bithynien, Thracien, Macedonien und Albanien den verfloſſenen Sommer nicht ganz fruchtlos gewidmet zu haben, wird aus einer ſyſtematiſchen Schrift über die rumeliſche Flora beurtheilt werden können, welche ich zum Drucke vorbereite, und, ſo fern ſie meinem Fache ſtrenger angehört, mit allen mir zu Gebote ſtehenden Hülfsmitteln auszuführen wünſche.

Ganz verſchiedene Anſprüche werden an den Reiſenden gemacht, der, ſeiner perſönlichen Sphäre gleichſam entſagend, ſich über das Mannigfaltigſte zu verbreiten denkt, unbekümmert, wo der Umfang ſeiner Bildung oder die geſellſchaftliche Stellung, die er einnimmt, ihm Schranken ſetzen möchten. Solche Schwierigkeiten, die man da am lebhafteſten fühlt, wo die geringſte Gelegenheit zur Beobachtung menſchlicher Verhältniſſe geboten iſt, würden mich vielleicht veranlaßt haben, den Plan des vorliegenden Buches aufzugeben, wenn nicht eine beſondere Rückſicht mich in dieſem Falle geleitet hätte. Ueber einen großen Theil der von mir beſuchten Gegenden enthält die geographiſche Literatur bis zum gegenwärtigen Augenblicke keinen einzigen ausgeführten Reiſebericht irgend eines europäiſchen Beobachters. Von Vódena in Macedonien, das Leake und Couſinéry berührt haben, iſt mein Weg über Bitólia, Köprili, Ueskúeb, Calcándele, Prisdrén bis Scútari von wenigen Forſchern betreten, von Keinem in der Form des Tagebuches beſchrieben. Es iſt bekannt, daß dieſe Landſtrecken, obwohl ſie faſt unmittelbar an unſere Heimath grenzen, viel weniger unterſucht worden ſind, als ein großer Theil von Aſien oder America. Mit Recht hat man die Charten des innern Rumeliens mit ihren ausführlich gezeichneten Bergzügen und Flußgebieten für Phantaſiegebilde erklärt, deren Urſprung ſich nicht nachweiſen läßt.

Bei einem ſolchen Mangel an Vorarbeiten iſt es mir um ſo leichter geworden, meine Mittheilungen ſtreng auf die eigne Anſchauung zu beſchränken. Indem ich glaubte, daß auch ein geringer Beitrag zur Kenntniß jenes Landes erwünſcht ſein möchte, habe ich nur einfach wiedererzählt, was ich dort ſah und erlebte. Eine Bearbeitung meines

Tagebuches im Sinne quellengemäßer, geographiſcher Forſchung habe ich mir nicht geſtattet: ich fürchtete, durch Reflexion und Vergleichung die Wahrheit oder doch die Friſche des unmittelbar Gegebenen zu beeinträchtigen. Meine literariſchen Studien habe ich daher größtentheils nur benutzt, um Irrthümer zu berichtigen oder um einzelne Unterſuchungen durchzuführen, die zwar in das Uebrige verwebt ſind, aber ſich leicht als ſpätere Arbeit zu erkennen geben.

Ich wünſche, daß man dieſes Tagebuch nicht mit höhern Anſprüchen aufnehmen möge, als ich nach den eingeſchränkten Bedingungen, unter denen ich reiſte, zu befriedigen im Stande bin. Eine Darſtellung der Natureindrücke, worin die phyſiſche Eigenthümlichkeit des Landes ſich äußert und woraus ohnehin deren wichtigſte Bezüge zum Menſchen zu entnehmen ſind, hielt ich für die einzige Aufgabe, mit der mich zu beſchäftigen ich berufen oder fähig wäre. Nur, wenn ich in perſönlichen Begegniſſen einen Reflex von der Sitte und Art des Volkes zu erblicken meinte, habe ich deren Mittheilung nicht unterdrückt. Ueberhaupt darf man keine Schilderung der Menſchen, ihrer geſelligen und politiſchen Zuſtände von mir erwarten. Von einem der höchſtgeſtellten Kenner des Orients in Conſtantinopel hörte ich die Aeußerung, daß es auch für den, der am treuſten aufzufaſſen und am richtigſten zu urtheilen wiſſe, einer langen Reihe von der Beobachtung gewidmeten Jahren bedürfe, um die Eigenthümlichkeit dortiger Verhältniſſe zu verſtehen und vollſtändig zu würdigen. Dazu kommt, daß ich, ohne die türkiſche Sprache zu reden, des eigentlichen Organs entbehrte, dem der Geſichtskreis der Eingebornen ſich wahrhaft aufſchließen kann. So ſtand ich in jener fremden Welt ein ächter Fremdling da, der an den Gedanken der Menſchen,

an ihrem Glück und Leid keinen Theil hatte, für den ihre Liebe und ihr Haß nicht war.

Welche Sicherheit gewährte mir die Unterhaltung vermittelſt des Dolmetſchers, wobei eine vielfache Verſchiebung der Ideen möglich und wahrſcheinlich iſt? Ich hatte einen ſolchen von der beſten Art. Er war lebhaft, erfahren und ein fähiger Kopf, der ſich zugleich den Wünſchen ſeines Herrn anzuſchmiegen bemühte. — Aber verſtand er immer meine Fragen? wußte er ſie genau darzuſtellen? wollte er mir ſtets die Antworten treu mittheilen? Intereſſe und Höflichkeit trüben nicht ſelten die Wahrheit der übertragenen Rede, ſie verringern beſonders den Gewinn, den man aus dem Umgange mit Griechen ziehen könnte. Ebenſo wenig darf man im Allgemeinen den Anſichten der Franken ein unbedingtes Vertrauen ſchenken. Ihre Urtheile lauten übereinſtimmend: deshalb findet man ihre Art, über die Levante zu reden, von den meiſten Reiſenden wiedergegeben. Die Uebereinſtimmung Vieler gilt leicht für Wahrheit, aber es iſt ſchwerer zu beobachten, als allgemein zugeſtandene Sätze auszuſprechen, und ein geiſtreiches Wort wird von Jedermann gern wiederholt. Wenn das unbefangene Studium ſocialer Zuſtände vielen Täuſchungen unterworfen iſt, und ſelbſt das aus eigner Erfahrung geſchöpfte Urtheil ſowohl durch die Stimmung des Augenblicks bedingt erſcheint, als es der Neuheit ſo vieler fremdartigen Eindrücke ſich ſchwerer bemächtigt: ſo hat die Richtung des Naturforſchers, der die Stille des Waldes und die Einſamkeit des Gebirges aufſucht, den Vorzug, daß überall dieſelbe Sprache in gewohnten Lauten zu ihm redet.

Reiſe in Rumelien
und
nach Bruſſa.

Vorbereitung.

Am 20. März 1839 verließ ich Göttingen, um den bevorſtehenden Sommer einer Reiſe in die Gebirge des nördlichen Albanien zu widmen, welche in botaniſcher Hinſicht noch niemals unterſucht waren. Ich mußte zwar gefaßt ſein, großen Schwierigkeiten zu begegnen, aber ich rechnete darauf, im Falle ich dieſelben nicht überwinden könnte, andere noch unbeſuchte Gegenden von Rumelien kennen zu lernen. Um ſo wenig als möglich Aufſehen zu erregen, beſchränkte ich das Rüſtzeug meiner Reiſe auf das Nothwendigſte und ſuchte auch dies in einen möglichſt kleinen Raum zu verpacken.

Mein wiſſenſchaftlicher Apparat beſtand nur aus folgenden Gegenſtänden: einer Schmalkalder'ſchen Bouſſole, einem Gay-Luſſac'ſchen Heberbarometer mit Greiner's Verſchluß, zwei Thermometern, einem Mikroſkop, einem anatomiſchen Beſteck, verſchieden geformten Meſſern, Meißeln und Hammern, zwei Drathpreſſen und einer Blechbüchſe zum Sammeln von Pflanzen. In

Peſth kaufte ich drei Rieß Fließpapier *) und eine Anzahl Glasflaſchen.

Bei dieſer Gelegenheit bemerke ich auch, daß ich folgende Artikel während meiner Reiſe in Rumelien ſtets mit mir zu führen pflegte: eine Caffeemaſchine; einen Keſſel; Meſſer, Gabel und Löffel; Wachslichter; einen Vorrath von Bouillonkuchen, Caffee, Reis, Zucker, Chocolade, Salz und Pfeffer. Ferner hatte ich einige Medicamente, ein Paar Piſtolen und Schießbedarf, und ein großer Gummimantel von Mackintoſh diente bei meinen Bivouacs als Bett. Außer dieſen Gegenſtänden hatte ich mich nur mit wenigen Kleidungsſtücken, Büchern und Charten verſehen.

In Hinſicht auf eine angemeſſene Vertheilung meiner pecuniären Reſſourcen wendete ich mich an die Herren Arnſtein und v. Eskeles in Wien. Ich erhielt von ihnen einen offenen Creditbrief auf Conſtantinopel und Salonichi. An dem letztern Orte war Herr Pasquelin ſo gütig, mir eine Anweiſung auf Bitólia von einem jüdiſchen Kaufmanne zu verſchaffen. Außer dieſen Plätzen bin ich nicht im Stande geweſen, mir Credite in Städten von Rumelien zu eröffnen, obgleich es mir nicht an Verbindungen mit fränkiſchen Kaufleuten fehlte. Ich traf deswegen die Vorkehrung, eine Summe in Raguſa bereit zu halten, wohin ich im Fall einer Beraubung meine Zuflucht zu nehmen dachte. Denn die türkiſchen Behörden würden mir alsdann nicht haben verweigern können, mich durch einen Befehl an die Poſthalter koſtenfrei bis an die Grenze ſchaffen zu laſſen, während es äußerſt ſchwer halten würde, im Innern einen Vorſchuß an baarem Gelde zu erlangen.

Bei meiner Abreiſe hatte ich mich noch nicht entſchieden, auf welchem Wege ich verſuchen wolle, in das innere Albanien zu gelangen. Ich konnte über Dalmatien, Serbien oder über Conſtantinopel reiſen. Bedurfte ich eines großherrlichen Fermans **), den die europäiſchen Geſandtſchaften

*) Man findet zwar in der Türkei überall graues Papier, das jedoch nur zum Verpacken, nicht zum Trocknen von Pflanzen geeignet iſt.

**) Ordonnance des Sultans.

erwirken, ſo war nur der letztere Weg zuläſſig. Außerdem bot ein vorheriger Aufenthalt in der Hauptſtadt noch mehre Vortheile dar, namentlich den, daß ich dort mit größerer Sicherheit erwarten konnte, ein paſſendes Individuum ausfindig zu machen, das mich als Dolmetſcher und Diener begleiten ſollte. Indeſſen empfing ich die Nachricht, daß mir in Albanien ein Ferman viel weniger nützen werde, als Empfehlungsbriefe an die dortigen Paſcha's, die ich mir in Wien würde verſchaffen können. Deshalb beſchloß ich, erſt in Wien das Weitere zu beſtimmen.

Da es mir nun hier vergönnt war, perſönlich an den höchſten und reichſten Quellen unſerer Kenntniß vom Orient zu ſchöpfen, ſo gewann ich bald die Ueberzeugung, daß über Stambul zu reiſen unerläßlich ſei. Oft hatte ich ſpäterhin Gelegenheit zu erfahren, wie nützlich und bedeutend dieſer Geſichtspunct für meine Reiſe geweſen war. Hätte ich verſucht, mir ſchriftlich einen Ferman zu erbitten, ſo würde ich einen guten Theil der mir zugemeſſenen Zeit eingebüßt haben, da erſt wenige Wochen vor dem Anfang meiner Reiſe deren Ausführung gewiß wurde. Ein Ferman aber ſichert dem Reiſenden überall den wirkſamen Schutz der Behörden, und, wo die Provincial-Verwaltung mehr gilt, als die Centralgewalt, erhält man von dem Paſcha auf die Autorität des Ferman ein Bujuruldí *), welches wiederum dieſelben Dienſte leiſtet, wie der Reiſeferman in den übrigen Theilen des Reichs. Der Reiſende hat insbeſondere dadurch drei weſentliche Vortheile. Erſtens hat er das Recht, in unſichern Gegenden eine Escorte zu verlangen, die er alsdann durch ein freiwilliges Geſchenk belohnt. Ferner kann er ſich der kaiſerlichen Poſtanſtalten zu den geſetzlich beſtimmten, mäßigen Preiſen bedienen, wozu ſonſt eine beſondere Erlaubniß erforderlich iſt. Endlich hat er dadurch den Anſpruch auf Unterkunft in Privathäuſern. In den öffentlichen Han's **) aber iſt es in der Regel nicht möglich, für naturhiſtoriſche Sammlungen Sorge zu tragen, da jeder Reiſende dort gleiches Recht auf die Räumlichkeiten gel-

*) Ordonnance eines Paſcha's.

**) Gaſthäuſer, in denen ſich gewöhnlich ein Caffeewirth etablirt hat.

tend machen kann und daher auf ein abgeſondertes, verſchließbares Zimmer gar nicht zu rechnen iſt.

Ein anderes Motiv über Conſtantinopel zu reiſen, bildeten die Empfehlungen, welche auf einer Reiſe im Orient von der größten Bedeutung ſind. Durch meine Verbindungen war ich im Stande, mir zahlreiche Briefe nach Conſtantinopel zu verſchaffen, und dort konnte ich darauf rechnen, weiter in das Innere empfohlen zu werden. Dies auf directem Wege zu erlangen, fand ich hingegen in Deutſchland keine Gelegenheit.

Erſtes Capitel.

Einzelne Bemerkungen über die Reiſe von Wien nach Conſtantinopel.

Zweige der Carpaten im Graner Comitat. Ungariſche Steppe. Cataracten der Donau. Widdin. Wallachiſche Ebene. Ruſtſchuk. Babadagh. Donaudelta. Varna. Bosporus.

Am 2. April verließ ich Wien und ſchiffte mich auf dem Nádor nach Ungarn ein. Die erſte Nacht blieb das Dampfboot in Preßburg. Am folgenden Tage zog mich der Anblick des Gebirgs an, das von der Donau zwiſchen Comorn und Waizen durchſtrömt wird. Die Verzweigungen des Stroms in der fruchtbaren Ebene, die waldreichen Inſeln ſind vorüber. Mehr als zwölf Stunden weit krümmt ſich der Fluß im ſchmalen Thalwege zuſammen. Zu beiden Seiten ſteigt das Mittelgebirge aus dem Waſſerſpiegel zu waldigen Höhen empor. Am nördlichen Ufer ſind es Zweige der Carpaten, die von Kremnitz und weiterhin vom Königsberge herunterkommen und die man unter dem Namen der Karpfener und Tſcherhater Gebirge kennt. Die Berge, welche von Süden bis an die Donau greifen, rechnet man dagegen zu den letzten Fortſetzungen der Steiriſchen Alpen, mit denen ſie durch den Bakonyer Wald am Plattenſee in Zuſammenhang ſtehen ſollen. Aber dieſe Theilung der Syſteme ſcheint mehr von den Flüſſen herge-

leitet zu ſein, deren Lauf ſie beſtimmen, als von der Form und dem Bau des Gebirgs. Wenigſtens auf den Vorübereilenden machen beide Ufer den nämlichen Eindruck. Ein erhabener Kamm im Hintergrunde, hoch, aber kurz abgebrochen, dem Strom parallel, aber elliptiſch gebogen, bildet den Ausgangspunct der einzelnen Maſſen. Von dieſem ſenkt ſich gegen die Donau eine Reihe divergirender Ketten, die zuletzt mit einer Brüſtung enden. So ſind die Berge an beiden Ufern übereinſtimmend geformt und man könnte hierin eine Eigenthümlichkeit der Carpatenformen wiedererkennen. Wer Gelegenheit hat, ſie zu ſtudiren, ſetzt vielleicht die Grenze zwiſchen Alpen und Carpaten in die Gegend des Plattenſees.

Dieſer Character der Gegend, durch welchen die Weincultur ſo ſehr begünſtigt wird, reicht bis an die merkwürdige Biegung der Donau nach Süden, wo ihr im Oſten die große Ungariſche Steppe beginnt. Von da bleibt das linke Ufer flach, am rechten ſtehen bis zur Hauptſtadt noch einzelne niedrige Kegel. An einem derſelben iſt maleriſch Szent Endre erbaut. Ein anderer trägt die Feſtung von Ofen, die man aus weiter Ferne erblickt.

Einen Tag blieben wir in Peſth und beſtiegen am 5. April den Zriny, das zweite Dampfboot, welches bis an die Stromengen fährt. Wir fuhren am erſten Tage bis Mohacz, wo Kohlen eingenommen werden. Der Capitain klagte über die ſchlechte Qualität der Steinkohlen, die aus den Carpaten und aus der Gegend von Oedenburg an die Donau geſchafft werden. Dagegen rühmte er die Kohlen von Oravicza im Banat aufs Höchſte und ſetzte ſie den engliſchen gleich. Auf der untern Donau bedient man ſich dieſer und benutzt auch die Bergwerke der Moldau, aber die Boote, die das Meer befahren, brennen größtentheils engliſche Steinkohlen.

Von der benachbarten Steppe, die ſich, ſoweit die Donau nach Süden fließt, in einer Breite von mehr als 30 geogr. Meilen an dem Strome herabzieht, gewinnt man vom Schiffe aus nirgends einen Eindruck. Zwar ſind beide Seiten des Fluſſes mit Ausnahme einer niedrigen Kette am rechten Ufer, unterhalb Tolna, vollkommen eben, aber an einigen Orten, wie bei Föld-

vár, wird das Land durch 30′ hohe Sandufer, weiter abwärts durch Wälder verdeckt. Jenes gelblich gefärbte Ufer erinnerte mich lebhaft an die Elbufer bei Lauenburg; einem Officier der indiſchen Armee riefen ſie die Ufer des Ganges ins Gedächtniß. Um ſo eigenthümlicher erſchien die Waldung, die viele Meilen weit beide Ufer bedeckte. Einzeln ragen hohe Stämme aus der dichten Holzung hervor. Sie beſteht größtentheils aus Ulmen; dazwiſchen wachſen Pappeln, Weiden und zuweilen am Fluſſe Erlen. Ein allgemeiner Character der Wälder in dieſen Gegenden iſt Weiche des Holzes. Eichen treten erſt weiter im Süden gegen Slavonien auf. Dieſe Waldungen längs der Donau, deren Ausdehnung von Norden nach Süden ſo bedeutend iſt, ſollen ſich, unterbrochen durch Moraſt und Röhricht, am linken Ufer nur 1 — 2 Stunden gegen Oſten erſtrecken. Dann beginnt die nackte, unermeßliche Ebene mit ihren Sümpfen, Wieſen und pflanzenentblößtem Erdreich, das nur hier und da eine ſparſame Grasnarbe hervorbringt. Noch ſeltner iſt Wachsthum von Holz. Häring hat den Character dieſer Steppe in ſeiner Sammlung Ungariſcher Landſchaften plaſtiſch dargeſtellt. Auf ſeinem Bilde iſt der Moment der untergehenden Sonne gewählt. Nichts ſieht man als tiefe Einſamkeit, eine weite Sandfläche, eine kleine Lache, in der ein Storch auf einem Beine ſteht; übrigens nichts Lebendes, keine Vegetation, kein Gebäude, kein Stein.

Wenn unterhalb Mohacz in der dichtverzweigten Waldung ſtärkere Eichenſtämme durch knorrigen Wuchs bemerklich werden, ſo verliert das Ufer nach und nach ſeine finſtere Einförmigkeit. Waſſermühlen, Ortſchaften erſcheinen häufiger als bisher, Rohrüberwachſene Sumpfflächen unterbrechen den Wald, die Mündung der Drau bietet eine anſprechende Waſſerlandſchaft dar. Blau ſind ihre Fluthen und durch eine ſcharfe Linie vom gelben Donauwaſſer geſchieden. Das Rohr*), welches in dieſer Gegend die Sümpfe bedeckt und zuweilen auch das Ufer zwiſchen Strom und Waldung einfaßt, wird ſorgfältig benutzt. Man ſammelt es und legt es in 12 — 16′ hohen Kegeln zuſammen:

---

*) Arundo phragmites L.

denn eine ſolche Höhe erreicht es durchaus. Dergleichen Kegel ſieht man nicht ſelten zu zwanzig und mehr am Ufer aufgerichtet. Sie gleichen den Getraidehaufen, die man in einigen Provinzen Deutſchlands Finnen, in andern Mieten nennt. An einer gewiſſen Localität war das Ufer wohl eine Stunde weit damit verziert und wir glaubten uns einem großen Dorfe zu nähern. Denn da man ſich dieſes hochgewachſenen Rohrs ſowohl zum Häuſerdecken, als zum Ausbau der Wände allgemein bedient, ſo zeigen jene Kegel mit den Wohnungen der Landbewohner eine beſtimmte Aehnlichkeit. Daß man aber dies Material auf die angegebene Art für längere Zeit aufbewahrt, hat den beſondern Grund, daß der Standort des Gewächſes nur in zwei Jahreszeiten zugänglich iſt, nämlich wenn der niedrige Waſſerſtand im Spätſommer die Sümpfe trocken legt und wenn das Eis hinlängliche Feſtigkeit zum Ueberſchreiten erhält. Es iſt jedoch das Sammeln des Rohrs ein undankbares Tagewerk, da ein Armvoll oder die Laſt für einen Träger nur mit dem dritten Theil eines Kreuzers C. M. bezahlt wird.

Endlich erſcheinen nach ſo langer Zeit jenſeits Bucovar wieder die erſten Höhen. Es iſt die Kette von Syrmien oder das Werdnikgebirge zwiſchen Donau und Save, wodurch jener Strom ſeine Richtung gegen Oſten wiedergewinnt. Längs des Ufers ſtellt es ſich zwar nur als eine Reihe von niedrigen Hügeln dar, die ſich bis in die Gegend der Theißmündung erſtreckt, aber in den Senkungen der Kette werden hie und da höhere Spitzen im Hintergrunde ſichtbar, die in dieſer Jahrszeit noch einzelne Schneelager enthalten. Die vordern Hügel erzeugen einen edlen Wein, aber freilich haben ſie jetzt, wie die ganze Landſchaft, noch einen winterlichen Character, der im April und in der Breite von Mailand befremdet.

Als wir die letzte Brücke über die Donau, die Schiffbrücke zwiſchen Neuſatz und Peterwardein erreichten, verweigerte man des heftigen Windes wegen, der die Kähne leicht ſtromabwärts treiben konnte, dem Dampfſchiff vor dem andern Morgen ſeine Straße zu öffnen. Der Strom iſt hier ſchmaler als bei Peſth, wo die Länge der Brücke zu 1440′ angegeben wird. Die Brücke

von Slavonien nach Ungarn maß ich nur zu 345 Schritten aus. Am 7. April kamen wir nicht weiter, als nach Semlin, da ein dichter Nebel uns zwang mehre Stunden beizulegen. Man wagt nicht, des Nachts oder bei finſterm Wetter zu fahren, weil man fürchtet, mit den oft mitten im Strome befeſtigten Waſſermühlen zuſammenzuſtoßen. Der Character der Gegend bleibt ſich gleich: am rechten Ufer der niedrige Höhenzug, weiterhin ſteiles und unfruchtbares Sandufer. Das Banat ſtellt hier beim Eintritt in ſein Gebiet eine weite Grasebene dar, die ſtreckenweiſe durch Röhricht unterbrochen wird. In weiter Ferne erſcheinen Baumgruppen und Wälder. Nadelholz habe ich ſeit der Reiſe durch Baiern nicht wiedergeſehen.

Da es nur meine Abſicht iſt, einzelne Bemerkungen auf einer ſo häufig beſchriebenen Reiſe mitzutheilen, ſo wende ich mich ſogleich zu den Stromengen, die wir am folgenden Mittage erreichten. Von Drencova bis Gladosnitza oder zu der ſerbiſchen Station unterhalb des eiſernen Thors fährt man einen vollen Tag in Ruderbooten und hat dadurch mehrmals Gelegenheit, das banatiſche Ufer zu beſuchen. Bei Golubacz tritt die Donau in das Gebirge. Vorher ſcheint der Strom, durch Drau, Theiß, Save und Morava mächtig angeſchwollen, ſich zu einem See über die Ebene ausweiten zu wollen. Er theilt ſich in zwei gleich waſſerreiche Arme, und wo dieſe jenſeits des Eilands, das ſie bilden, wieder zuſammentreffen, hat er eine Breite von 5400′. Das iſt der breiteſte Punct des ganzen Flußbetts. Dann öffnet ſich ihm jene Felsſpalte, die die ſerbiſch-banatiſchen Carpaten durchſetzt, ein Gebirge, deſſen Durchmeſſer hier in gerader Linie 12 geographiſche Meilen beträgt.

Es iſt unmöglich, daß die Donau ſich dieſen Canal durch feſtes Gebirge ſollte ausgegraben haben. Die mittlere Höhe des linken Ufers unmittelbar über der Donau beträgt 800′, die des rechten Ufers 1500′. Da zu einem Stromdurchbruch weſentliche Bedingung iſt, daß der Waſſerſtand bei der Cataſtrophe das Hinderniß an Höhe übertroffen habe, ſo müßte man ſich die Donau damaliger Zeit als einen See denken, der nicht bloß Ungarn, ſondern auch einen Theil von Deutſchland erfüllt hätte.

Aber ſo hoch geſtautes Waſſer hätte einen tiefer gelegenen Weg nach Süden gefunden. Das Flußgebiet der Morava iſt von dem des Vardar, der in das aegaeiſche Meer fließt, nur durch einen niedrigen Höhenzug getrennt, wie Boué zuerſt nachgewieſen hat. Von der Genauigkeit dieſer geographiſchen Entdeckung habe ich mich bei der Beſteigung des Schardagh überzeugen können. Die abſolute Meereshöhe des Paſſes *) von Ueskúeb am Vardar nach Priſtina an einem der Zuflüſſe der Morava, iſt, wie aus meiner Niveaubeſtimmung der erſtern Stadt geſchloſſen werden darf, unzweifelhaft viel geringer, als irgend eine Kammhöhe im Carpatenſyſtem. Hieraus geht hervor, daß, wenn nicht die Spalte zwiſchen dem Banat und Serbien urſprünglich gebildet und niedriger geweſen wäre, als der Scheidepunct jener beiden Flußgebiete, die Donau hätte in den Golf von Salonichi fließen müſſen. Sie hätte auch, wäre ſie in ihrer ſüdlichen Richtung verharrt, ein viel bequemeres Strombett gefunden und nirgend ein Gebirge von gleicher Höhe und gleichem Durchmeſſer zu durchſchneiden gehabt, als zwiſchen Ungarn und Wallachei: ein Gebirge, das jetzt die Cataracten hervorbringt und dadurch ſo ſchädlich der mercantiliſchen Entwickelung von Ungarn entgegentritt. Verweilen wir einen Augenblick bei dieſer Idee! Jener unbedeutende Niveauunterſchied, die ſchwachen Kräfte, welche der Donau den letzten Impuls geben nach Oſten zu ſtrömen, haben auf die Geſchichte der menſchlichen Bildung vielleicht einen größern Einfluß geübt, als irgend ein anderes geographiſches Verhältniß von Europa. Denn wie tief hätte die Wirkung ſein müſſen, wenn die Griechen in frühen Jahrhunderten bis in das Herz von Deutſchland hätten ſchiffen können! Und die Anwohner des Vardar, die Paeonier, die unter Pyraechmes in den trojaniſchen Krieg zogen, empfingen von der älteſten Blüthe griechiſcher Cultur ihren Antheil. Ein reicher Strom in Griechenland mußte, wie der Nil und Euphrat, auch eine reiche und tüchtige Bevölkerung verſammeln. Die Verbindung mit dem

*) Boué beſtimmt ſie in Leonhard's Zeitſchrift zu höchſtens 90′, wobei er wahrſcheinlich die Höhe über dem Vardar im Sinne hat.

Continent hätte der griechiſchen Bildung eine Straße eröffnet, welche Jahrhunderte lang durch die Alpen verſchloſſen blieb. Mit größerem Rechte aber kann man, den Blick auf die Gegenwart richtend, die Wichtigkeit jener geographiſchen Thatſache für Ungarn hervorheben. Die Schiffbarkeit der Stromengen und Cataracten wird nicht leicht bewirkt werden. Ingenieurs, welche die bisherigen Arbeiten geleitet haben und die meine Reiſegefährten waren, urtheilten, daß man mit denſelben Opfern wie bisher noch ein halbes Jahrhundert die Sprengungen fortſetzen müſſe, bis man einen ſchiffbaren Canal von ungefähr 15 Meilen Länge und der für ein einzelnes Schiff genügenden Breite zu erlangen hoffen dürfe. Einen Canal durch das Gebirge außerhalb des Flußbetts anlegen zu wollen, wie Jemand im Ernſte vorgeſchlagen hat, iſt abſurd. Eine Chauſſee erſetzt den Waſſerverkehr nicht. Wenn einſt die Zeit kommt, daß ein ſerbiſcher Canal die Morava mit dem Vardar verbindet, wird für Ungarn eine neue Aera beginnen, in der ſeine Ausfuhr weder durch die Cataracten der Donau gehemmt, noch, wenn dieſe beſiegt ſind, durch eine Verſchließung des ſchwarzen Meers abgebrochen werden kann. Der Ausführung einer ſolchen Idee ſcheinen nur politiſche, aber keine örtliche Schwierigkeiten im Wege zu ſtehen.

Nach dieſer Abſchweifung füge ich meiner Skizze über die Donaucataracten noch eine Beglaubigung bei, die zu einer zweiten Bemerkung über die Natur der Stromengen Anlaß geben wird. Die angeführten Angaben über die Uferhöhe gründen ſich auf trigonometriſche Meſſung. Die beiden Ingenieurs, von denen ich ſo eben redete, hatten eine ſehr ſchöne Charte des Stromlaufs durch das Gebirge aufgenommen, deren Herausgabe nicht in ihrer Abſicht lag, aber ihnen große Ehre bringen würde. Bereitwillig geſtatteten ſie mir, einige Angaben daraus zu copiren und da ſie nur einen äußerſt geringen Theil ihrer zahlreichen Meſſungen ausmachen, erlaube ich mir eine Benutzung derſelben für meine Darſtellung. Die oben angegebenen Uferhöhen, zu denen noch bemerkt werden mag, daß das Gebirge faſt überall dicht neben dem Waſſerſpiegel und nicht ſelten felſig bis zum Senkrechten in die Höhe ſteigt, ſind das Mittel aus 11 Höhen-

beſtimmungen an jeder Seite. Man kann den kleinen Ort Plaſchiwewitza als den Mittelpunct des Gebirgs anſehen, da hier der Strom am ſchmalſten und das ſerbiſche Ufer am höchſten iſt. In der Nähe dieſes Orts liegt die bekannte Veteranihöhle. Jene 22 Höhenbeſtimmungen von Berggipfeln, die den Uferketten angehören, ſind folgende:

1. Am linken Ufer zwiſchen Golubacz und der Veteranihöhle:

798′, 594′, 1086′, 780′, 1266′, 582′, 654′.

Es ſind Wiener Fuße und die Höhe über dem Waſſerſpiegel der Donau verſtanden.

2. Am linken Ufer zwiſchen der Veteranihöhle und Neu-Orſova:

714′, 1212′, 750′, 540′.

3. Am rechten Ufer:

1152′, 1884′, 1386′, 2184′, 1926′, 852′, 1728′, 1608′, 1170′, 1026′, 882′.

Als ich nun auch auf die angeführte Art über Breite, Tiefe und Gefälle des Stroms genaue Angaben erhielt, wurde mir die Natur der Stromengen deutlicher. Wenn man die wallachiſche Donau mit dem mächtigen Strome zwiſchen Belgrad und Uj-Palanka vergleicht, ſo wirft man ſich leicht die Frage auf, ob nicht ein Theil der Waſſermenge vor den Cataracten zurückbleibe, ohne den untern Stromlauf jemals zu erreichen. Denkt man ſich das Flußbett als einen 15 Meilen langen Engpaß, deſſen felſiger Grund zuweilen nur 4′ unter dem Waſſerſpiegel liegt und deſſen Seiten den Strom bei der Veteraniſchen Höhle bis auf 510′, das heißt bis auf den zehnten Theil ſeiner frühern Breite einengen, ſo hat die Meinung an ſich nichts Unwahrſcheinliches, daß nur gleichſam die oberſten Schichten der Donau hier einen Abfluß finden. Zwar ſind, ſo viel mir bekannt iſt, noch keine vergleichende Meſſungen des Waſſergehalts über und unter den Stromengen angeſtellt, aber die Schätzung nach dem Augenmaß regt einen ſolchen Ideengang an. Man erinnert ſich an ähnliche Verhältniſſe, die beim Congo und den Cataracten

des obern Amazonenfluſſes *) vorkommen, wo ein Theil des Waſſers durch unterirdiſche Abflüſſe verſchwindet. Aber obwohl auch hier eine ausgedehnte Kalkformation von Höhlen durchklüftet wird, ſo halte ich doch die Hypotheſe, daß ein beträchtlicher Theil der Donau in den Schooß der Erde zurückkehre und einem unbekannten Schickſal anheimgegeben ſei, durchaus nicht für erforderlich oder ſtatthaft. Ich glaube vielmehr, daß man bei einem Strome, der mehre hundert Meilen mit geringer Geſchwindigkeit zurücklegt, der Verdunſtung des Waſſers eine größere Rolle beimeſſen darf, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt iſt, wenn man ſich die reichen Zuflüſſe vergegenwärtigt, die den Fluß doch nicht ſo ſehr vergrößern, als man aus dieſem Geſichtspuncte erwarten ſollte. Die große Wirkung der Verdunſtung ſpringt namentlich bei dem Laufe der Donau unterhalb der Cataracten in die Augen, indem die Menge des Waſſers, die wirklich in das ſchwarze Meer gelangt, ſo gering iſt, daß in dem Suline-Arm, der unter allen Mündungen des Delta allein beſchifft werden kann, ſich nur zwei Schiffe neben einander bewegen können. Wie wäre man im Stande, die Verſandung großer Ströme zu erklären, wenn nicht der Verdunſtungsproceß ein vollkommnes Gleichgewicht gegen die Ernährung des Stroms durch Quellen und Nebenflüſſe herbeiführte. Ich mache indeſſen dieſe Bemerkung nur aus dem Grunde, um die unbedeutende Geſchwindigkeit der Donauſtrömung hervorzuheben. Wo die Donau, die Vorhügel der Carpaten durchſchneidend, den deutſchen Boden verläßt, hat ſie nur eine Meereshöhe von 400′ **). Von hier hat ſie bis zum ſchwarzen Meere einen Weg von mehr als 300 geogr. Meilen zurückzulegen. Ihr Fall beträgt daher im Mittel 1′,33 auf die geogr. Meile. Aber dieſe Fallhöhen ſind ſehr ungleich vertheilt. Denn nach den Meſſungen der Ingenieurs beträgt der Fall in den Stromengen auf 100′ einen halben bis zu zwei Zoll, oder auf die geogr. Meile zwiſchen 10′,5 und 42′,2. Dies iſt ungleich bedeutender als der Fall des Rheins

---

*) v. Humboldt's Reiſe. Th. 4. p. 56.

**) Genauer 407′ nach Blumenbach's Land unter der Enns I. p. 62.

in ſeinem Gebirgsdurchſchnitt zwiſchen Bingen und Cöln, wo ſein Fall höchſtens 7′ auf die Meile erreicht. Rechnet man nun die Länge der Donauſtromengen nur zu 12 geogr. Meilen, und legt man ein mittleres Gefälle von 24′ zu Grunde, ſo kommen von den 400′, die ſich auf 300 Meilen vertheilen ſollen, beinahe ¾ auf den 25. Theil derſelben. Hieraus kann ungefähr beurtheilt werden, wie gering die Strombewegung der Donau in Ungarn und in der Türkei ſein müſſe.

Man würde ſich indeſſen täuſchen, wenn man aus dem bedeutenden Niveauunterſchiede des Waſſerſpiegels über und unter den Cataracten auf eine entſprechende Geſchwindigkeit der Strömung in denſelben ſchließen wollte. Der Schluß liegt nahe, daß, was die Donau durch ein ſeichtes und ſchmales Felsbett verliere, durch Schnelligkeit in ihrer Bewegung erſetzt werde. Aber dieſer Schluß iſt trügeriſch. Wenn die Schwere die einzige Kraft iſt, welche das Waſſer in der Richtung gegen den Ocean forttreibt, ſo wirken alle übrigen Kräfte, die partielle Strömungen veranlaſſen, dieſer Richtung hemmend entgegen. Die Ungleichheiten des Flußbetts, die Geſtalt des Ufers, die mitgeſchwemmten ſoliden Körper, die am Boden und an den Seiten des Betts eine Reibung erfahren, bewirken Bewegungen in einem Sinne, der von der Richtung des Fluſſes mehr oder minder abweicht, und mäßigen dadurch ſeine wahre Geſchwindigkeit, obgleich ſie die Gewalt der Strömung vermehren können, indem ſie Wellen und Strudel erzeugen. Denn das Volk gebraucht den Ausdruck Strom für jede gewaltthätige Wirkſamkeit des Fluſſes, ohne eine beſtimmte Richtung der Kraftäußerung im Sinne zu haben. Das aber iſt nun eben der weſentliche Character der Stromengen in dem Carpatenengpaß, daß die der Schwere entgegenwirkenden Strömungen ſich hier in den größten Verhältniſſen darſtellen. Das ſtarre Ufer, welches die benachbarten Waſſerſchichten zwingt, von beiden Seiten gegen die Mitte ſich aufzuſtauen, die zahlreichen Felsdämme, welche den Fluß quer durchſetzen und eine Ungleichheit der Tiefe von 4′—180′ bedingen, die einzelnen Klippen und Felsinſeln, die zum Theil immer, zum Theil nur bei niedrigem Waſſerſtande über dem Spiegel ſichtbar ſind, die Feſtigkeit

des Geſteins, die Krümmungen des Thalwegs: dies ſind die weſentlichſten der Momente, welche Wirbel und Gegenſtrömungen bewirken, dadurch die Bewegung des Stroms gegen die tiefer gelegene Ebene der Wallachei aufhalten und zugleich die Menge der verdunſteten Waſſerdämpfe einigermaßen zu vermehren im Stande ſind.

Die erſte Gelegenheit, die Uferkette ſelbſt kennen zu lernen, bot ſich mir bei Drencova dar. Hier ſind es noch hügelförmig gerundete Bergformen, denen im Allgemeinen eine Aehnlichkeit mit den Berggruppen des Unterharzes zugeſchrieben werden kann. Eichenwaldung*) bekränzt ſie, aber nicht hochgewachſene Stämme, ſondern emporgetriebenes Geſträuch, deſſen Zweige keine Krone bilden, ſondern ſich unmittelbar von dem Erdboden ausbreiten. Damals war mir noch unbekannt, daß in einer ſolchen Form der Eichenvegetation ein characteriſtiſcher Zug von der Phyſiognomie griechiſchen Gebirgs beſtehe. Da alle höher gelegenen Landſchaften der öſtlichen Halbinſel dieſen Character an ſich tragen, ſo darf man behaupten, daß die Flora des Pindus bereits an der Donau ſich ankündige und hier gewiſſermaßen ihre nördliche Grenze finde, da wir weiter in Norden von einer durch die gemäßigten Gebirgsregionen verbreiteten Gebüſchvegetation keine Andeutung finden. Wir werden im weitern Verlauf der Reiſe mehrmals Gelegenheit haben, auf dies Verhältniß unſere Aufmerkſamkeit zu richten. Uebrigens bemerkte ich hier durchaus keine Zeichen ſüdlicher Vegetation **) und die Pflanzenwelt lag noch im tiefen Winterſchlaf. Es hatte ſogar, indem nur die erſten Veilchen in Blüthe ſtanden, den Anſchein, als ob der Frühling, deſſen Boten mir bei Linz ſchon vierzehn Tage früher begegneten, hier wiewohl drei Grade ſüdlicher, aber unter dem Einfluß des Oſtens ſpäter erwache, als dort. Wo weiter abwärts der Neigungswinkel der Uferberge wächſt, hört die Holzung auf, oder wird von graſigen Abhängen und Felſen unterbrochen. Die be-

---

*) Quercus pubescens W.

**) Xanthium spinosum L., das häufig bei Swienitza vorkommt, dürfte nur als Ausnahme gelten können.

trächtliche Höhe dieſer Kalkfelſen, ihre weiße Farbe, durch Epheu-bekleidung gehoben, ihre wandförmige Ausdehnung, indem ſie nicht durch Thäler und Bäche unterbrochen werden und überhaupt ſehr arm an Quellen ſind, die Biegungen des Stroms, welche den Blick auf die nächſte Ferne einſchränken und dem Fluſſe die Phyſiognomie eines Alpenſees verleihen, aber zugleich ſeine rau-ſchende Bewegung: alles dies giebt den Stromengen ein eigen-thümliches Gepräge, den Ausdruck des Erhabenen und doch Um-ſchloſſenen, der grandioſen Gebirgsruhe und doch zugleich des nie befriedigten Kampfs. Das Thal iſt ſo vollkommen von der Do-nau ausgefüllt, daß die neu angelegte und beinahe vollendete Chauſſee am linken Ufer zum Theil durch den Fels gebrochen werden mußte. Hydrauliſche Arbeiten ſind gleichfalls erforderlich geweſen, und das Gebirge ſelbſt hat ſie durch ein ausgezeichnetes und ſeltnes Material erleichtert. Denn es findet ſich in der Nähe eine ſogenannte Puzzolane, eine vulcaniſche Erde, welche mit dem Kalke, der aus dem hieſigen Geſtein überall gebrannt werden kann, einen im Waſſer erhärtenden Mörtel bildet, deſſen vorzügliche Güte gerühmt wird. Wenn man aus deutlichen Zei-chen ſieht, daß die römiſche Straße, welche am ſerbiſchen Ufer angelegt war, eine große Strecke weit über dem Fluſſe von ſeit-wärts befeſtigten Balken getragen ſchwebte, ſo fühlt man ſich nicht veranlaßt, dem allgemeinen Urtheil beizuſtimmen, daß die Alten durch unbekannte Mittel es ebenſogut als wir verſtanden hätten, eine Straße durch felſiges Terrain einzuſprengen. Hät-ten ſie den Gebrauch des Schießpulvers gekannt, ſo würden ſie ſich nicht der mühſeligen Arbeit unterzogen haben, tiefe quadra-tiſch geformte Löcher in der Felswand einzumeißeln, um darin den horizontal gerichteten Balken einen immer nur unvollkommnen und gefährlichen Stützpunct zu geben. Betrachtet man dieſe aus-gezeichneten Reſte des Alterthums unter einem andern Geſichts-puncte, ſo kann man aus ihnen den Schluß ziehen, daß die Do-nau ungeachtet ihrer gewaltſamen Thätigkeit das Ufer ſeit jener Zeit nicht merklich zu zerſtören vermocht habe. Gelänge es dem Fluſſe, eine allmählige Zertrümmerung des Geſteins, das ihn einengt, und dadurch eine langſame Ausweitung und Vertiefung

ſeines Betts zu bewirken, ſo müßten jene Spuren bildender Menſchenhand längſt verſchwunden ſein. Daſſelbe kann man von einigen ſcharf vorſpringenden Klippen und Felseilanden behaupten, welche dem Andrang der Fluthen am meiſten ausgeſetzt ſind. Freilich ~~haben~~ ſie ein zerriſſenes und zerklüftetes Anſehen, aber daſſelbe iſt bei höher gelegenen Abſätzen der Felswand der Fall, die dem Strome ganz unzugänglich bleiben. Auch deutet der Bau der Schichten, in welche dieſe Kalkformation abgeſondert iſt, auf eine Entſtehungsart hin, welche man ſich nur im Zuſammenhange mit der Erhebung des ganzen Gebirgs durch vulcaniſche Kräfte vorſtellen kann. Denn man bemerkt an beiden Ufern, ſo weit ſie auch jetzt durch die Breite des Fluſſes getrennt werden, eine deutliche Uebereinſtimmung der Schichten, ſo, als hätten ſie einmal zuſammengelegen und wären erſt ſpäter auseinandergeriſſen. Man kann dies um ſo deutlicher wahrnehmen, als die Linien, in denen die Schichten von vorn geſehen ſich berühren, nicht gerade geblieben ſind, ſondern häufig ſehr unregelmäßige Biegungen und Unterbrechungen zeigen *). Was man in dieſer Rückſicht an der ſerbiſchen Uferwand beobachtet, findet man in gleichem Verhältniſſe im Banat wieder. So weiſen ſcheinbar widerſprechende Erſcheinungen, die Verworrenheit der Schichten und die Harmonie, in der dieſe ſich zwiefach darſtellt, dennoch auf dieſelbe Thätigkeit hin, welche die urſprünglich ebenmäßige Lagerung des Gebirgs verſtörte und hierauf das ungeheure Felsgewölbe bis in ſeine Tiefen ſenkrecht auseinanderſpaltete.

Von der Veteraniſchen Höhle, die ich ebenſo wie den Berg über Swienitza in Augenſchein nahm, bis zu der öſterreichiſchen Grenze bei Alt-Orſova behält der Engpaß ſeinen großartigen Character. Hierauf verflachen ſich die Berge allmählig und hören unterhalb des eiſernen Thors, der letzten und gefährlichſten Gruppe der den Strom durchſchneidenden Felskämme, völlig auf.

---

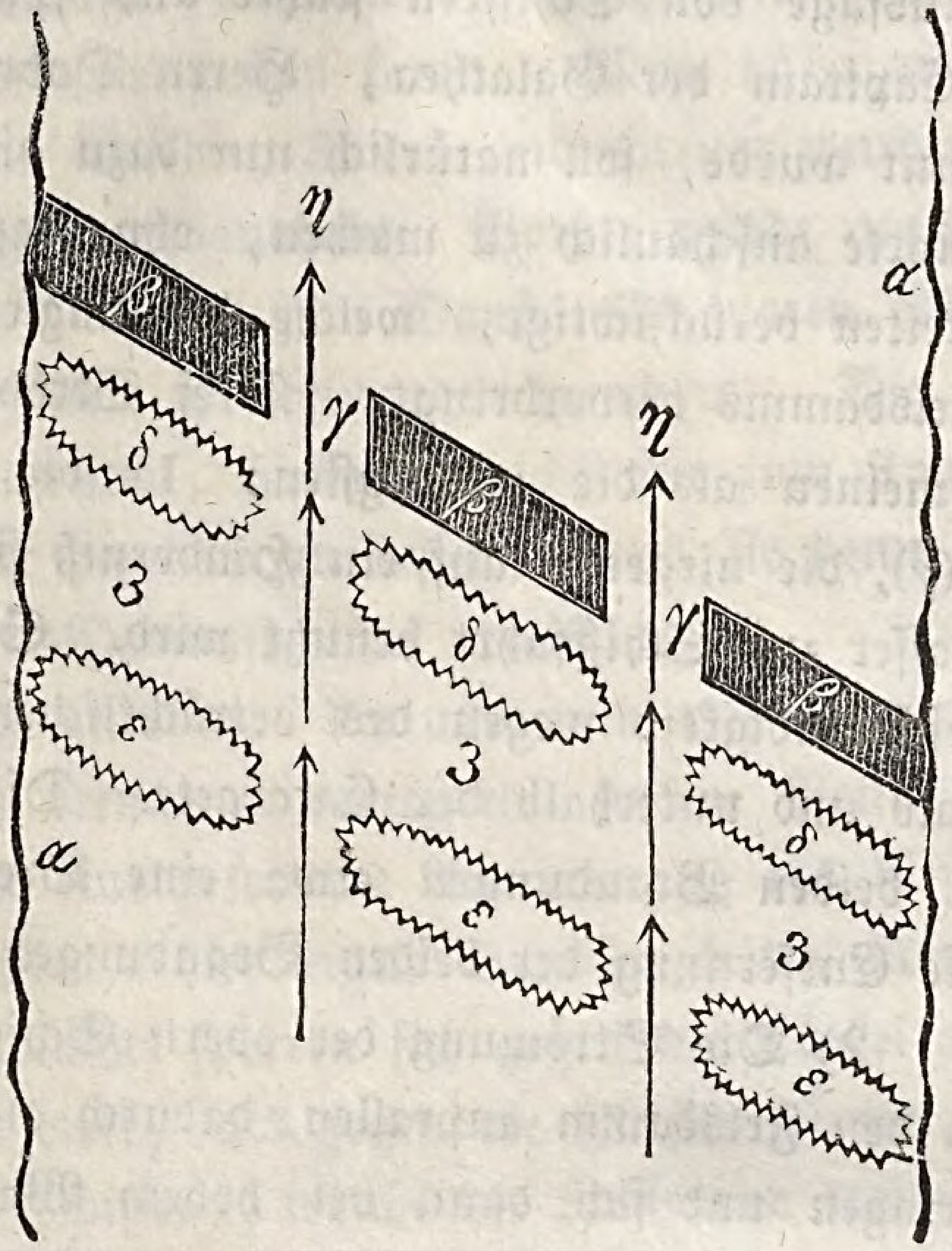
*) Beſonders mache ich auf eine der am meiſten gefürchteten Klippen, den Greben, aufmerkſam, der eine ſehr ausgebildete concentriſche Schichtenverwerfung zeigt. Sie iſt ähnlich gebildet und ebenſo ausgezeichnet, wie die im Bergkalk von Devonſhire, welche de la Beche beſchrieben hat.

Dann beginnt die große bulgariſch-wallachiſche Ebene. Beim eiſernen Thore, welches man nur bei einigermaßen hohem Waſſerſtande zu durchſchiffen wagt, war das Verhältniß der Strömungen zu den Steinbänken, die damals faſt durchaus von Waſſer überſtrömt wurden, am deutlichſten wahrzunehmen. Nur eine Brandung von kurzen, kräftigen Wellen, die den Fluß ſchräg durchſetzt und zwei glatte reißende Canäle zwiſchen ſich offen läßt. Einem derſelben wird das Schiff überlaſſen und gleitet mit großer Geſchwindigkeit zwiſchen den Klippen hindurch, welche die Brandung erzeugen. Die ſtürmiſch bewegte Fläche hat man zu beiden Seiten, aber man verwundert ſich, in der Mitte wieder ruhiges Waſſer anzutreffen, das von einem Ufer zum andern reichend die Brandung in eine obere und untere abtheilt. Anfangs ſcheint es, als ob zwei parallele Felsdämme das Flußbett in ſchräger Richtung durchſchneiden: aber dies beruht auf einer Täuſchung, da die obere Brandung nur einer Gegenſtrömung ihr Daſein verdankt. Die glatten Canäle im Sinne des Stromlaufs entſtehen dagegen durch Furchen in dem Damme. Dieſe Verhältniſſe können nur durch Zeichnung anſchaulich gemacht werden.

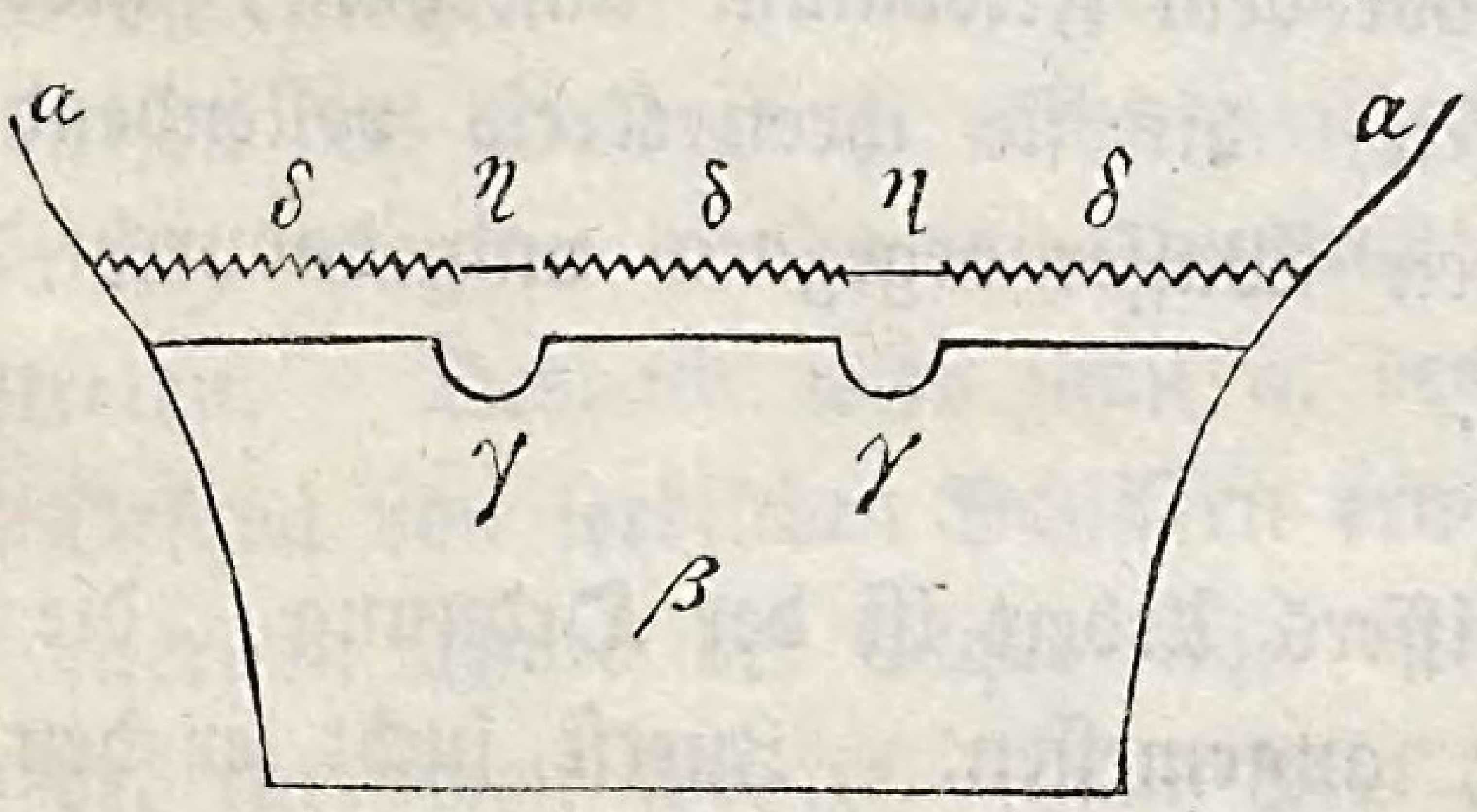
Bedeutung der Lettern in den Holzſchnitten der gegenüberſtehenden Seite.

- α = Ufer.
- β = Felsdamm, durch 2 Vertiefungen oder Rinnen = γ unterbrochen.
- δ = Brandung an und über dem Felsdamm (untere Brandung).
- ε = Brandung durch Gegenſtrömung (obere Brandung).
- ζ = Ruhige Fläche zwiſchen den beiden Brandungen.
- η = Ruhige Fläche in den beiden Canälen, durch die beiden Furchen in γ bedingt.
- $\rightarrow$ = Richtung der partiellen Strömungen.

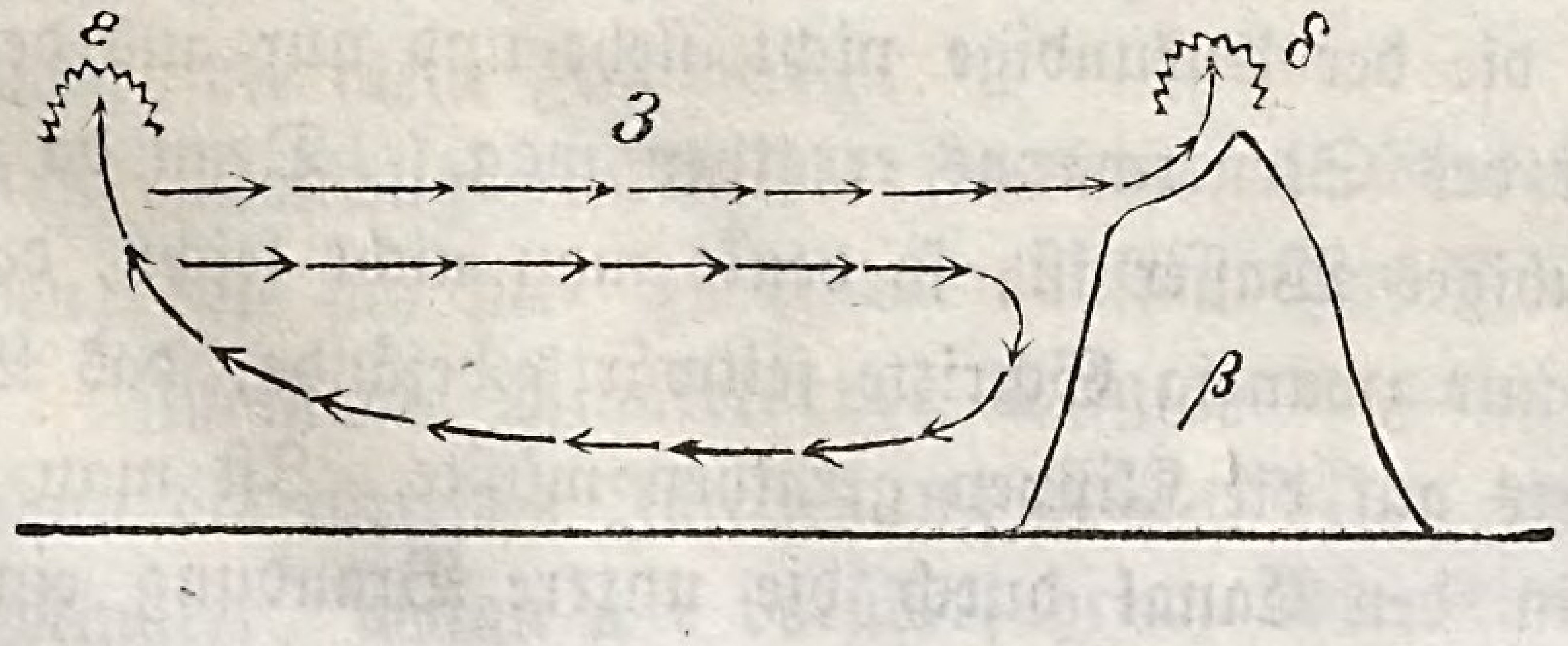
1) Aus der Vogelperſpective.



2) Idealer Durchſchnitt im Sinne des Felsdamms.



3) Idealer Durchſchnitt im Sinne des Stromlaufs.



Dieſe Darſtellung, welche durch Reflexion über die Vertheilung der bewegten und unbewegten Flächen des Stroms entſtand, ſich auf die Ausſage von Schiffern ſtützte und ſpäter durch den ortskundigen Capitain der Galathea, Herrn Dobroslovich, als richtig anerkannt wurde, ſoll natürlich nur dazu dienen, die weſentlichſten Puncte anſchaulich zu machen, ohne daß ſie ſecundäre Unregelmäßigkeiten berückſichtigt, welche die ungleiche Höhe und Geſtalt des Felsdamms hervorbringt. Drei Strömungen erſcheinen im Allgemeinen als die wichtigſten: 1) die Strömung in den Canälen (γ), die nirgends auf ein Hinderniß ſtößt und daher bei hohem Waſſer zur Schifffahrt benutzt wird. Sie hat zugleich die größte Geſchwindigkeit wegen des beträchtlichen Niveauunterſchiedes oberhalb und unterhalb der Cataracte. Die Canäle haben innerhalb der beiden Brandungen etwa eine Breite und Länge von 50′. Die Entfernung der beiden Brandungen beträgt mehre hundert Fuß. 2) Die Strömung der obern Schichten des Fluſſes, die gegen den Felsdamm anprallen, dadurch die untere Brandung hervorbringen und ſich dann bei hohem Waſſerſtande über den Felsdamm wie niedrige Waſſerfälle, oder richtiger als Stromſchnellen ergießen. 3) Die Strömung der untern Schichten des Fluſſes, die vor dem Felsdamm umkehren, alsdann ſchräg und aufwärts fließen, bis ſie ihren Kreis vollendend in ε dem abwärtsſtrömenden Waſſer begegnen und dadurch die obere Brandung erzeugen.

Des Schiffers Arbeit iſt der Ordnung, die in dieſem Aufruhre herrſcht, angemeſſen. Zuerſt ſucht er den Eingangspunct eines der Canäle durch die obere Brandung zu gewinnen; ſobald der Kahn eingelaufen, überläßt er ihn dem Strome, bis er das ruhige Waſſer erreicht hat. Aber hier erwartet ihn die größte Gefahr, die der Unkundige nicht ſieht und nur aus der eifrigen Thätigkeit des Steuermanns errathen mag. Denn da zu beiden Seiten ruhiges Waſſer iſt, ſo denkt man nicht leicht, daß, wenn man ſich nur zwanzig Schritte ſeitwärts befände, das Boot weiter abwärts auf die Klippen gerathen müßte. Iſt man aber endlich erſt in den Canal durch die untere Brandung eingelaufen,

ſo legen die Schiffer die Hände in den Schooß, ſo ſtürmiſch und gefährlich auch die nächſte Umgebung ſich ausnimmt.

Unſere Schiffer nahmen die Sache viel ernſthafter, als ſie bei einiger Erfahrung ſein kann. Man hörte nicht ſelten heftig hervorgeſtoßene Befehle, Ruder und Steuer wurden mit äußerſter Kraftanſtrengung gehandhabt. Vorher wurde um Schutz zur Madonna gebetet, nachher zum Dank. Es waren halbnackte Serben, die übrigens ſelten untereinander ſprachen. Die Aufregung, in die ſie ſich verſetzten, hatte vielleicht nur zum Zweck, uns unſere Rettung höher bezahlen zu laſſen, was ſie denn auch nach einer ausdrücklichern Demonſtration erreichten.

Die Quarantaine, die uns nun wie ein breites Meer von der Heimath trennte, verzögerte unſere Reiſe durchaus nicht. Dies verdient eine beſondere Anerkennung des Reiſenden, da die Einrichtung gerade hier eigne Schwierigkeiten hervorruft. Serbien und Wallachei ſperren ſich gegen die Türkei ab, Oeſterreich ſowohl gegen dieſe, als gegen die Fürſtenthümer. Nun hält es ſchwer, die Schiffer, welche die Reiſenden weiterſchaffen, ſo zu vertheilen, daß ſie nicht bei ihrer Rückkehr zur Contumaz genöthigt werden. Das für die Reiſe nach Galacz beſtimmte Dampfſchiff erwartet die Reiſenden an der ſerbiſch-türkiſchen Grenze. Die Serben dürfen das Dampfboot nicht berühren, weil es aus der Türkei kommt, Ungarn dürfen dagegen nicht einmal das ſerbiſche Ufer betreten. Deshalb wird man in der Contumaz-Anſtalt von Alt-Orſova von ſerbiſchen Schiffern erwartet und landet unterhalb des eiſernen Thors bei Gladosnitza auf ſerbiſchem Boden, hart an der türkiſchen Grenze. Man geht zu Fuße hinüber, ſchneidet ſich dadurch von der Chriſtenheit ab und beſteigt nun die abgeſperrte Galathea. Auf ihr fuhren wir den Morgen des 10. Aprils ab und erreichten um Mittag Widdin, die erſte türkiſche Stadt, die mein Fuß betrat.

Ganz allmählig waren die fremdartigen Eindrücke häufiger geworden, die ſich hier zu einem vollſtändigen Bilde vereinigen ſollten. Zuerſt die Minarets von Belgrad in nebelerfüllter Ferne; dann die türkiſche Inſelfeſtung Neu-Orſova mit einem einzigen Minaret, woran wir vorüberfuhren, die orientaliſche Klei-

dung von zwei Reiſegefährten, verhüllte Frauen am Quai von Widdin und endlich das Innere der Stadt! Die einſtöckigen Häuſer gleichen Jahrmarktsbuden: denn die inneren Räume treten zurück. An der Straße liegen nur offene Hallen, die von dem Dache des Hauſes überdeckt ſind. Durch Läden können ſie vorn verſchloſſen werden. Auf dem Fußboden der Halle, der einige Fuße über die Straße erhöht iſt, liegt eine Strohmatte ausgebreitet. Hier arbeitet der Handwerker oder handelt der Kaufmann. Alles iſt von Holz und ſieht verfallenen Hütten gleich. Nur die Moſcheen, von Stein, aber ohne architectoniſchen Schmuck erbaut und weiß angekalkt, machen eine Ausnahme von einem ſo einförmigen und niederſchlagenden Eindrucke. Die Straßen ſind eng, krumm, ohne Pflaſter und daher äußerſt kothig. Die Waaren ſind Brod, Reis, Tabak, Zuckerwerk, Pfeifen. Der türkiſche Kaufmann handelt nur mit einem einzelnen Gegenſtande. Fragt man nach einer andern Waare, ſo antwortet er: jook! (nein!). Bietet man weniger, als er fordert, ſo antwortet er: jook! Seine Waaren anzupreiſen, ſich zu unterreden, verſchmäht er. Ruhig ſitzt er da, auf den Knieen und rückwärts an die Wand gelehnt. Er raucht in langſamen Zügen. Ein Kohlenbecken ſteht neben ihm. Nie macht er eine unnöthige Bewegung. Der Anblick dieſer faſt thieriſch ausdrucksloſen Geſtalten giebt dennoch den öden Gaſſen beinahe das einzige Leben. Wir begegneten nur ſelten Vorübergehenden; einmal trafen wir einen Karren, der von Büffeln gezogen wurde. Frauen ſahen wir im Innern der Stadt nicht. Aber eine zahlreiche Menſchenmenge hatte ſich am Donauufer verſammelt. Einige Angeſehenere kamen an Bord des Dampfſchiffs, unter Andern der Leibarzt des Paſcha, der, wie er uns erzählte, in Jena promovirt war.

Die Gegend von Widdin iſt ſchon ganz flach. Am Horizont erblickt man im Süden die Balkankette, die ſich wie ein fernes Mittelgebirge ausnimmt. Das Clima dieſer weiten Ebene, die ſich in einer Breite von 40 geogr. Meilen und 60 geogr. Meilen lang vom eiſernen Thore nach Oſten erſtreckt und dort mit der Fläche von Südrußland verbunden iſt, trägt durchaus den Character des Oſtens und iſt viel rauher, als man, ohne dieſen

Einfluß zu bedenken, erwarten könnte, da die Polhöhe von Widdin der von Genua gleichkommt. Aber hier giebt es keine immergrüne Wälder und keine Südfrüchte. Nirgends ertragen Feigen und Orangen den Winter, und unter den Obſtarten, welche aus der Bulgarei nach Widdin geführt werden, zählt man nur unſere mitteldeutſchen Producte. An vielen Orten war noch jetzt der friſch gefallene Schnee liegen geblieben, keine Zeichen des Frühlings waren in der Pflanzenwelt ſichtbar, und ſo ungewöhnlich ſich auch in dieſem Jahre überall der Sommer verſpätete, ſo kann doch ein ſo anhaltender Aprilfroſt zum Zeugniß dienen, daß die ſüdeuropäiſche Flora über den Balkan nach Norden nicht herübergreife *).

Eben jetzt hob ſich die Temperatur und das Wetter wurde heiter. Deshalb entſchloß ſich der Capitain, die Nacht durchzufahren, und wir erreichten ſchon am Mittag des 11. April die Stadt Ruſtſchuk. Die Ufer bleiben flach und ſind größtentheils unbewaldet. An der wallachiſchen Seite zeigen ſich von Zeit zu Zeit ärmliche Dörfer, an unfruchtbaren Abhängen aufwärts gebaut. Gegenüber beginnen ungeheure Maſſen von Rohr **) das Land zu verdecken, die weiter abwärts das ganze Donauufer und die Inſeln bekleiden, jede andere Vegetation ausſchließen und nur ſelten von einzelnen Weidenbäumen unterbrochen werden. Kein Schiff, kein Nachen belebt die öde Waſſerfläche. Aber ſchon zeigen ſich Pelicane, wilde Gänſe, Enten und Möven, die Boten des Meers.

Ruſtſchuk machte einen etwas vortheilhafteren Eindruck als Widdin, das es auch an Größe übertrifft. Die belebteſten Straßen ſind überdeckt, d. h. ſie bilden einen Beſeſtan. Die Läden ſind reicher ausgeſtattet. Zierlich ausgemalte Pfeifenköpfe, die

*) Nach in Galacz eingezogenen Nachrichten hat man dort im Winter häufig 15—18° R. Kälte. Nördlich vom Balkan gedeiht nirgends eine Olive. Seidenzucht wird nicht getrieben. Weinberge ſind vorhanden, aber der Wein ſoll ſchlecht ſein. Korn und Mais ſind von anerkannter Güte. Die Wälder im Innern beſtehen aus Eichen und Tannen. Alle dieſe Angaben ſprechen für jene Behauptung.

**) Arundo phragmites L.

von hier nach der Hauptſtadt gehen, werden zu 2 Piaſtern *) verkauft. Ringe von gefärbtem Glas, welche die Türkinnen über dem Fußknöchel tragen, wurden mit nicht geringer Kunſtfertigkeit in Menge an der Straße gegoſſen. Sie ſind ſo eng, daß ſie auf eine chineſiſche Zierlichkeit des türkiſchen Fußes ſchließen laſſen. Mehre Türkinnen begegneten uns. Ein weites Gewand ohne Taille, das vom Hals bis zu den Zehen reicht, hüllt ihre Formen in undurchdringliches Geheimniß. Ein kreuzweis über das Geſicht geſchlungenes weißes Tuch läßt nur die Augen durch eine ſchmale Spalte hervorblicken. Jüdinnen erkennt man daran, daß nur die Hälfte des Geſichts verhüllt iſt. Eine Griechin aus Smyrna, die das Dampfſchiff in Augenſchein nahm und die Reiſenden durch eine liebenswürdige Converſation erfreute, war unverſchleiert und trug einen kleidſamen Turban. Die Stadt iſt offen; nur das unanſehnliche Palais des Paſcha iſt befeſtigt und der Hofraum mit aufgehäuften Kanonenkugeln verziert. Wir verweilten nur eine Stunde, um Kohlen einzunehmen, und erreichten noch ſpät Abends Siliſtria.

Ohne dieſe Stadt im Lichte des Tags zu erblicken, fuhren wir weiter und kamen am Mittage des 12. nach Braila, wo uns das Dampfſchiff des ſchwarzen Meers, der Ferdinando primo, erwarten ſollte. Bei Czernawoda macht die Donau die merkwürdige Biegung nach Norden, wodurch ihr Stromlauf wenigſtens um 30 geogr. Meilen verlängert wird. Hier iſt der Anfangspunct der bereits im Bau begriffenen Chauſſee nach Koſtendſche am ſchwarzen Meere. Dies iſt auch die Linie des projectirten Canals, der zwiſchen den Vorhügeln des Balkan und im Süden des Babadagh faſt im Niveau des Meers bequem angelegt werden kann. Der Babadagh im Lande der Dobrudſchen, den die Donau mit ihrer letzten Biegung umkreiſt, iſt ein eigenthümliches Gebirge. Es ſchließt die wallachiſche Ebene im Oſten, wie der Balkan im Süden. Es iſt eine bedeutende, abgeſchloſſene Kette. Bergformen und dunkle Erdfärbung müſſen jedem Europäer fremdartig vorkommen. Denn obwohl die nackten Abhänge und

*) 3 Sgr. C.-M.

die eckige Contur der Schneide an gewiſſe Küſtengebirge des Mittelmeers erinnern, ſo fällt doch das Maſſenhafte und Ebenmäßige der Bildung auf. Es iſt nicht bloß die Durchſichtigkeit der Luft, die ferne Spitzen ſo nahe erſcheinen läßt. Ebenſo viel trägt dazu gleichſam die Gegenſtandsloſigkeit der Abhänge bei: kein Thal, keine Wellenlinie, kein Fels, keine Waldbekleidung feſſelt den Blick an den Seiten des breit aufſchwellenden Hügels und das Auge ſchweift daher früher zu den formenreichen Spitzen hinauf. Herr von Prokeſch, der geiſtvollſte und treuſte Naturzeichner des Orients, bemerkt, daß ein größerer Zuſchnitt der Gebirge, reichere und dabei mildere Farben, breitere und ſanftere Thäler Aſien vor Europa auszeichnen *). Aehnliche Eindrücke bieten alle charactervollen Bergzeichnungen Arabiens, Syriens, kurz des aſiatiſchen Theils der Levante. Ich ſelbſt habe auf meiner Reiſe in Bithynien ſtets Verhältniſſe dieſer Art wahrgenommen. Herr Conolly, in deſſen Begleitung ich dieſe Reiſe zu machen das Glück hatte, bemerkte, daß ſolche Bergformen auch in Perſien häufig vorkämen. Sie verdoppeln die lähmende Kraft der orientaliſchen Sonne. Ihrer Gluth ſchutzlos hingegeben, durch das Aufwärtsſteigen erſchöpft, hat man noch viel mehr zu leiden, weil man die Entfernung jeder Höhe ſo weit unter ihrem Werthe ſchätzt.

Wenn man ſich Braila nähert, kündigt das nahe Meer durch den ungewohnten Anblick zahlreicher Schiffe ſich an. Der Handel iſt in ſteigender Blüthe, aber doch nicht ſo bedeutend als in Galacz, wo alle Handelsartikel der Moldau ihren Stapelplatz finden, während die Wallachei, außer über Braila, auch auf der großen Landſtraße von Bukareſt nach Varna die Producte von Ackerbau und Viehzucht den verödeten Provinzen Rumeliens zuführt.

Da der Ferdinando, durch einen heftigen Sturm auf dem ſchwarzen Meere zurückgehalten, erſt am folgenden Mittage eintraf, benutzte ich, von der Stadt durch die Quarantaine abgeſchnitten, die Zeit zu einem Ausflug auf eine der gegenüberliegenden bulgariſchen Inſeln. Sie iſt ſumpfig, völlig flach und

---

*) Denkwürdigkeiten aus dem Orient I. p. 455.

durchaus von Phragmites überwachſen. Nur am Ufer ſteht ſparſames Weidengebüſch. Unzählige Waſſervögel, Enten, Gänſe und Störche beleben ſie. Maleriſch liegt das blaue Gebirge über der weiten Ebene im Hintergrunde. Eine ähnliche Inſel beſuchte ich bei Galacz. Ein über alle Begriffe ſchmutziges Dorf brachte uns dort mit bulgariſchen Landleuten in Berührung. Wie verſchieden iſt hier ſchon der Eindruck, den die vermiſchten Nationen hervorbringen: der Bulgare mit ſeiner ſlaviſchen Geſichtsbildung, dürftiger Umgebung, mangelhafter Kleidung, unreinlich an Perſon und Behauſung, aber von gutmüthigem, dienſtwilligem Benehmen; der Türke, auf dem Verdecke des Schiffs in weiten Gewändern gelagert, fremd und zurückhaltend, ohne Bewegung in den edlen Zügen, die nicht ſelten dem Ideal männlicher Schönheit entſprechen, aber wegen des völligen Mangels an geiſtigem Character nur durch ihre Form anziehend wirken können; endlich die Franken, die uns ſo gütig wie alten Freunden begegnen und die Vorzüge der Heimath einprägen.

Am 15. April verließen wir Galacz vor Sonnenaufgang und erwachten in Tuldſcha, wo das Delta der Donau beginnt. Ein ruſſiſches Kanonenboot rief uns an, Wachpoſten ſtanden längs des Ufers, wie in der Militairgrenze. Die Einfahrt in den Suline-Arm iſt ſehr eng. Ein kürzlich verſunkenes Schiff verſperrte ihn zur Hälfte; ein zweiter Schiffbruch an dieſer Stelle würde die Donaumündung ſchließen. Sehr viele Schiffe, Griechen, Ruſſen, Genueſer, begegneten uns. Da ſie in den häufigen Krümmungen des engen Fluſſes beſtändig den Wind verlieren, werden ſie ſtreckenweis von Menſchen gezogen. In der Ferne iſt Ismail, die nächſte beſſarabiſche Stadt, ſichtbar. Uebrigens ein unbegrenzter Phragmites-Horizont. Im Süden unterbrechen ihn nur die äußerſten Vorgebirge des Babadagh, fünf ausgezeichnet geformte Berge, deshalb Peſchdagh, das Fünfgebirg, genannt. Es dient den Schiffern auf der See zum Wahrzeichen. Außerdem nur Rohr, ſo weit das Auge trägt und auf der Inſel rechts, die Einige für Peuce halten, in der Ferne ein Eichenwald. Zahlloſe Seevögel verkünden die Nähe des Meers. Möven ſchwimmen und ſchießen über die glatte Stromfläche hin. Schaaren

von Pelikanen im mannichfaltigſten Gefieder, grau, ſchwarzbeſchwingt, roſenroth, fahl bis in's Weiße, laſſen ſich in der Nähe betrachten, ohne das Geräuſch der ſchäumenden Räder zu ſcheuen. Endlich erſcheinen die Häuſer der ruſſiſchen Redoute am rechten Ufer der Mündung, die See ragt über die Küſte hervor, fünf Schüſſe der Begrüßung werden gewechſelt und um 1h 30′ fahren wir in's ſchwarze Meer. Der Himmel war fleckenlos klar, günſtiger Wind aus Norden, nie hatte der Ferdinando eine kürzere Fahrt nach Stambul gemacht.

Am folgenden Morgen ſteuerten wir in die Bai von Varna und verweilten zwei Stunden in dieſer Stadt. Schon lange vorher hatten wir uns der reizenden Landſchaft erfreut. Die Bucht bildet einen Halbkreis, der von bewaldeten, leider noch nicht begrünten Hügeln und weißen Kalkfelſen umſäumt wird. An der nordweſtlichen Terraſſe lehnt ſich die Stadt hinauf. Beim Eintritt in dieſelbe lud der Paſcha die Paſſagiere der erſten Cajüte zu einer Audienz ein. Er heißt Haſſif-Paſcha und ſteht unter dem Muſchür *) von Siliſtria. Wir wurden in ein ärmliches Haus geführt, aus deſſen Fenſtern man den Hafen erblickte. In einem kleinen Zimmer, deſſen einziges Möbel der verblichene Divan war, empfing er uns drei Perſonen nebſt dem Schiffscapitain. Er ſaß mit einem Bin-Baſchi **) auf dem Divan und begrüßte uns höflich. Einige Schemel wurden herbeigetragen, auf die wir uns ſetzten, Caffee und Pfeife ward geboten, aber, da kein Dolmetſcher gegenwärtig war, ſo fand die Unterhaltung größtentheils bei gegenſeitiger Betrachtung des Phyſiognomien ihr Bewenden. Dieſe ſtumme Ehre dauerte einige Minuten und dann durchwanderten wir die Stadt. Hier fand ſich denn ein größeres Palais des Paſcha, dem er das Häuschen, wo wir ihn ſahen, der Lage wegen vorzieht. Jenes liegt am Ende der Stadt, in der Nähe eines Kirchhofs, den ein prächtiger Brunnen mit ſehenswerthen Verzierungen ſchmückt. Von da kann man die Befeſtigungswerke

*) Vergl. die Nachrichten über die jetzige Adminiſtration, die mir in Salonichi mitgetheilt wurden.

**) Colonel.

überſehen, deren Anlage ausgedehnte Räume einſchließt. Von der Südſeite deckt ſie der Hafen und ſüdweſtlich ein See, der mit dem Meere in Verbindung ſteht. Im Norden iſt eine niedrige Bergkette etwa eine Stunde entfernt. Wiewohl an ihren Höhen noch Schneefelder ſich zeigten, ſo erblickte ich doch hier zuerſt in einigen blühenden Pflanzen deutliche Zeichen italieniſcher Vegetation *) und war alſo endlich ſüdwärts von den nördlichſten Ausläufern der Balkankette in das Florengebiet des ſüdlichen Europa eingetreten.

Am 17. Morgens 5ʰ 15′ rief uns der Capitain auf's Verdeck, da die Küſte am Bosporus ſichtbar ſei. Die Sonne ging rein auf: es wurde der ſchönſte Tag. Bald liegen die Cyaneen neben uns, alle Wunder des Bosporus gleiten an uns vorüber, hundert Schiffe begegnen uns, den jüngſt entſtandenen Südwind zu benutzen. Das europäiſche Geſtade prangt im Lichte der Morgenſonne, Aſien liegt noch im Schatten der Dämmerung, klar ſchimmert aus weiter Ferne die Schneelinie des Olymp herüber, ein leichter Duft iſt über der wunderbaren Stadt ausgebreitet. Dieſe Gegenſätze erhöhen noch jenen überſchwenglichen Eindruck, der jede Phantaſie überbietet, den keine Kunſt der Darſtellung feſſeln zu können ſcheint, und den dennoch Hammer und Prokeſch mit ebenſo viel Empfänglichkeit, als Kraft und Treue wiedergegeben haben. Um 8ʰ wurde der Anker im Hafen von Stambul niedergelaſſen.

---

*) Z. B. **Ornithogalum exscapum Ten. Ceratocephalus falcatus P.**

Zweites Capitel.

Reiſe nach Bruſſa.

Dimitri. Bulgurlu. Kiahad=Chané. Vorbereitungen zur Landreiſe. Verluſt des Barometers. Cartal. Prinzeninſeln. Jévisa. Herſek. Jálova. Gebirge Samanli. Kemlik. Gebirge Catirli. Ebene von Bruſſa.

Ueber meinen Aufenthalt in Conſtantinopel, der durch eine Reiſe nach Bruſſa unterbrochen wurde, habe ich nur die Abſicht, einige Fragmente mitzutheilen, die ſich grôßtentheils auf den Betrieb der Vorbereitungen meines Hauptzwecks beziehen. Nachdem ich mich unter den Schutz der ôſterreichiſchen Geſandtſchaft geſtellt hatte, bemûhte ich mich, einen ehrlichen und gewandten Dolmetſcher ausfindig zu machen, um ihn fûr die ganze Reiſe in meine Dienſte zu nehmen. Man hatte allgemein eine ſo ſchlechte Meinung von dieſen Leuten, daß ich Urſache fand, ſehr vorſichtig zu Werke zu gehen. Das Uebelſte iſt, daß ſich zu ſolchen Dienſten faſt nur Griechen verſtehen, von allen in der Hauptſtadt vereinigten Nationen die am ſchlechteſten berufene. Zum Glûck kehrte gerade einer der preußiſchen Officiere, die eine Zeit lang im Dienſte der Pforte verwendet wurden, aus Aſien zurûck, nachdem er dort zehn Monate gereiſt war, und unter Andern auch von einem griechiſchen Dolmetſcher begleitet wurde. Da ſich dieſer bei mir meldete, hatte ich Gelegenheit, perſônlich Erkundigungen ûber ſein Betragen einzuziehen. Er hieß Dimitri Mpernardos, war ûber die Jahre der Leidenſchaft hinaus, hatte in Conſtanti=

nopel Familie, und ſprach fertig türkiſch, griechiſch, arabiſch, franzöſiſch und italieniſch, während er noch in einigen andern Sprachen oberflächliche Kenntniſſe beſaß. Sein Herr gab mir die Verſicherung, daß er geſchickt und verſtändig ſei, und daß er ihm treu gedient habe, fügte indeſſen die allgemeine Bemerkung hinzu, daß man einem Griechen niemals zu ſehr trauen dürfe. Ein deutſcher Diener klagte ihn der Trägheit an. Ich war in der Lage, mich meinem Dolmetſcher in der Folge ganz anvertrauen zu müſſen. Denn ich konnte meine Zeit nicht auf Sprachſtudien verwenden, ich konnte auch nicht mehre Diener mit mir führen, ich mußte dem Einzigen alles Oeconomiſche überlaſſen, und er mochte, wenn er untreu war, die Koſten nach Willkühr verdoppeln. Denn ſelbſt, wenn ich ihn ertappt hätte, würde ich es haben verſchweigen müſſen, da ich ihn im Innern des Landes nirgends hätte erſetzen können und ein offnes Zerwürfniß nur zu meinem eignen Nachtheil ausgeſchlagen wäre.

In dieſer Lage wünſchte ich, nicht ohne perſönliches Studium eines für mich ſo wichtigen Menſchen mich ſeiner Discretion hinzugeben. Ich entſchloß mich daher, vor der Hand eine Probefahrt mit ihm anzuſtellen und mich erſt, wenn ich mit ihm nach Conſtantinopel zurückgekehrt wäre, über das weitere Engagement zu entſcheiden. Da ich kein paſſenderes Individuum fand, als Dimitri, ſo wurde ich mit ihm einig, daß er mich durch Bithynien nach Bruſſa und zurück begleiten ſolle. Ich bevorwortete gleich, daß er ſich auf einen längern Dienſt bei mir keine Hoffnung machen dürfe, indem ich auf dieſe Art zu bewirken hoffte, daß er ſich nicht beſſer und treuer anſtellte, als er wirklich war. Denn war er auf unredlichen Gewinn bedacht, ſo mußte ihn die Kürze der Dienſtzeit anfeuern, ſo viel Vortheil als möglich aus dieſen wenigen Tagen zu ziehen. Zugleich verbarg ich ihm ſorgfältig meine geringen Kenntniſſe im Neugriechiſchen, die mich indeſſen in den Stand ſetzten, auf Unterhaltungen, in denen er ſich ganz unbeachtet glaubte, ein wachſames Ohr zu richten. Als er in der Folge dieſe Liſt erfuhr und zugleich bemerkte, daß ich ſtets eine Summe Geldes an einem Orte, der auch ihm unbekannt geblieben iſt, verborgen bei mir

führte: ſo verſchafften mir dieſe Umſtände eine Achtung, mit der kein Grieche verſchwenderiſch zu ſein pflegt und die dazu diente, ſeinen Dienſteifer zu erhöhen. Endlich vollzog ich einen ſchriftlichen Contract, wonach er mich als Dolmetſcher, Diener und Koch überall hin begleiten mußte, während ich mich verpflichtete, ihm monatlich 350 Piaſter *) zu zahlen und für ſeine Beköſtigung und Rückreiſe nach Conſtantinopel Sorge zu tragen.

Die zuvorkommende Fürſorge der öſterreichiſchen Internuntiatur verſchaffte mir in kurzer Zeit einen Ferman nach Bruſſa und ſo konnte ich nach zehntägigem Aufenthalt in der Hauptſtadt die Reiſe antreten. Ehe ich indeſſen von ihr berichte, kann ich nicht unterlaſſen, wenigſtens über zwei meiner Wanderungen in den Umgebungen von Conſtantinopel mein Tagebuch vorzulegen.

Die erſte hatte zum Ziel den Bulgurlu, die dominirende Höhe **) über Scutari, von der die Rede geht, daß, wenn die Lage von Stambul die ſchönſte in Europa ſei, der Blick von dieſem Berge Alles, was Natur und Geſchichte dieſen Küſten ſpendeten, in erſchöpfender Fülle umfange und in künſtleriſcher Anordnung darlege. Eine Stunde dauerte die Fahrt über den Bosporus, zwei Stunden gebrauchten wir bis zur Spitze des Bergs, deſſen breiter Fuß längs des Bosporus von Scutari umſäumt und von dem Marmormeer durch den berühmten Cypreſſenfriedhof geſchieden wird. Ueber der Stadt erhebt er ſich als ein ſanft geneigter Kegel, mit Feldern und Triften an den Abhängen, wo manche zierliche Blume des Südens blüht ***). Eichen, Lorbeer, Arbutus, Phillyreen und Ciſten bilden ein immergrünes Geſträuch, aus dem die breit- und die ſchlankgewachſene Cypreſſe in einzelnen Stämmen hervorragt. Ebenſo häufig ſind Ulmen, die eben blühten und noch nicht anfingen, ihre Blätter zu entfalten. Dieſer Umſtand, am 20. April noch Bäume blatt-

*) $87\frac{1}{2}$ Francs.

**) Die Spitze liegt nach des Grafen Andréoſſy Meſſung 240 Meter über dem Bosporus (Andr. Voy. p. 90.).

***) Z. B. Trifolium uniflorum L. und Oliverianum Ser. Ranunculus gracilis DC. Hypericum origanifolium W.

los anzutreffen, die in Neapel ſchon zu Anfang Februar aus-ſchlagen, überraſchte mich um ſo mehr, als ſie inmitten einer Vegetation wuchſen, welche nur in italieniſchem Clima gedeiht. In der That iſt die Jahreswärme von Conſtantinopel der von Livorno und Montpellier gleich *). Man darf zwar vermuthen, daß der Gegenſatz von Sommer und Winter an der Küſte des ſchwarzen Meers viel größer ſei, als am Mittelmeer, aber dies erklärt keineswegs eine ſo bedeutende Regelloſigkeit, daß, während die immergrünen Sträucher Südeuropas den Winter ertragen, die Ulme erſt blüht, wenn ſie in Paris ſchon ſeit einem Monat belaubt iſt. Man nimmt bekanntlich an, daß in Europa mit jedem Breitegrade nach Süden zu die Vegetationsperioden ungefähr um vier Tage früher eintreten. Wie ſehr ſcheint es dieſem Geſetze zu widerſprechen, daß ein Baum, deſſen Belaubung nach den vergleichenden Beobachtungen von Lord Suffield und Marſham in England durchſchnittlich den 15. April eintritt, 10—15 Grad ſüdlicher und fünf Tage ſpäter noch unbelaubt iſt. Sollte die Verſchiedenheit der einzelnen Jahre ſo groß ſein? Man hat gefunden, daß an demſelben Orte in Norfolk die Ulme in dem frühſten Jahre den 4. März, in dem ſpäteſten den 6. Mai ausſchlug. Aber eine einfache Rechnung kann beweiſen, daß dieſe Unterſchiede, ſo groß ſie ſind, dennoch bei Weitem nicht ausreichen, jene Anomalie zu erklären. Dazu kommt, daß ich bei Prokeſch eine zweite Angabe über das ſpäte Erwachen der Pflanzenwelt in Conſtantinopel antreffe. Er ſchreibt **) den 17. April 1826 aus Therapia, daß noch kein Baum am Bosporus grün ſei. Eine Erklärung verſuche ich nicht. Sie wird erſt mit einiger Wahrſcheinlichkeit gegeben werden können, wenn das Clima von Conſtantinopel genauer bekannt iſt. Ich werde noch einmal Gelegenheit finden, zu zeigen, daß die Abhängigkeit des Pflanzenlebens von den Jahreszeiten noch ein Gebiet iſt, das räthſelhafte Phänomene einſchließt.

---

*) Nach der Iſothermencharte von Mahlmann in deſſen Ueberſetzung von Forbes Meteorologie.

**) Denkwürdigkeiten 3. p. 244.

Oben auf dem Bulgurlu ſteht eine Gruppe von Ulmen und Cypreſſen. Dort pflegte Mahmud, der damals noch lebte, zu Zeiten die Herrlichkeit ſeines Reichs zu überblicken. Gegen Weſten ſieht man im Vordergrunde dicht unter der Spitze einen Brunnen, von hohen Bäumen überwölbt, unten am Abhang ganz Scutari hinabgebaut, links ſtundenweit den Cypreſſenwald bis an's blaue Meer, aus deſſen Fläche einzelne Segel, die Prinzeninſeln und aſiatiſche Berge hervortreten. Unter Scutari erſcheint der Bosporus, wie ein breiter, reichbelebter Strom; gegenüber zuerſt Stambul ſelbſt, auf ſeinem flachen Hügel breit gelagert, unten die Cypreſſen des Serails, oben die goldbeladenen Kuppeln und Minarets der Moſcheen, ſeitwärts die unendliche Häuſermaſſe; rechts vom Serail das goldne Horn, der Hafen, worin damals über den dichten Maſtenwald die Flaggen der ganzen Osmaniſchen Flotte herabwehten; weiterhin die Vorſtädte, über ſechs Hügel vertheilt; endlich im Norden die reichgeſchmückten Ufer des Bosporus, der in ſeiner Krümmung dem Auge entſchwindet. Dieſes Bild, das ſo unſäglich reich in ſeinen Details und zugleich ſo lebendig als großartig iſt, ſteht in ernſtem Gegenſatze zu dem kahlen, unbebauten Hügellande, auf deſſen weſtlichem Vorgebirge man ſich findet und das ſich weit nach Aſien hinein zu einer Bergkette in der Richtung von Nicomedien zuſammenordnet.

Nicht weniger wüſt und traurig iſt die wellige Hügelfläche, die ſich im Weſten der Hauptſtadt ausdehnt. Ich durchſchnitt einen Theil derſelben, als ich das freundliche Thal der ſüßen Waſſer von Europa beſuchte, welche ſich in graſigem Grunde zwiſchen den Hügeln und Vorſtädten zum Hafen hinſchlängeln. Es war am Tage vor meiner Abreiſe. Wir hatten in Beſchiktaſch, der äußerſten Vorſtadt von Conſtantinopel am Bosporus, unſerer ſieben Landsleute beim liebenswürdigen Dr. Neuner, damaligem Leibarzte des Sultans, geſpeiſt und überließen uns deſſen Führung. Er zeigte uns zuerſt das noch im Bau begriffene, neue Palais des Großherrn und den gegenüberliegenden engliſchen Park, den ein Wiener Gärtner kürzlich eingerichtet hatte. Wiewohl er ſehr abſchüſſig liegt, war dieſe Lage doch

zweckmäßig benutzt. Alles Gebüſch beſtand aus einheimiſchen Sträuchern und konnte ſich nicht bloß an Mannigfaltigkeit mit unſern Anlagen meſſen, ſondern übertraf ſie weit durch das immergrüne Laub, das der nordiſche Himmel verſagt. Eichen und Arbutus*) ſah ich am häufigſten. Eine ausgezeichnete Felspartie mit Cascade und Baſſin trug wieder andere Geſträuche des Südens von niedrigem Wuchs **), zwiſchen denen Farrenkraut und Epheu ſich an das Geſtein ſchmiegten. Jenſeit der Straße am Bosporus liegt das Palais, das bereits großentheils vollendet und bei Weitem das prächtigſte Gebäude von Conſtantinopel iſt. Aber Alles iſt, bis auf die zahlreichen Säulen, von Holz. So will es das muſelmänniſche Geſetz, welches für das kurze Leben nichts Dauerndes zu ſchaffen erlaubt und nur den Moſcheen ſteinerne Mauern giebt, damit Jeder unterſcheiden könne, was zur Ehre Gottes und was für den flüchtigen Bedarf des Menſchen errichtet ſei. Armeniſche Baumeiſter haben den neuen Pallaſt gebaut, aber der Sultan hat aus beſonderer Vorliebe die Ausführung perſönlich geleitet. Manches iſt unſymmetriſch und geſchmacklos, und das Einzelne ſchadet dem Eindruck des Ganzen, aber die Fronte am Waſſer iſt wahrhaft großartig. Daſſelbe Urtheil läßt ſich über die innere Einrichtung ausſprechen, und, um nur die guten Seiten hervorzuheben, gedenke ich des großen Audienzſaals, der die höchſte Bewunderung erregen muß. Es iſt ein Oblongum von 168′ Länge, 78′ Breite und 48′ Höhe. Er endigt im Fond mit einer Rotonde. 40 corinthiſche Säulen mit Blumenverzierungen am Schaft ſtehen im Umfang. Im Harem findet ſich ein reizendes Veſtibulum mit doriſchen Säulen, matt beleuchtet; Bauart und Waſſerzufluß beſtimmen es zu einem Zufluchtsort gegen die Hitze. Die Fenſter des Harem ſind mit dichtgeflochtenem Gitterwerk verſehen. Von der einen Seite ſieht man gegen das Meer, von der andern in einen abgeſonderten Garten. Dieſer enthält wunderlich geformte Blumenbeete und in

---

*) Quercus coccifera L. Arbutus Unedo L. und Andrachne L.

**) Ruscus aculeatus L. Hypericum calycinum L. Phillyrea media L. Asparagus acutifolius L. Spartium scoparium L.

der Mitte einen kleinen Raſenplatz, der von hohen Linden beſchattet und durch einen Canal mit vier waſſerſpeienden Schwänen umſchloſſen wird. Wo der Bau noch nicht vollendet iſt, ſieht man, wie unſolide die Wände beſchaffen ſind. Zwiſchen dem Gebälk iſt zu beiden Seiten eine Lage von dünnen Brettern angenagelt und der hohle Raum mit Schutt ausgefüllt. Die fertigen Zimmer laſſen eine ſo vergängliche Grundlage nicht vermuthen. Sie ſind mit dem reichſten Stucco luſtro bekleidet. Ueberall iſt im Einzelnen Vieles auszuſetzen, aber doch ſpricht es zur Phantaſie wie ein arabiſches Mährchen.

Nach dieſen Genüſſen ſetzten wir uns zu Pferde und ritten eine Stunde weit in weſtlicher Richtung, indem wir die Stadt zur Linken ließen. In welchen Gegenſätzen bewegt man ſich hier! Rückwärts und im Süden die reichſten Blicke auf den Bosporus, das Marmormeer und die Stadt, auf der andern Seite hingegen ein weiter, öder Horizont, den man mit nichts genauer vergleichen kann, als mit der Steppe im nordweſtlichen Deutſchland. So wie dort iſt der Boden wellenförmig gehoben und geſenkt. Ohne Bebauung bleibt er der Natur überlaſſen. Wie ihn dort die braune Calluna bedeckt, ſo erblickt man auch hier, bis auf einzelne Grasflecken, nur eine einzige Art von niedrigem Geſträuch, das alle Gründe und Höhen überzieht. Es iſt das weißdornige Poterium *), das nicht einmal farbige Blüthen trägt und deſſen feingefiederte Blätter unter den äſtigen Dornen verſchwinden. Freilich trägt hier weder der Flugſand, noch freie Säure im Boden die Schuld einer ſo unfruchtbaren Vegetation, aber das Alterthum der Anſtalten zur Waſſerernährung der Hauptſtadt beweiſt, daß dieſe Flächen nicht bloß verwahrloſt ſind und daß das alte Byzanz, wie das Stambul von heute, an eine quellenleere Wüſte grenzte. Denn ſo reich die vulcaniſche Hügelküſte des Bosporus den Fleiß der Bebauung belohnt, ſo trägt die Felsart **) landeinwärts nur ein dünnes und ſteriles Erd-

---

*) Poterium spinosum L.

**) Thonſchiefer.

reich, welches die drittehalbtauſendjährige Blüthe der Stadt nicht urbar zu machen verſtanden hat.

Endlich erreichten wir den engen Thaleinſchnitt der ſüßen Waſſer*), der von Nord über Süd nach Oſt dieſe Einöde durchſchneidet. Wieſen vom friſcheſten Grün begleiten den Fluß; in dieſer Jahrszeit erſcheinen ſie mit farbigen Flecken; durch Ranunkeln und Jonquillen entſtehen die gelben, durch Schneeglöckchen, Bellis und Cardaminen **) die weißen und röthlichen Tinten. Aus den Wieſen erheben ſich Alleen von Platanen, Ulmen und Linden, auf deren Zweigen unzählige Nachtigallen ſchlagen. Von den Bäumen werden Gärten und Landhäuſer beſchattet. Eine prächtige Villa gehört dem Sultan und wird oft von ihm beſucht. Häufig begegnet das Auge einer Gruppe von Menſchen, die, in dem Grunde gelagert, ſich der Kühle, des Duftes der Blüthen und aller Reize des ſtillen Ortes erfreuen. Einige kamen uns zu Pferde entgegen, griechiſche Bajaderen, die auf dem Raſen Tänze aufgeführt hatten. Wild jagten ſie an uns vorüber. Sie trugen ein knappes Muſſelinhemd; lange ſchwarze Flechten flatterten um den bunten Turban; ihr Geſicht war unverſchleiert und glühte von der Anſtrengung. Dies iſt das einzige Beiſpiel ungebundner Sitte, das mir in der Levante vorgekommen iſt. Selbſt bei Volksfeſten habe ich nur Männer tanzen geſehn. Ueberall klagten ausſchweifende Franken über die Zurückhaltung des Geſchlechts.

Der üppige Graswuchs, der, wie eine Gabe nordiſcher Natur, ſo viel zu den Annehmlichkeiten dieſes Thals beiträgt, erregte meine Aufmerkſamkeit. Da auf Wieſen und Weiden von Südeuropa regelmäßig blatttragende Kräuter, beſonders Leguminoſen, das geſellige Wachsthum der Gräſer unterdrücken und nur in den Gebirgen die Grasebenen des Nordens wiederkehren, ſo war ich verwundert, hier im Niveau des Meers Verhältniſſe an-

*) Kiahad-Chane. Eine gut gewählte Anſicht dieſes Thals findet ſich unter den Kupferſtichen zu Raczinsky's maleriſcher Reiſe.

**) Ranunculus bulbosus L. Narcissus Jonquilla L. Leucojum aestivum L. Bellis sylvestris Cyr. Cardamine pratensis L.

zutreffen, die jener Erfahrung mit Entſchiedenheit widerſprachen. Selbſt in den Grasarten, welche hier vorherrſchen, bemerkte ich durchaus keinen ſüdlichen Typus. Ich habe in der Folge mehrfach Gelegenheit gehabt, analoge Erſcheinungen zu beobachten, jedoch nur in der Nähe der Küſte, oder in waſſerreichen Niederungen. Vielleicht hat man nur deshalb in Süd-Europa eigentliche Wieſen ſeltner angetroffen, weil die größere Verbreitung der Gebirge und des hügeligen Landes periodiſche Ueberſchwemmungen und die Bildung ausgedehnter Marſchen wenig begünſtigt.

Schon ſeit mehren Tagen hatte ich alle Vorbereitungen zu meiner Abreiſe vollendet. Da man faſt nirgends Fahrwege antrifft und mein Gepäck mich hinderte, zu Fuße zu gehen, ſo mußte ich mich bequemen, zu Pferde nach der landesüblichen Weiſe mich einzurichten. Ich kaufte im Bazar einen Tatarenſattel, der unſern Schulſätteln gleicht und äußerſt bequem iſt, wiewohl man Anfangs Mühe hat, ſich an die eiſernen und ſchuhförmig geſtalteten Steigbügel zu gewöhnen. Da man mich davor gewarnt hatte, indem das Eiſen den Fuß leicht beſchädigt, ſo verſah ich mich zugleich mit türkiſchen Reitſtiefeln. Sie werden, wie das türkiſche Schuhwerk überhaupt, nicht nach dem Fuße geformt, aber ſchließen ſich doch leicht an, indem ſie ohne eine Sohle durchaus von weichem Leder verfertigt werden. Dies wäre nun an ſich wenig geeignet, den Fuß zu ſchützen, aber man trägt noch unter den Stiefeln Strümpfe von ſehr dickem, ſteifem Wollenzeug. Dieſe reichen bis über die Kniee und bedecken das Beinkleid. Als die Stiefel gar bald durchgeſchabt waren, verhinderten die Strümpfe jede nachtheilige Reibung an den Steigbügeln. Ich hatte indeſſen nach einiger Zeit genug Uebung im türkiſchen Sitz erworben, um dieſe ſchwere und läſtige Tracht ablegen zu können. Uebrigens war in meinem Anzuge nur eine einzige Veränderung zu treffen. Denn da außer den Franken auch die viel mehr über das Land verbreiteten Aerzte ſich bis auf den Hut der europäiſchen Kleidung bedienen, ſo könnte nur etwa unſere Kopfbedeckung Aufſehen erregen. Ich legte daher den türkiſchen Fez an, bekanntlich eine hohe rothe Tuchmütze ohne

Schirm mit einer reichen Quaſte von blauer Seide. Anfangs ſcheint der Fez beſonders wegen der ſteifen Untermütze, wodurch er erſt Haltung bekommt, ſchwer und unbequem, erregt auch wohl Kopfſchmerzen, aber bald gewöhnt man ſich an dieſe Tracht, und da bei keiner Veranlaſſung der Kopf entblößt wird, ſo lernte ich darin ein wenigſtens für meine Conſtitution unfehlbares Schutzmittel gegen Erkältungen ſchätzen.

Am 27. April ließ ich mich nach Scutari überſetzen, mußte jedoch im Poſthauſe bis 5 Uhr Nachmittags auf die Pferde warten. Mit eignen Pferden zu reiſen, hatte Dimitri widerrathen, weil man beſtändig wegen der Unterkunft in Verlegenheit ſei. Dies iſt nicht begründet und war vermuthlich nur ein Vorwand ſeiner Bequemlichkeit, indem er fürchtete, mit der Beſorgung der Pferde beauftragt zu werden. Immer wird man wenigſtens einen Diener mehr gebrauchen, wenn man eigne Pferde beſitzt, aber demungeachtet halte ich es bei ihrem billigen Preiſe für zweckmäßiger und wohlfeiler, auf dieſe Art zu reiſen: zweckmäßiger, weil man mehr Freiheit in ſeinen Bewegungen hat, und annehmlicher, weil man alsdann der Begleitung der meiſt unleidlichen Poſtillons oder Vermiether überhoben iſt. Ueberdies werden manche Koſten erſpart und das Capital geht ohne einen Unglücksfall nicht ganz verloren, da es nicht ſchwer halten ſoll, den Einkaufspreis nach Umſtänden wiederzubekommen. Für ein Pferd der kräftigſten und dauerhafteſten Art wird in der Türkei ſelten mehr als 15 Napoleonsd'or gezahlt. Benutzt man die Poſtanſtalten, ſo bedarf man wenigſtens vier Pferde, für den Poſtillon, den Diener, die eigne Perſon und das Gepäck. Wo zur Sicherheit eine Bedeckung erforderlich iſt, iſt man häufig in d m Falle, auch für deren Fortkommen ſorgen zu müſſen. Jedes Pferd koſtet für die türkiſche Stunde, welche im Durchſchnitt ⅔ geogr. Meilen entſpricht, nur einen Piaſter oder ¼ Franc. Dieſer Preis iſt jedoch jetzt auf etwa 40 Meilen im Umkreis der Hauptſtadt wegen des höheren Getraidewerthes verdoppelt. Die Trinkgelder für Poſtmeiſter und Poſtillon ſind nicht bedeutend. Uebernachtet man aber auf der Mitte einer Station, ſo muß man auch Futter und übrige Ausgaben erſetzen, da der Dienſt

dieſer Reitpoſten auf Tag und Nacht berechnet iſt. Miethpferde, die in jedem Dorfe anzutreffen ſind, koſten in der Regel wenigſtens doppelt ſo viel, als Poſtpferde, aber man iſt alsdann weniger gebunden, auf der Straße zu bleiben. Das Reiſen in Begleitung eines Tataren iſt zwar am ſicherſten, eignet ſich aber nicht für den, der das Land kennen lernen will, da der Tatar ſich weder bei Tage noch bei Nacht aufhält und nur die Zeit während des Pferdewechſels zum Schlafen und Eſſen benutzt.

Die einzige Station, wo man nicht mit Poſtpferden fortkommen kann und auf kleinen wallachiſchen Karren befördert wird, iſt die Strecke von Scutari bis Jéviſa, auf der man in Cartal umſpannt, einer kleinen Stadt am Marmormeere, die den Prinzeninſeln gegenüberliegt. Die Karren ſind von der Art, wie Walſh *) ſie beſchreibt. Sie ſind ſo klein, daß zwei Perſonen kaum darauf Platz finden, und werden von vier Pferden gezogen, von denen der Poſtillon eins reitet. Meines Gepäcks wegen waren zwei Wagen erforderlich. Es wurde auf dem ungebahnten Wege äußerſt raſch gefahren, und, um nicht zu ſehr von den Stößen zu leiden oder herausgeſchleudert zu werden, mußte ich mich beſtändig an den Seiten des Karrens feſthalten. Da der Weg hügelig war, ſo wendeten die Poſtillons ein eignes Mittel an, den Pferden das Berganziehen zu erleichtern. Langſam fuhren ſie in's Thal, und ſetzten unten die Pferde in Gallop, worauf ſie dann, ohne auf den Wagen Rückſicht zu nehmen, in Carriere die Höhe erreichten. Als dies das erſte Mal geſchehen war und ich einſah, wie ſehr mein Barometer durch dieſe wilde Bewegung gefährdet wurde, bedeutete ich meinem Poſtillon, er ſolle ſich dergleichen nicht noch einmal erlauben, oder ich wolle lieber ſolche Strecken zu Fuße zurücklegen. Ich begnügte mich mit ſeinem Verſprechen, mir gehorchen zu wollen, und achtete leider nicht auf einen höhniſchen Zug in ſeinem Geſichte, worin ſich Verachtung einer Furchtſamkeit ausſprach, die

---

*) Journey from Constantinople to England pag. 228. — Man kann ſich eine ungefähre Vorſtellung von dieſen Karren machen, wenn man ſich Kinderwagen von maſſiver Bauart denkt.

er ſich als einzigen Grund meines Befehls zu denken im Stande war. Wir kamen an ein zweites Thal, wo über einen Bach eine hochgewölbte Brücke führte. Oben auf der Brücke ſetzte er plötzlich die Pferde in die ſchnellſte Bewegung. Der Wagen flog über das Steinpflaſter hinab. Er ruhte nicht eher, bis er ſauſend über das harte Erdreich bergan auf die Höhe gelangt war. Dann blickte ſich der Poſtillon ſpöttiſch um und fragte, ob Alles in gutem Stande ſei. Meine Vorſicht war vergeblich geweſen. Mein Barometer war hin. Ich fand bei meiner Rückkehr in Conſtantinopel, trotz aller angewandten Mühe, keine Gelegenheit, eine neue Röhre zu erhalten. Ich konnte auch wegen der Kürze der Zeit kein neues Inſtrument kommen laſſen. Ich bin daher nur im Stande geweſen, mich zum Behuf von Höhebeſtimmungen des Siedepuncts zu bedienen.

Nach vier Stunden, als die Sonne längſt geſunken war, erreichten wir Cartal. Der Weg geht zuerſt durch den großen Cypreſſenkirchhof, dann größtentheils in der Nähe des Marmormeers und eröffnet nicht ſelten wunderbar herrliche Ausſichten auf die Prinzeninſeln *). Auf halbem Wege liegt ein Wachthaus am Meere. Es heißt Boſtandſchi-köpri, die Brücke der Gärtner. Hier iſt einer der neu eingerichteten Quarantaine-Poſten und ich war genöthigt, meinen Paß vorzuzeigen. Außer dem Ferman war ich noch mit einem Paß für den gewöhnlichen Gebrauch verſehen, einem Teskeré, der nach neuerlich erlaſſenen Vorſchriften in jedem größeren Orte abgefordert und gezeichnet wird. Auf einem ſchattigen Lager am Ufer des Meers ruhten die beiden Beamten, nöthigten mich zu ſich und ließen mir eine Schale ſchwarzen Caffee reichen. Sie fragten nach dem Zwecke meiner Reiſe und rühmten die Pracht von Bruſſa und die Heilkraft ſeiner Bäder. Ohne mich unnöthig aufzuhalten, begegneten ſie mir höflich und wünſchten mir mit blumenreichen Worten glückliche Reiſe. Links vom Wege zieht ſich die nackte Bergkette fort, die ich vom Bulgurlu ſah, und deren Vorhügel bis an's Meer reichen, ſo daß die Straße ſie beſtändig ſchneidet. Da

*) Vergl. Leake a tour in Asia minor p. 2 seq.

Herr von Hammer *), der in Nicomedien war, eine Canalverbindung zwiſchen dieſer Stadt und dem ſchwarzen Meere für ausführbar hält, ſo wird hierdurch wahrſcheinlich, daß dieſe Bergkette ſich nicht weiter nach Oſten erſtrecke und daher mit den Zweigen des Olympusſyſtems ſüdlich vom nicomediſchen Buſen in keiner Verbindung ſtehe. In den Thälern, die zwiſchen den Hügeln vom Meere aus einſchneiden, grünen ebenſo herrliche Wieſen, als bei den ſüßen Waſſern von Europa. Derſelbe Ranunkel färbt ſie gelb, aber dazu kommt eine reiche, blaue Tinte, die durch ein hochſtengliges Echium hervorgebracht wird. Auch die Hügelvegetation wiederholt den Typus der nachbarlichen Küſten von Europa. Daſſelbe Poterium deckt die unbebauten Strecken, aber dieſe treten um ſo mehr zurück, als der größte Theil des Bodens für Getraidebau gewonnen iſt. Wie es mir ſchien, war überall Waizen geſäet, doch bemerkte ich auch ſeitwärts ein großes Feld mit gelben Blüthen, wahrſcheinlich mit irgend einem Gemüſe beſtellt.

In Cartal iſt zwar das Poſthaus zum Uebernachten eingerichtet, aber alle Zimmer waren bereits von Reiſenden eingenommen. Ich ſendete daher Dimitri mit dem Ferman zum Ortsvorſteher und wurde im Hauſe eines armen Griechen einquartiert. Ich ward freundlich empfangen, erhielt ein kleines Zinmer mit einer reinlichen Matratze und ſpeiſte Eier und Pillav. Was ich am meiſten vermißte, war ein Tiſch. An dieſe Entbehrung muß man ſich bald gewöhnen, da ſie ganz allgemein iſt. Am folgenden Tage beſuchte ich die Prinzeninſeln.

28. April. Um 6 Uhr Morgens fuhr ich auf ſpiegelglattem Meere, bei milder Luft und wolkenloſem Himmel, nach Principos **) hinüber, das etwa eine Stunde entfernt iſt. In

---

*) Deſſen Reiſe nach Bruſſa pag. 137.

**) Um die Ausſprache der Ortsnamen verſtändlich wiederzugeben, bediene ich mich des italieniſchen Alphabets, da die Ausſprache im Italieniſchen niemals zweifelhaft iſt. Nur für die Vocale, die darin fehlen, und für alle aſpirirten Conſonanten, alſo auch ch und j, gilt die deutſche Ausſprache. Das δ, das dem ſchwachen, und das ϑ, das dem ſcharfen engliſchen th ent-

dieſem Lande iſt von Mitte April an auf ununterbrochen heiteres Sommerwetter zu rechnen. Der 16. April war in dieſem Jahre der erſte Tag ohne Wolken. Von dieſem Zeitpuncte an habe ich während meiner ganzen Reiſe, obgleich ich längere Zeit im Hochgebirge verweilte, nicht einen einzigen Regentag gehabt und überhaupt, mit Ausnahme von vorübergehenden Gewitterſchauern, keinen bedeckten Himmel geſehen. Nebelbänke zeigen ſich oft früh Morgens am Horizont, aber ſie verſchwinden bei ſteigender Sonne durchaus. Dieſe Umſtände begünſtigen den Eindruck von Naturſchönheiten ungemein und die Durchſichtigkeit der Atmoſphäre iſt ſo groß, daß man in der Regel doppelt ſo gut ſieht, als an den heiterſten Herbſttagen in Deutſchland. Indeſſen muß man ſich doch hüten, Bergſpitzen um Mittag zu beſteigen. Denn dann liegt nicht ſelten eine Art von Dunſt in der Luft, der die Conturen der Gegenſtände unſicher erſcheinen läßt. Dieſer Dunſt rührt jedoch keineswegs von beginnender Wolkenbildung her, ſondern es iſt nur die natürliche Wirkung der durch die ſteigende Wärme bedingten Luftſtrömungen, in denen die Bilder der Gegenſtände eine ſtetig ändernde und zugleich nicht ſelten verzerrende Brechung erfahren.

Der Blick vom Kahne war reizend. Nur im Weſten traf er auf offenes Meer, in jeder andern Richtung begrenzten ihn die Höhenzüge, die den Golf von Nicomedien einſchließen. Principos ſelbſt iſt ein breitgeſtreckter, grüner Hügel, der zu drei Spitzen ſich erhebt. Der höchſte Punct, vielleicht 500′ über dem Meere, liegt am Nordende und trägt oben das Kloſter des heiligen Georg. Am Fuße liegt ein anderes Kloſter, St. Nicola, in deſſen Nähe ich landete. Das Ufer iſt hier und da felſig, aber von da geht's gleichförmig in ſanfter Neigung bis zur Spitze.

ſpricht, drücke ich durch dh und th aus. Auf diejenigen Nüancen der Aſpiration und Vocalausſprache, die feiner ſind, als die deutſche Sprache ſie hat, ſcheint mir wenig anzukommen, da ich ſie als Deutſcher weder richtig hörte, noch nachſprechen konnte. — Principos wird griechiſch *Πριντζιπος* geſchrieben, aber das Schluß-s wird von den Griechen meiſt verſchluckt. Im Türkiſchen heißt die Inſel Bujukada, die große Inſel.

Der Abhang iſt mit immergrünen Sträuchern bewachſen. Gewöhnlich ſtehen ſie auf das Dichteſte zuſammen; wo ſie lockerer werden, ſind Weideplätze für Ziegen und Schafe. So iſt, wenn man kleine Flächen ausnimmt, die Bekleidung der ganzen Inſel. Dieſe Ausnahmen beſtehen in Grasplätzen neben den Klöſtern, in Weinbergen und Feldern in der Umgebung des Hafenorts, der am weſtlichen Fuße der Inſel liegt, und in einem Pinienwäldchen über demſelben. Das Geſträuch ſelbſt iſt nur zwei bis drei Fuß hoch und ſtand zum Theil in friſcher Blüthe. So war über das karge Grün ein weißer Schimmer ausgebreitet, den die zahlloſen Blumenſträuße der Erica bewirkten. Dieſe bildet nebſt Ciſten und Lavendel die vorherrſchenden Beſtandtheile der Vegetation. Dazwiſchen zerſtreut wachſen Phillyreen, Eichen, Arbutus, Wachholder und Poterium *). Der Boden, dem dieſer ſüdliche Pflanzenſchmuck angehört, iſt ſandig. Aus rothem Quarzfels beſteht die Inſel, nur die höchſte Spitze, von Felstrümmern umlagert und aufgebaut, ſtellt eine weiße Abänderung deſſelben dar. In weniger als einer halben Stunde erreichte ich ſie vom Ufer aus in gerader Linie hinaufſteigend. Die oberſte Felsplatte entfaltet ein reiches Panorama. Zu den Füßen liegt die Inſelgruppe ausgebreitet, Chalki nur eine halbe Stunde entfernt, Antigone am höchſten über das Meer erhoben, ſodann eine Anzahl von kleinern, unbewohnten Eilanden und Felſen. Die Küſten zeigen von hieraus betrachtet eine gewiſſe Einförmigkeit, theils wegen des Gegenſatzes gegen die belebten Inſelformen, theils wegen der größern Entfernung. Vor der Hauptſtadt ſtreckt ſich eine aſiatiſche Landzunge **) ins Meer, aber die hohen Minarets ragen darüber hervor.

Einer der griechiſchen Prieſter aus dem Georgskloſter, das dicht neben der Spitze im Schatten von Eichbäumen liegt, lud

---

*) Erica arborea L. Cistus villosus Lam. und salvifolius L. Lavandula stoechas L. Phillyrea media L. Quercus coccifera L. Arbutus Unedo L. Juniperus macrocarpa Sibth. Poterium spinosum L.

**) Fanar-Baggeſſi.

mich ein, dort zu frühſtücken. Ich fand die Einrichtung reinlich und anſtändig. Man hatte ſichtlich auf den häufigen Empfang von Fremden Bedacht genommen. Denn Spaziergänge nach den Klöſtern ſind die tägliche Beluſtigung für die zahlreichen Bewohner der Hauptſtadt, die ſich vor Peſt und Sommerhitze nach den Prinzeninſeln flüchten. In der Capelle war das Bild des heiligen Georg aus Silber getrieben. Nach einer abgeſchmackten, aber in den griechiſchen Kirchen Rumeliens häufig vorkommenden Sitte fehlte dem Bilde das Geſicht, als ſei es ein Frevel der Kunſt, das Antlitz des Geheiligten nachzubilden, oder als ſolle die Verſtümmelung den Andächtigen daran erinnern, daß nicht das Bild ihm Troſt zu geben begabt ſei, ſondern das unſichtbare Auge des Heiligen, das in ſeiner Kirche auf dem Bittenden ruhe. Vor dem Bilde kniete eine betende Gruppe mit ſchönen Griechenköpfen, Mutter, Tochter und Kind, unverſchleiert und im Ausdrucke des Glaubens und der Innigkeit. Auch Dimitri verbeugte ſich vor dem Bilde, küßte die ſilberne Hand und reichte dem Prieſter ein Geſchenk, während er mir dieſe Handlung zu verbergen ſuchte. Ein ſolcher Zug erfreute mich, da er mir die erſte Gelegenheit darbot, andere als praktiſche Eigenſchaften ſeines Characters kennen zu lernen.

Die Entfernung des Hafenorts betrug weniger als eine Stunde. Am Wege liegt ein drittes Kloſter, Chriſto geweiht. Der Ort breitet ſich Chalki gegenüber am Meere aus. In einem Caffeehauſe fand ich einen abgeſonderten Raum und Mittageſſen. Vor dem Divan ward ein Schemel von 2 Fuß Höhe umgeſtürzt, ein Brett darüber gelegt und die Speiſen in irdnen Schüſſeln aufgetragen: gebratene Fiſche und Salat von ausgewachſenen Selleripflanzen. Vorher und nachher wurde Waſſer zum Händewaſchen gereicht.

Um 2^h fuhr ich nach Chalki hinüber, das gleichfalls aus drei Hügeln beſteht. Ich beſuchte nur den der Stadt zunächſt gelegenen, auf deſſen Höhe wiederum ein Kloſter ſteht. Der Abhang war, wie in Principos, bewachſen, aber ſeltner iſt die weiße Erica, häufiger der blaue Lavendelſtrauch. Malerisch fallen ſteile Thalſchluchten gegen das nördliche Ufer ein. Das Geſträuch ſteht

hier weitläuftig und beſchattet blühende Orchideen von inſekten=gleicher Blüthengeſtalt. Vor dem Hügel erhebt ſich eine Oliven=pflanzung, ſeitwärts liegt eine bunte Aphodeluswieſe *). Die weißen Lilienblüthen mit ihrer Purpurzeichnung auf klafterhohem Schaft und aus dichten Schilfraſen hervorgewachſen ſind die Typen des milden Himmels. Aber ein blattloſer Feigenbaum, der neben dem Kloſter in Blüthe ſtand, vergegenwärtigte mir wieder, was ich jüngſt am Bulgurlu über die verſpätete Belaubung bemerkt hatte. Ohne Zweifel hat hier der Winterſchlaf der Vegetation für verſchiedene Claſſen von Gewächſen ein ganz verſchieſchiedenes Maaß. Während die Bäume und Sträucher, die im Winter ihr Laub verlieren, noch ſo weit zurück ſind, haben die immergrünen Pflanzen und ein großer Theil der Kräuter ſchon einen beträchtlichen Theil ihrer jährlichen Entwickelungszuſtände vollendet. Liliaceen, die in den erſten Monaten des Jahrs blühen, ſind bereits wieder ſpurlos verſchwunden. Was jetzt in reichſter Ueppigkeit prangt, wird im Juni daſſelbe Schickſal erleiden, wenn erſt die Thauniederſchläge aufhören und die Quellen verſiegen. Später findet man faſt nur verſtäubtes Laub und keine Blüthen mehr. Alſo iſt die Jahrszeit, welche im nördlichen Europa die reichſte iſt, hier die einförmigſte. Verſteht man unter Frühlingspflanzen alle Gewächſe, die vor der Belaubung der Bäume blühen, ſo fällt der größte Theil der hieſigen Flora in dieſen Begriff. Oder es ſcheint vielmehr angemeſſen, hier eine ſolche Unterſcheidung, die den Erſcheinungen der Heimath entnommen iſt, nicht mehr anzuwenden. Wenn man nach dem Vorwalten der blühenden Formen im ſüdlichen Europa die Jahrszeiten der Liliaceen, der Leguminoſen und der Compoſiten unterſcheidet, ſo wird man dadurch drei natürliche Abſchnitte des jährlichen Verlaufs der Vegetation bezeichnen, denen ſowohl noch andere allgemeine Charactere zukommen, als ſie ſich vielleicht auf die Reihefolge der Wärme= und Feuchtigkeits=Verhältniſſe beziehen laſſen. Denn der Gegenſatz feuchter und trockner Jahrszeiten, den der Nordeuropäer nicht kennt, wird im Süden ſeines

*) Asphodelus ramosus L.

Erdtheils auch durch die Erſcheinungen der Pflanzenwelt fühlbar. Ohne dieſen Gegenſtand weiter zu verfolgen, will ich nur die Bemerkung noch daran knüpfen, daß die jetzige Jahrszeit, in der die meiſten Leguminoſen zu blühen beginnen, außerdem durch die kräftigſte Vegetation und Blüthe der immergrünen Sträucher ſich auszeichnet. Zu dieſen gehören indeſſen nicht bloß die Laubhölzer mit lederharten und glänzenden Blättern und die ſogenannte Myrtenform, ſondern ebenſo wenig verlieren Ciſtusroſen und Himbeeren ihre Blätter. Ueberhaupt ſind, wie bei dem zuletzt erwähnten Strauche, nicht ſelten Verſchiedenheiten im Entwickelungsgange auch bei ſolchen Arten bemerkbar, die dem mittleren und ſüdlichen Europa gemeinſchaftlich angehören. Der erſte Baum mit abfallendem Laube, der ſich in dieſem Jahre entwickelte, war die Roßkaſtanie. Ich traf heute bei Cartal einige Stämme, die gleichzeitig Blätter und Blüthen entfalteten. Dieſer Baum ſchlägt bei uns ſpäter aus, als die meiſten andern Bäume, und blüht, wenn ſeine Blätter ſchon ausgebildet ſind. Ferner blühte ein Kraut *), deſſen Blüthezeit bei uns in den Spätſommer fällt.

29. April. Morgens machte ich eine Wanderung über die umliegenden Hügel bei Cartal und längs des Strandes. Unzählige Kräuter, größtentheils Leguminoſen, ſtanden in Blüthe. Zwiſchen den heißen Steinen ſpielten Lacerten, aus dem Geſtrüpp tappten Schildkröten **) langſam hervor. Gärten mit blühenden Obſtbäumen lagen vor der Stadt: Weinſtöcke waren an den Stämmen hinaufgewunden, aber man erkannte ſie kaum, da noch kein friſches Organ durch den ſtrömenden Saft gebildet war.

Am Nachmittage legte ich noch fünf t. Stunden bis Jeviſa auf dieſelbe Art wie ehegeſtern zurück. Die Formen der Küſte bleiben dieſelben, aber, da das Land weniger bebaut iſt, ſo beſteht der größte Theil aus Poteriumheide. Darunter aber liegt ein tiefes, ſchweres Erdreich von ſchwarzer oder rother Farbe.

---

*) Mercurialis annua L.

**) Testudo graeca L.

Auf einer dieſer öden Flächen lagerte eine Caravane von mehr als 80 Cameelen. »Neredén?« rief Dimitri: »woher kommt ihr?« »Midiadán«, war die Antwort, was in einer etwas unregelmäßigen Form bedeuten ſollte: »von Jsmid!« Aber ſie nannten vermuthlich nur die letzte größere Station. Denn gewöhnlich kommen dieſe Caravanen tief aus dem Innern von Kleinaſien und bringen Waaren bis Scutari. „Voilà que nous sommes dans l'Asie,“ ſagte Dimitri, indem er behauptete, daß die Cameele nie über den Bosporus gebracht würden. Aber er irrte, denn auch in Thracien und Macedonien bis an den Pindus gehört das Cameel nicht zu den ungewöhnlichen Erſcheinungen.

Bis an das Vorgebirge Tusla hält ſich der Weg in der Nähe des Meers und man genießt einer mannigfaltigen Küſtenausſicht. Dann wendet man ſich in die hügelige Gegend landeinwärts und verliert dabei die höhere Kette, die bisher den nördlichen Horizont in der Nähe begrenzte, aus dem Geſicht. Vielleicht, daß dieſelbe ſchon hier gegen Oſten ſich ſenkt. Nur ein einziges Dorf, Patnik, liegt am Wege. In ſolcher Einförmigkeit erfreut ſich das Auge an blühenden Obſtbäumen und an dem ſonderbar gebildeten Baume *), der zugleich Apfelblüthen und Weidenblätter trägt. Den Anblick dieſer auffallenden Vermiſchung gewährt nur der Frühling: denn in der Folge würde man jene Apfelart von einem Oelbaum ohne nähere Betrachtung nicht unterſcheiden können. Auf einer characteriſtiſchen Landſchaftszeichnung von bithyniſchen oder thraciſchen Gegenden dürfte dieſes Erzeugniß der Natur nicht fehlen. In einer der Niederungen erſcheint aus der Ferne ein grünender Wald: aber beim Näherkommen erkennt man dunkles Immergrün. Es war ein Gehölz von gewaltigen Rieſenſtämmen der Coccuseiche **), die, hier zu den Dimenſionen ihrer Gattungsgenoſſen ausgewachſen, untermiſcht mit einer andern Eiche vorkam, die noch keine Blätter, aber grünliche Blüthen trug.

---

*) Pyrus salicifolia L.

**) Quercus coccifera L.

Jéviſa liegt eine t. Stunde vom Meere und iſt ſtattlich anzuſehen, da ſich die mächtigen Bleikuppeln des Badehauſes über ihr wölben und das Minaret einer großen Moſchee hervorragt. Cypreſſen und Wallnüſſe beſchatten die Stadt rings umher. Ich hatte noch Zeit, die nächſte Anhöhe zu beſteigen. Dichtes Eichengeſtrüpp bedeckte ſie. Darunter zog ſich eine angebaute Niederung zum Meere hinab. Die gegenüberliegende Küſte wurde durch die Strahlen der untergehenden Sonne nahe gerückt, und am äußerſten Horizonte des Meers zeigte ſich in dieſer Beleuchtung noch eine matte Contur, die ich für die Inſel Marmora zu halten geneigt war. Ich übernachtete in einem verſchließbaren Zimmer des Poſthauſes und erfreute mich der freundlichen Unterhaltung des Poſtmeiſters.

30. April. Heute begann die Reiſe zu Pferde. Eine Einladung, bei dem Gouverneur des Orts Caffee zu trinken, eine Höflichkeit, die meinem Ferman galt, lehnte ich ab. Der Fährort über den Buſen von Nicomedien, Dilburun, d. h. das Vorgebirge der Zunge, iſt zwei t. Stunden von Jéviſa entfernt. Der Boden iſt zum Theil ſumpfig, zuletzt folgen Hügel, die an dem felſigen Vorgebirge ſteil abfallen. Die äußerſten Klippen gehören der verſteinerungsloſen Kalkformation an, die Graf Andréoſſy beſchrieben hat *), aber andere Maſſen von anſtehendem Geſtein beſtehen aus einem Conglomerat, worin große Kalk- und Porphyrſtücke durch Thonmaſſe verklebt ſind. An den Felſen wächſt häufig ein Onosma mit gelbem Blüthenſtrauß, übrigens iſt die Gegend durch Geſträuch bewaldet. Es beſteht aus Coccuseichen und Wachholder, zwiſchen denen einzeln Lorbeer, Arbutus, Phillyreen und Paliurus wachſen.

In einer großen Segelbarke fuhren wir nach Herſek hinüber. Das Vorgebirge Dil ſpringt nur wenig nach Süden vor, aber von Herſek zieht ſich eine ſchmale Landzunge weit in den Buſen hinein. Auf ihrer äußerſten Spitze ſteht ein Han, wo ich zwei Stunden wartete, bis die neuen Poſtpferde aus dem Dorfe anlangten. Die Erdzunge, von der Herr v. Ham-

---

*) Voyage p. 91.

mer *) die reizende Legende mittheilt, daß ſie unter den Füßen eines frommen Reiſenden, dem man die Ueberfahrt verweigert, aus dem Meere hervorgeſtiegen ſei, und daß dann die Schiffer, von dem Wunder betroffen, ihn hinüberführten, iſt völlig flach und beſteht aus Flugſand und ſumpfigen Wieſen. Eine mannigfaltige Vegetation blühender Kräuter deckte den Sand und zeigte ſich nicht bloß in ihren Arten eigenthümlich, ſondern unterſchied ſich auch im Wachsthum von der Uferflora nordiſcher Sandküſten. Wenn ſich dort viele Gewächſe durch weitverzweigte Wurzelranken im Boden befeſtigen und ſich ſelbſt vor den Fluthen ſchützend auch das Erdreich allmählig feſter und fruchtbarer machen, ſo deuten hier zarte und ſpindelförmig eingeſenkte Wurzeln **) auf einen kurzen Verlauf des Pflanzenlebens und auf Sicherheit vor dem Meere, ſo wie das Clima, die Stille des Meerbuſens und die Abweſenheit der Fluth und Ebbe es zu fordern ſcheinen. Wie ſehr aber die Sonne hier manchen Pflanzen den Character der Flüchtigkeit aufdrückt, bekundeten zwei Zwiebelgewächſe, die bereits in dieſer Jahrszeit verdorrt und in Samen ſtanden. Die Wieſen aber zeigten ſich von den früher betretenen verſchieden. Man könnte ſie Kräuterwieſen nennen, denn die Gräſer traten gegen die Kräuter zurück. Hier iſt nichts Nordiſches mehr. Ein zartes ſocielles Trifolium und eine Bartſia ſind die vorherrſchenden Gewächſe. Wo aber der Boden ſumpfiger wird, bedecken ihn dichte Schilfraſen, eine blaßblaue Iris, zwiſchen der eine weiße Lilie und eine hochrothe Orchis ***) ſich auszeichnen.

Von Herſek, einem unanſehnlichen Dorfe, ritt ich längs der Küſte in ſüdweſtlicher Richtung nach Jálova. Die Entfernung beträgt 4 t. Stunden. Hier hatte ich nun zuerſt die Halbinſel betreten, die ſich zwiſchen den Meerbuſen von Nicomedien und Modánia bis an das Vorgebirge Bosburun erſtreckt. Sie

*) Reiſe nach Bruſſa p. 162.

**) Am häufigſten Pflanzen aus den Familien der Boragineen, Rubiaceen, Cruciferen und Compoſiten.

***) Ornithogalum montanum Cyr. und Orchis saccata Ten.

wird von der Gebirgskette Samanli durchzogen. Ueberhaupt giebt es in der Gegend nördlich vom Olymp zwiſchen Bruſſa und dem ſchwarzen Meere drei parallele Bergzüge, die eine Richtung von Oſt nach Weſt verfolgen, und von denen wenigſtens die beiden erſten mit dem Olymp in Verbindung ſtehen: der Catirli*) zwiſchen der Ebene von Bruſſa und dem Thale zwiſchen Isnik und Kemlik, das zum Theil von dem nicaeiſchen See ausgefüllt wird; der Samanli zwiſchen dieſem Thale und dem Buſen von Ismid; und endlich die Hügelkette, die uns bereits beſchäftigt hat und mit dem Bulgurlu endet. Der Samanli ſteht bei Isnik mit dem Catirli, dieſer im Oſten der Ebene von Bruſſa durch einen Seitenzweig mit dem Olymp, als dem Gebirgsknoten dieſes Landes, in Verbindung. Durch dieſe Bergketten wird die Form der Küſte und der Thäler bedingt, da ſie ohne Terraſſen und Vorland an das Meer reichen.

Vom Samanli, deſſen Namen gleich dem Catirli von einer Ortſchaft entlehnt iſt, erblickte ich heute vom Wege aus nur den erſten Zug von Vorbergen, aus deſſen Schluchten die Sumpfwieſen der Küſte und der Fluß Kirk-ghetſchid **) ihre Nahrung empfangen. Die Abhänge ſind mit Geſträuch bewachſen. Die Wieſen und die Sanddünen, die ſie vom Meere trennen, ſind eine Wiederholung der Landzunge von Herſek. Jene glänzten von Schneeglöckchen ***). Die Coccuseiche bildete das Geſträuch und die feuchten Waldungen, wo unter dem Schatten der Bäume Veilchen, Ranunkeln und Doronicum in bunter Ueppigkeit blühten. Rechts hatte ich den Blick auf ein ſtürmiſch erregtes Meer und auf die Hügel der Prinzeninſeln.

Nicht ſelten ſah ich die Reſte von gefallenen Säulen und Gemäuer am Wege. Aber beſonders fällt eine Ruine auf, die mitten in der Ebene ſteht. Es iſt ein thurmartiges Gebäude, vielleicht 30′ hoch, ein Gewölbe mit hohen Bögen, vierſeitig, aus Quadern, zwiſchen denen Schichten von Backſteinen einge-

---

*) Arganthonios der Alten.

**) Vergl. v. Hammer Reiſe nach Bruſſa p. 153.

***) Leucojum aestivum L.

ſchoben ſind. In die Spitze der Kuppel iſt ein zweites kleineres Gewölbe aufgeſetzt, das die Verhältniſſe des Ganzen wiederholt. Es trug keine Inſchrift, es war offen und leer, diente Hirten und Reiſenden zum Schutz gegen die Sonne, wie es vormals vielleicht ein Spähort für byzantiniſche *) Soldaten war, als gerade an dieſem Orte die Grenze des Reichs der Seldſchuken und der Griechen ſich befand.

Um 5^h kam ich in Jálova an, indem ich Herſek um 2^h verlaſſen hatte. Die Stadt iſt rein türkiſch und ich fand daher Schwierigkeit, anderswo als in dem elenden Han zu übernachten. Ich hatte indeſſen gleich zum Gouverneur geſchickt, ohne zu wiſſen, daß hier keine Griechen wohnten, und wünſchte nun zu erfahren, wie weit ich in meinen Forderungen gehen dürfe, obgleich mir nicht unbekannt war, daß es der Sitte und Religionsvorſchrift entgegen ſei, einen Chriſten in einem türkiſchen Privathauſe unterzubringen. Der Gouverneur der Stadt führte den Titel Voivóda, eine der häufigſten Bezeichnungen für die Regierungsbevollmächtigten der Caſa's, d. h. der Diſtricte, in welche die einzelnen Sandſchak's zerfallen. Er war gerade abweſend, aber ſein Sohn beſorgte ſtatt ſeiner die Geſchäfte. Anfangs gab er einfach zur Antwort, ich müſſe ſogleich weiterreiſen, da ſich hier kein paßliches Unterkommen für mich finde. Dimitri aber, hierdurch aufgebracht, ſagte ihm, ich würde bald nach Conſtantinopel zurückkehren, und gewiß nicht vergeſſen, wie man mir in Jálova begegnet ſei, zumal da ich jetzt, müde von der Reiſe, der Ruhe bedürfe und da mein Weg mich von hier aus über unwegſame Gebirgspfade führe, welche ich durch die Behandlung derjenigen, die für meine Sicherheit zu ſorgen hätten, des Nachts zu paſſiren gezwungen würde. Hierauf erklärte der junge Türke, daß er in einem ſolchen Falle ſich erſt bei den Geiſtlichen Raths erholen müſſe, ob er befugt ſei, eine Wohnung für die Nacht in einem türkiſchen Hauſe zu bereiten.

---

*) Der Umſtand, daß das mittlere Gewölbe von einer höhern Wand getragen wird, als das größere untere, welches gleichſam ein Nebendach bildet, ſpricht nebſt den Kreisbögen für byzantiniſche Zeit.

Die Berathung dauerte eine Weile, dann erfolgte die Einladung in dem Hauſe des Voivoden ſelbſt zu übernachten. Der junge Mann und einige Officianten kamen mir freundlich entgegen. Sie waren ſichtlich erſtaunt, aber zuvorkommend, ohne zudringlich zu ſein. Ich erhielt ein großes Zimmer, mit Strohmatten belegt und durch einen koſtbaren Divan und Schnitzwerk an den Wänden geſchmückt. Man ſervirte ein türkiſches Abendeſſen, welches ich einfach und wohlſchmeckend fand: Eierkuchen, der zur Hälfte aus Lauch beſtand, und Pillav. Nachher machte mir der Wirth noch einen Beſuch und begnügte ſich, da der Dolmetſcher nicht zugegen war, meinen Beſchäftigungen zuzuſchauen. Zuerſt fragte er, ob ich Türkiſch verſtände: »turdſche bilmas?« Zu meiner Antwort: »ma« lächelte er, da dieſe Silbe nur in Verbindung mit einem Verbum eine verneinende Bedeutung hat. Ich wurde als Gaſtfreund behandelt und hatte nur an die Dienerſchaft Trinkgelder zu zahlen.

1. Mai. Mein heutiger Weg führte mich über das Gebirge Samanli nach Baſardſchik und von da nach Kemlik am Meerbuſen von Modánia. Die erſte Station beträgt 5, die zweite 4 t. Poſtſtunden. Nach ungefährer Schätzung vermuthe ich, daß die mittlere Höhe des Samanli etwa 2500′ betragen möge. Die Straße führt durch ein enges Querthal zu einem in die Kette eingeſenkten Paß, der Balaban-dere heißt. Man erreicht die Höhe von Jálova aus in drittehalb Stunden *); die Länge des Paſſes, der ſich gegen Süden zu einem Plateau öffnet, beträgt eine halbe Stunde; von da gelangt man in zwei Stunden nach Baſardſchik. Demungeachtet iſt der Nordabfall

*) Ich ritt auf meiner Reiſe faſt beſtändig im Schritt und ging häufig neben dem Pferde her. Raſchere Bewegungen und Aufenthalt habe ich ſtets bei meinen Angaben über Entfernungen möglichſt genau in Anſchlag gebracht. Wenn ein rüſtiger Fußgänger oder ein im Schritt ſich bewegendes Pferd eine geogr. Meile in anderthalb Stunden zurücklegt, ſo können meine Stundenentfernungen mit $2/3$ multiplicirt die Weglängen in Meilen ausdrücken. Dieſen Stunden entſprechen in der Regel auch die türkiſchen Poſtſtunden. Wo dies nicht der Fall war, habe ich es ausdrücklich angemerkt. Dieſe Erläuterung bezieht ſich auf den ganzen Verlauf meiner Reiſe.

des Samanli im Allgemeinen ſteiler, als der ſüdliche. Auf der Mitte des Wegs ſteht ein Caffeehaus, von Platanen umgeben, während kein Hochwald auf dem Gebirge vorkommt. In der Nähe deſſelben ſieht man zugleich den Buſen von Nicomedien und den See von Nicaea. Ueber dem letztern liegt links maleriſch am Abhange das große Dorf Jeniköi. Das Gebirge hat einen breiten Kamm, der die Richtung von West nach Oſt behauptet. Von ihm löſen ſich zu beiden Seiten Nebenketten, die mit ſanften Abhängen die Querthäler abſondern. Die geognoſtiſche Formation entſpricht der nicomediſchen Kette, aber ich bemerkte im Paſſe auch eine einzelne Felswand von Sandſtein, deſſen Lagerungsverhältniß zum Kalkgebirge nicht ausgemittelt wurde.

Der Samanli wird von einer gleichförmigen Geſträuchdecke bekleidet, am Fuße wie auf der Höhe, wenn nicht Felſen oder Thäler ſie unterbrechen. Vorherrſchend ſind Eichen mit abfallendem und mit immergrünem Laube und faſt noch häufiger Erica arborea. Dazwiſchen erſcheint Lorbeer, Nußgebüſch und Thymelaeen. Mehre Kräuter blühten, die dem Orient angehören. Ueberhaupt zeigt die Vegetation gleichſam eine Vermiſchung von Europa und Aſien. Denn die Bäche werden von Erlen und Weiden *) eingefaßt. Auf dem Plateau aber baut man Getraide und Wein.

Um 2h 30′ langte ich in Baſardſchik an, einem Flecken, der eine Viertelſtunde nordweſtlich **) von der weſtlichen Spitze des Nicaeiſchen Sees liegt und durch einen ſchönen Brunnen geſchmückt wird. Das Baſſin deſſelben wird von einer gewaltig verzweigten Platane überdacht. Breite Cascaden und ſchmale

*) Zeugniß aſiatiſcher Formen ſind z. B. Daphne pontica L. Borago orientalis L. Orobus hirsutus L. Hypericum calycinum L., europäiſcher: Euphorbia amygdaloides L. Ruscus aculeatus L. Alnus glutinosa G. Fagus sylvatica L. Salix purpurea L. u. ſ. w.

**) Die Lage auf der Cottaſchen Charte iſt gefehlt. Ich vermuthe, daß der See weiter nach NW. reicht. Denn der Weg von Jálova über Baſardſchik nach Kremlik macht keine ſo ſtarke Biegung, als die Terrainzeichnung der Charten fordert.

Waſſergüſſe ſtrömen von allen Seiten über den Rand des Beckens und aus Oeffnungen an der Wand. Im Han war wie gewöhnlich nichts als Eier und Caffee zu haben. Die Ausſicht aus dem fruchtbaren und zum Theil bebauten Thale von Baſardſchik iſt nach Oſten offen. Links erſcheint der öſtliche Theil des Samanli, rechts der Catirli, an deſſen Fuße mehre Dörfer ſich zeigen, zwiſchen beiden Ketten der Waſſerſpiegel des Sees von Nicaea, der etwa 3 Meilen lang und eine geogr. Meile breit iſt. Der Abfluß aus demſelben, der weiter abwärts in eine enge Thalſchlucht zwiſchen den Contreforts des Samanli und dem Catirli eingeengt bei Kemlik in's Meer fällt, macht zuerſt einen Bogen nach Süden, bis er die Schlucht erreicht, die ihn von Oſt nach Weſt führt. Der Weg von Baſardſchik nach Kemlik geht dagegen auf einer kürzern Linie über drei oder vier Nebenketten des Samanli. Ich legte ihn in drei Stunden zurück. Von der letzten Höhe eröffnet ſich ein überaus prächtiges Panorama. Im Vordergrunde liegt eine dreiſeitige Ebene, welche vom Meerbuſen und von ſanftgeneigten Vorbergen der beiden auseinandertretenden Gebirgsketten eingeſchloſſen wird. Die Fläche iſt durchaus mit Oelbäumen bepflanzt. Dieſe ziehen ſich auch noch an den Berggehängen hinauf. Ueber dieſem bläulich gefärbten Walde, der von Reichthum und Fruchtbarkeit Zeugniß giebt, ſteigen die dunkelgrünen Gebirgsabhänge von Thälern durchſchnitten bis zum kühn geformten Kamme des Samanli aufwärts. Nicht minder großartig erſcheint von hier aus der ſüdliche Gebirgszug, der ſich aber im Weſten, weithin ſichtbar, zu ſanften Hügelformen abflacht. Die dritte Seite des Olivenwaldes begrenzt das blaue Meer, aber am Küſtenſaume breitet die Stadt Kemlik, Kios der Griechen, ſich aus, deren Arſenal am Hafen und deren Burg auf einem Felſenvorſprung des Samanli bedeutend hervortreten.

Beim Hinabſteigen von der Höhe veränderte ſich der Character der Vegetation, der von Jálova aus ziemlich gleichförmig geblieben war. Denn ſtatt des Geſträuchs, das aus wenigen ſociellen Arten zuſammengeſetzt wurde, entwickelte ſich hier die ganze Mannigfaltigkeit der Formen, deren die Vegetation in den heißeſten Strichen unſers Erdtheils fähig iſt, während ſie zugleich

an dichtem Wachsthum einbüßte. Wenn aber im Schatten der Oelbäume das Piſtaziengebüſch und die Pfirſichblüthen der Cercis an Italien erinnern, ſo tritt auch hier in einem Gummi ſchwitzenden Aſtragalus die griechiſche und aſiatiſche Bildungsweiſe entgegen.

Kemlik iſt eine bedeutende Stadt von 8000 Einwohnern, die faſt nur von Griechen bewohnt wird. Das Haus des Primaten derſelben, des Herrn Zotiris, nahm mich gaſtlich auf. Er iſt ein reicher Mann mit bedeutendem Familienanhang. Sein Haus war viel eleganter eingerichtet, als ich bisher bei Griechen oder Türken geſehen hatte. Auch in der Folge fand ich bei keinem Paſcha eine ſo geſchmackvolle Anlage und Decoration der Zimmer, in orientaliſcher Weiſe ausgeführt. Das am reichſten ausgeſtattete war zum Empfang von Fremden beſtimmt und wurde mir freundlichſt eingeräumt. Die Thür befand ſich in einer Niſche, die gleich den Wänden und der Decke durch Malerei und Schnitzwerk verziert war. Der Fußboden war getäfelt. Der breite, hohe Divan, der den Umfang des Zimmers völlig einnahm, war in zwei Terraſſen abgetheilt, beide mit blauem Seidenzeug überzogen. Auf der untern Terraſſe wurde das Lager für die Nacht bereitet.

Den Abend brachte ich in Geſellſchaft des Hausherrn, ſeiner Gemahlin und einiger Vettern zu. Die Frau war jung und ſchön: edle, jedoch bleiche Züge, zarter Teint und graziöſe Haltung. Um den niedrigen Fez trug ſie ein dickes buntes Seidentuch zum Turban geſchlungen und in einen zierlichen Knoten geſchürzt. Zuerſt wurden eingemachte Früchte mit Waſſer gereicht (eine allgemeine Sitte der Griechen beim Empfange eines Fremden), hierauf Caffee und Pfeifen. Beim Abendeſſen ſaßen wir zu 6 Perſonen um die niedrige Tafel; die beiden Kinder wurden entfernt gehalten.

Herr Zotiris, der ein unterrichteter Mann war und auch auch etwas Franzöſiſch verſtand, ſagte, man lebe hier frei und zufrieden und ſehne ſich nicht, das Schickſal der Landsleute im griechiſchen Königreiche zu theilen. Denn man habe weniger Abgaben und der Sultan ſei ein vortrefflicher, einſichtsvoller Herr,

dem ein Raja *) ſo wichtig erſcheine als ein Muſelmann. Dann ging er auf die Lage der Bewohner von Kios über und erzählte, die Stadt ſei von den Argonauten gegründet und durch alle Jahrhunderte habe ſie geblüht und die Familien ſich unvermiſcht mit Fremden gehalten. Seine hiſtoriſchen Kenntniſſe waren übrigens beſchränkt und ungenau, wiewohl er im Helleniſchen wohl gebildet ſchien. Aber ſeit zwei Jahren, fuhr er fort, ſei Trauer in der Stadt, denn damals habe die Peſt ſo wüthend und anhaltend gehauſt, daß viele Familien ausgeſtorben und keine von Unglück und Verluſt verſchont geblieben ſei. »Was hilft uns der Reichthum,« ſprach er, »den uns der Oelbaum giebt und der Handel mit unſern Producten nach Conſtantinopel gewinnen läßt, wenn nicht der Himmel unſer Glück zu Hauſe ſegnet?« — Hier lernte ich zuerſt jene griechiſche Gaſtfreundſchaft verehren, die den Reiſenden im Orient noch mehr als die Natur für Entbehrungen und widrige Eindrücke entſchädigt. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich Herrn Zotiris nicht von Freunden empfohlen, ſondern vom türkiſchen Gouverneur aufgedrungen war. Dennoch behandelte er mich wie einen bewährten Freund des Hauſes und entſchuldigte, wo Alles ſo angemeſſen als möglich war.

2. Mai. Ich blieb meiner Arbeiten wegen bis zum Mittage in Kemlik und wäre gern noch länger geblieben, um die pflanzenreichen Umgebungen der Stadt auszubeuten, aber ich durfte die Gaſtfreundſchaft nicht mißbrauchen. So kann es in dieſen Ländern ſich wohl ereignen, daß vom Zufalle abhängt, wo man verweilen und genauere Forſchungen anſtellen kann. Denn der Reiſende iſt Herr ſeiner Zeit, wo er für ſein Geld lebt, aber er findet ſich zu der Discretion, nicht zu lange beſchwerlich zu fallen, verpflichtet, wenn er ſich unter freigiebigen Freunden befindet, deren Höflichkeiten er ſich doch auf keine Art entziehen könnte, wenn er länger an dem Orte verweilte. Man pflegt zwar das Genoſſene durch Geſchenke an die Dienerſchaft reichlich zu erſetzen, aber man fühlt doch, daß bei aller Freundlichkeit nur auf einen kurzen Aufenthalt gerechnet wird.

---

*) Chriſtlicher Unterthan der Pforte.

Von Kemlik überſtieg ich den Catirli und erreichte noch heute Bruſſa, das 6 t. Stunden entfernt iſt. Auf das Gebirge kommen 4, auf die Ebene zwiſchen Catirli und Olymp 2 Stunden. Die Verſchiedenheit der geognoſtiſchen Formation bedingt von denen der nördlich gelegenen Kalkgebirge abweichende Formen der Berg- und Thal-Bildung. Der Catirli gehört zum Uebergangsgebirge, enthält nirgends auf meinem Wege Kalk, ſondern beſteht aus Grauwacke und Thonſchiefer. So wiederholen dieſe Parallelketten bis zum granitiſchen Olymp ein Geſetz in der Reihefolge der Formationen, welches mit der Theorie eine ſchöne Uebereinſtimmung zeigt. Der Catirli ſtellt zwar, wie der Samanli, eine Hauptkette dar, deren höhere Spitzen öſtlich von dem Paſſe liegen, über den mein Weg führte: aber es fehlen die Nebenketten, die dort rechtwinklig vom Hauptkamm auslaufen und dadurch die Enſtehung von Querthälern bedingen. Statt deſſen bilden die Abhänge hier weite, flache und unregelmäßige Mulden, ſo daß der Boden nirgends eine ſchiefe Fläche, ſondern nur Wölbungen darſtellt, die man mit der Oberfläche eines langwogigen Meers vergleichen könnte. Die Höhe des Catirli iſt wahrſcheinlich um 1000′ geringer, als die des Samanli, und es verdient bemerkt zu werden, daß gerade jenes Gebirge als das älteſte niedriger bleibt als die Kalkberge, die vormals über ihm lagerten, und daß die jüngſte Bildung, der Olymp, der unter jenen hervorſtieg, ſie ſo weit an Höhe übertrifft. Der Paß, der gleichfalls weniger hoch und ſteil iſt als der geſtrige, geht auch nicht durch eine ſo ausgezeichnete Einſattlung des Kamms, ſondern weſtlich von demſelben fällt die Kette allmählig zu einer niedrigen Hügelreihe ab, die den ſüdlichen Saum des Meerbuſens von Modánia bildet.

Dieſe geognoſtiſchen Verhältniſſe äußern einen zwiefachen Einfluß auf die Vegetation, indem theils die Qualität des Geſteins, theils die davon abhängige Form des Gebirgs in Wirkſamkeit treten. Weil es keine enge Thäler, ſondern nur unebene Flächen giebt, ſo hat die Cultur ſich leichter dieſer Berge bemächtigen können. Man trifft große Getraidefelder und ausgedehnte Weiden, auf denen ich Heerden von Ochſen und langhaa-

rigen Ziegen ſah. Mit Ausnahme eines kleinen Gehölzes der langnadeligen Fichte*) dicht unterhalb der Paßhöhe habe ich keine Waldung bemerkt, aber große Stämme, wahrſcheinlich für die Werfte von Kemlik beſtimmt, wo man gerade ein Kriegsſchiff baute, wurden aus einem andern Theile des Gebirgs hinabgefahren und begegneten mir auf dem Paſſe. Die beiden Räderpaare des niedrigen Wagens waren einfach durch den Baumſtamm verbunden und acht bis zehn Büffel davorgeſpannt, die unter beſtändigem Geſchrei der Führer und lautem Knarren der trocknen Räder die Laſt langſam durch unergründliche Wege fortbewegten. Uebrigens erwähnt auch Herr v. Hammer **) ausdrücklich, daß die Abhänge des Arganthonios gegen den See von Nicaea durch Fichten bewaldet ſeien. Was ich indeſſen an unbebauten Flächen ſah, war freilich wie bisher durchaus mit Gebüſch bewachſen, aber ohne Ueppigkeit und zeigte durch Einförmigkeit und Mangel an immergrünem Laube einen auffallenden Gegenſatz gegen das Kalkgebirge. Das Geſträuch beſtand aus einer unbelaubten Eiche und dornigem Paliurus, dazwiſchen wuchſen Gräſer und wenige geſellige Kräuter, von denen ein bithyniſches Geranium ***) mit rothen Blumen am häufigſten vorkam.

Hat man nun die Höhe erreicht, ſo öffnet ſich nach Süden die Ausſicht auf Bruſſa. Die ſchneebedeckte Kuppel des Olymp bildet den Hintergrund der Landſchaft. Von ihm zieht ſich Kettengebirge nach Weſten, wie nach Norden fort und ſchließt ſich hier an den Arganthonios. Dadurch wird eine wagerechte Ebene eingeſchloſſen, 2—3 Stunden breit, gegen Weſten geöffnet. Dieſe Ebene iſt ein einziger Wald von Maulbeerbäumen. Dörfer, Minarets, Bäder tauchen daraus hervor. Wo ſie den Fuß des Olymp berührt, erſcheint im blauen Dufte das Schloß von Bruſſa, die zahlloſen Kuppeln und Minarets der Stadt, eine Stunde weit dem Gebirge entlang ausgebreitet. Strahlenförmig

*) Pinus maritima Lamb.

**) Reiſe nach Bruſſa p. 95.

***) Es gleicht dem Geranium palustre L. und iſt vielleicht nicht verſchieden davon.

gegen die Spitze des Olymp geordnete, enge Thäler münden dort in die Ebene. Alle Schattirungen der blauen Farbe verſchönen dieſe Formen, und wo die tiefſten Töne des Gebirgs und des Himmels zuſammenſtoßen, berühren ſie zugleich die glänzend weißen Schneemaſſen.

Auf halbem Wege zwiſchen Kemlik und Bruſſa trifft man wiederum ein Caffeehaus. Das Geſträuch umher iſt ſo reich an Nachtigallen, daß ich nie etwas Aehnliches an Fülle und Muſik vernommen habe. Die reinſte und mildeſte Frühlingsluft umfing mich, die Maulbeerbäume prangten im friſchen Grün ſich hervordrängender Blätter, die fruchtbare Ebene, die große Stadt lagen vor mir: ſo mußte denn das innigſte Reiſebehagen in mir wach werden.

Ein großes und wohlhabendes Dorf liegt am Fuße des Catirli. Zu den Seiten des Wegs durch die Ebene erblickt man zahlreiche Tſchiftliks *). Der Weg ſelbſt iſt in dieſer Jahrszeit beſchwerlich; eine große Niederung war vom Nilufer überſchwemmt; ich ritt eine lange Strecke durch Sumpf und zuweilen tief im Waſſer fort. Die Sumpfflächen waren mit blühenden Schneeglöckchen bedeckt **). Um 6h Abends erreichte ich Bruſſa, das von dieſer Seite ganz offen iſt und im Innern, wie alle dieſe Städte, größtentheils widerwärtige Eindrücke darbietet.

Um den Franken, an welche ich empfohlen war, nicht in ſo ſpäter Stunde beſchwerlich zu fallen, ſchickte ich meinen Ferman zum Paſcha. Von dieſem ward mir ein Türke geſendet, der mich durch die Stadt geleitete. Nachdem ich durch einige enge Straßen und den Bazar geritten war, erblickte ich vor mir eine Brücke. Sie führt inmitten der Stadt über die tiefe Thalſchlucht des Gögdere ***), die von hieraus unmittelbar in die breite Olympusmaſſe einſchneidet. Dieſe Schlucht †) kündigt unerwartet

*) Meiereien.

**) Leucojum aestivum L.

***) Vergl. v. Hammer a. a. O. p. 19.

†) Zur Freude des Botanikers blühten an den Felsgehängen des Ufers zwei Pflanzen, die noch an keinem andern Orte der Erde gefunden worden ſind: Aubrietia purpurea DC. und Lamium veronicaefolium Benth.

durch mächtige Geſchiebe, Waſſerſturz und Wirkung vergangener Fluthen den Character des Hochgebirgs an. Ich wurde in ein Haus geführt, deſſen Beſitzer, ein Italiener, mich befremdet und verlegen empfing. Der Türke konnte ihm weiter keinen andern Aufſchluß ertheilen, als daß er Befehl vom Paſcha habe, mich zu ihm zu führen. Ich ſelbſt begehrte Nachtquartier. Der Italiener begann mich über meine Perſon auszufragen und ich enthielt mich weiterer Auseinanderſetzung, als daß ich kraft meines Fermans beim Paſcha um Quartier nachgeſucht habe. Die Verwirrung würde nicht geendet haben, hätte ich nicht zufällig erfahren, daß ich mit dem öſterreichiſchen Conſul zu reden die Ehre hatte. Nun ſah ich den Zuſammenhang ein. Der Paſcha hatte aus meinem Ferman geſehen, daß ich unter öſterreichiſchem Schutze ſtände, und mich deshalb mit meiner Bitte an den Conſul dieſer Macht verwieſen. Ich fühlte das Unſchickliche meiner Stellung, in die ich durch den Wunſch, Europäern nicht läſtig zu fallen, gerathen war, und entſchuldigte mich, indem ich zugleich die Empfehlungsſchreiben übergab, mit denen ich verſehen war. Der Conſul, Herr Nicoletti, hatte ſich meine anfängliche Zurückhaltung natürlich nicht erklären können und zeigte nun die zuvorkommendſte Freundlichkeit. Er begleitete mich ſogleich in das griechiſche Quartier und mittelte mir eine leerſtehende Etage aus.

Drittes Capitel.

Aufenthalt in Bruſſa.

Gögdere. Heiße Quellen von Bruſſa. Türkiſche Bäder. Feſt der Armenier. Olymp.

3. Mai. Der Arzt des Paſcha, Herr Tircke aus Siebenbürgen, erzeigte mir während meines Aufenthalts in Bruſſa die freundſchaftlichſten Verbindlichkeiten und ſchlug für heute eine Wanderung in das Gögdere vor. Zunächſt gingen wir innerhalb der Stadt den Bach aufwärts in der Schlucht einher und klimmten von Fels zu Fels. Kaum iſt hier Raum für einige Platanen und Weidenbäume *). Ein geſtürzter Stamm half uns nicht ohne Beſchwerde über den geſchwollenen, reißenden Bach an deſſen öſtliches Ufer. Denn aus der Tiefe des Olymp ſtrömt er die Richtung von Süd nach Nord bewahrend gegen die Ebene von Bruſſa, die er dicht unter der Stadt erreicht, um ſich dort mit dem Nilufer zu vereinigen. Oberhalb der Stadt ſtiegen wir vom Bache jäh aufwärts zu einigen abgeſonderten Felsplatten, die von der äußerſten Terraſſe des Olymp, einige hundert Fuß über der Ebene, herausſpringen. Hier hatten ſich mehre Türken

*) Salix alba L.

und Armenier gelagert, um ſtundenlang die Ausſicht zu betrachten und die Bergluft zu athmen. Von einer dieſer Platten hat man einen vollſtändigen Ueberblick der Stadt und Ebene, mit deren Schönheit und Reichthum arabiſche Dichter nur Granada und Damaskus zu vergleichen wagten *). Es iſt ein Gegenſtück zu dem Bilde, das die Höhe des Arganthonios meinen Blicken entfaltete: denn es bleiben dieſelben Gegenſtände, jedoch auf verſchiedene Art angeordnet. Gegen zweihundert Moſcheen, welche mit ihren Kuppeln und Minarets aus der Häuſermaſſe heraustreten, bezeichnen den Grundriß der Stadt, die bei vierfacher Länge in der Breite einer Viertelſtunde am äußerſten Gebirgsſaume ſich hinzieht. Die Bergwand ſelbſt, an welche ſie ſich anlehnt, iſt in mehre Terraſſen abgetheilt und durch enge Querthäler geſpalten. Grüne Raſen und Caſtanienwälder bekleiden ſie. Die erſte Terraſſe kann eine Höhe von 1000 Fuß erreichen; auf einem vorſpringenden Hügel liegt das Schloß; am Fuße ziehen ſich einige Straßen aufwärts. Jenſeits dehnt ſich die grüne Ebene aus, die im Norden der Arganthonios begrenzt. Von hieraus erkennt man deutlich die größere Erhebung des Samanli, der über das oben erwähnte Gebirge hervorragt. Hingegen unterſcheiden ſich die öſtlichen Theile deſſelben durch beträchtlichere Höhe und Form der Spitzen und dürften in geognoſtiſcher Rückſicht leicht dem Olymp ſelbſt näher verwandt ſein, in welchen ſie durch ihre Fortſetzung gegen Süden übergehen.

Die erſte Terraſſe des Olymp, auf welcher ich mich nunmehr befand, beſteht indeſſen noch aus ſchieferig geſchichtetem Geſtein. Es iſt ein dicht gemengter Gneiß, in welchen jedoch große Maſſen von ſchneeweißem Marmor eingelagert ſind. Dieſer Marmor, der insgemein den Gneiß ſchichtenförmig durchſetzt, aber an einigen Orten ſelbſtſtändige Felſen von bedeutendem Umfange bildet, hat mehr ein blätteriges, als körniges Gefüge und würde ſich ſeiner Feſtigkeit und Schönheit wegen zu vielfältiger Benutzung eignen **).

---

*) v. Hammer Bosporus II. 1.

**) Der felſige Abhang der Terraſſe gegen das Gögdere iſt mit Gräſern

Als wir uns von den Felsplatten wiederum ſeitwärts gegen die enge Schlucht des Gögdere wendeten, erblickten wir ſie bald tief unter unſern Füßen und die gegenüberliegende Wand ſo nahe gerückt, daß die Stimme des Rufenden hinüberſchallte. Die Tiefe wird bis auf einen ſchmalen Fußpfad von dem Bache völlig ausgefüllt, der eine Reihe von niedrigen Cascaden bildet, weiterhin Mühlen treibt und nicht ſelten einzeln ſtehende, jedoch hoch gewachſene Platanen und Wallnußbäume beſpült. Dieſe verſchiedenen Bilder in den Krümmungen des Thalwegs erzeugen jene Abwechſelung der Eindrücke, die überall den Eintritt aus der Ebene ins Hochgebirge bezeichnet.

Ein ſteiler Felſenpfad führte uns hinab und dann wanderten wir eine Strecke im Gögdere vorwärts, indem wir uns von der Stadt entfernten. Wir waren jedoch noch nicht eine halbe Stunde fortgeſchritten, als ſich uns ein auffallender Anblick darſtellte, der an dieſem einſamen Orte unſere Phantaſie aufzuregen geeignet war. Es lag nämlich zwiſchen dem Bache und einer ſchwer zugänglichen Felsklippe ein nackter Leichnam verſteckt, der die Spuren gewaltſamen Todes deutlich an ſich trug. Es war, nach dem geſchorenen Haupte zu ſchließen, ein Türke; er war von rieſigem Körperbau und hatte kaum in der Mitte ſeines Lebens geſtanden. Drei große Kopfwunden gaben Zeugniß von der Art ſeines Todes. Wären ſie durch den Sturz von einem Felſen hervorgebracht worden, ſo hätte auch der Schädel äußerlich verletzt ſein müſſen. Da dies nicht der Fall war, ſo konnte man muthmaßen, der vom Waſſer ausgeſpülte Leichnam habe ſeine Wunden erſt nach dem Tode empfangen, als er zwiſchen Klippen und über Cascaden herabſchwamm. Aber die übrigen Theile des Körpers waren unverletzt und die blutunterlaufenen Wangen und Augen bewieſen, daß er an ſeinen Kopfwunden geſtorben ſei. Die Form derſelben deutete auf ein ſtumpfes Inſtrument, andere Umſtände verriethen, daß der Unglückliche noch vor Kurzem und nicht lange im Waſſer gelegen habe. Außerdem, wer ſollte ihn

---

und Kräutern bewachſen. Es blühten z. B. Cerastium manticum L. Aubrietia purpurea DC. Draba muralis L. Asphodeli lutea Rchb.

ſo bald nach ſeinem Tode entkleidet haben, wenn es nicht ſein Mörder war? Ein ſo nahe tretendes Zeugniß des ungeſicherten Zuſtandes dieſer Länder gleich zu Anfang meiner Wanderungen hätte mich einigermaßen verſtimmen können, wäre ich nicht alsbald Zeuge geweſen, wie dieſes Verbrechen von den Einheimiſchen beurtheilt und vom Geſetze verfolgt wurde. Denn da die Kunde des Geſchehenen inzwiſchen verbreitet war, fanden wir bereits bei unſerer Rückkehr einen Diener des Paſcha *) nebſt mehren Zeugen beſchäftigt, den Leichnam, freilich aus gemeſſener Entfernung, zu beſichtigen. Alle ſprachen ihre Entrüſtung lebhaft aus, und bezeugten, ein ſolcher Frevel wäre unerhört. Denn ſie vermutheten in dem Ermordeten einen reiſenden Türken, der ſo nahe bei der Stadt ſchon in die Hände von Räubern gefallen wäre. Bis auf dieſen Tag, äußerten ſie, habe die Gegend für ſicher gelten können, und nur die höhern Theile des Olymp, wo Turkmanen im Sommer Sennwirthſchaft treiben, hätten ſtets in einigem Verrufe geſtanden. Ein unbeſtimmtes **) Gerücht wälzte den Verdacht auf die Bewohner einer höher im Thale gelegenen Mühle. Abends hörte ich, ſie wären bereits eingekerkert und ſchon am folgenden Mittage war die Sache von Seiten des Richters erledigt. Denn die Müller erklärten im Verhöre, den Leichnam zu kennen. Er ſei ein Hirt aus dem Olymp, der vor einigen Tagen vom Wahnſinn befallen ihnen völlig entkleidet auf einem benachbarten Berge begegnet wäre. Da ſie ſeiner habhaft zu werden ſich bemüht hätten, ſei er geflohen. Wahrſcheinlich wäre er in der Folge in ſeinem irren Zuſtande von einem Felſen geſtürzt und vom Bache fortgeſchwemmt worden. Mit dieſer

---

*) Cavás.

**) Es iſt dies ein Beiſpiel, daß ein Criminalfall auch ohne Klage des verletzten Theils von Seiten des Paſcha verfolgt wird. Daſſelbe bemerkt man bei dem Syſtem, das die Paſcha's in Rumelien gegen die Klephten ausüben. Dies ſind Ausnahmen von Herrn Urquhart's Satze, daß der Verbrecher der Strafe entgehe, wenn er nicht angeklagt wird, oder, wie er als Britte ſich ausdrückt, daß im türkiſchen Recht kein öffentlicher Ankläger vorhanden ſei. (Urquhart Geiſt des Orients 2. p. 294.)

Ausſage begnügte ſich die türkiſche Juſtiz und entließ die Angeklagten.

4. Mai. Die heißen Quellen von Bruſſa liegen von der Stadt entfernt am Fuße des Olymp. Ueber die Benutzung derſelben, die prächtige Einrichtung der Bäder, ſo wie über Namen, Anzahl und Oertlichkeit der Quellen haben frühere Reiſende berichtet. Mir blieb übrig, ihre natürlichen Verhältniſſe, welche von Fontanier, Strickland und dem Herzog von Raguſa im Allgemeinen berührt ſind, genauer zu unterſuchen.

Nicht bloß der große Ruf, der ihren Heilkräften im ganzen Orient zu Theil ward, macht ſie merkwürdig, ſondern auch ihre hohe Temperatur, die bei den vier von mir unterſuchten Hauptquellen 66° R. beträgt. Die wenigen Thermen, die einen ſo hohen Wärmegrad erreichen oder übertreffen, befinden ſich in der Nähe *) von brennenden oder erloſchenen Vulcanen. In der Gegend von Bruſſa kennen wir nur Granit als hebende Gebirgsart. Carlsbad, deſſen Sprudel um ſieben Grad **) kälter iſt, zeigt in ſeinem Granit und in andern Verhältniſſen einige Analogie.

Der geognoſtiſche Bau der Umgebungen von Bruſſa iſt ſehr einfach. Die Granitmaſſe des Olymp iſt über der Stadt mit einem Gürtel von Gneiß umgeben. An dieſen grenzt gegen Norden das aufgeſchwemmte Erdreich der Ebene. Im Weſten der Stadt jedoch iſt eine dritte Formation zwiſchen dem Alluvium und Gneiß eingeſchoben und bildet hier die tiefſten Abhänge der unterſten Olympterraſſe. Dieſe Formation beſteht aus verſteinerungsleerem Kalktuff und erſtreckt ſich in einem ſchmalen Strei-

---

*) Die Thermen von Island (80° R.), der Terekgruppe am Caucaſus (72°,5—59°), von Aigues chaudes im Cantal (70°) und von Abano an den Euganeen (69°) liegen in der Nähe von Vulcanen oder trachytiſchen Geſteinen.

**) Sollte in dieſer Temperaturdifferenz vielleicht die Urſache liegen, daß ich in den Quellenablagerungen von Bruſſa keine Infuſorienpanzer aufzufinden vermochte?

ſen von der Stadt bis zu den Bädern. Dieſem poröſen Kalkſtein *) entſpringen **) die heißen Quellen.

Die Lage der Quellen iſt im Allgemeinen durch den dieſer Beſchreibung beigefügten Plan angedeutet. Streng genommen, kann man nur vier Hauptquellen unterſcheiden, da die drei der Stadt zunächſt gelegenen dicht unter ihrer Mündung communiciren ***). Dieſe verſorgen das neue Badehaus, Jeni-Cablidſcha. Sie liegen nur zu zehn Schritten von einander, etwa 50′ über der Ebene an dem ſanften Abhange der Terraſſe, eine halbe Stunde von Bruſſa entfernt. Der Meerbuſen von Modánia liegt in einem Abſtande von beiläufig fünf Stunden.

Jene drei Ausflüſſe der Quelle von Jeni-Cablidſcha ſind von gleicher Mächtigkeit. Sie ſprudeln mit einem abwärts fließenden, gleichförmigen Waſſerſtrahl von 1—2″ Durchmeſſer aus dem Felſen hervor, der von einer dünnen Sinterkruſte überzogen wird. Von da werden ſie nach zwei Badehäuſern †) geleitet. Gasentwickelung iſt nicht wahrzunehmen, Schwefelwaſſerſtoffgeruch kaum bemerklich. Die Wärme des Waſſers gerade an dem Puncte, wo es aus dem Felſen tritt, betrug 66° R. Abgekühlt zeigte es ſich ganz geſchmacklos und ließ keinen Bodenſatz fallen. Auf das Waſſer dieſer Quellen bezieht ſich die Analyſe, welche Herr Dr. Himly anzuſtellen die Güte hatte. Er fand folgende Beſtandtheile:

---

*) Vergl. hierüber die erſte Note am Schluſſe des Bandes.

**) Fontanier (Voy. en Orient p. 85.) irrt, indem er den Urſprung der Quellen an der Grenze des Alluviums angiebt.

***) Vergl. die zweite Note am Schluſſe der Bandes.

†) Das nächſte iſt das neue Badehaus (Jeni-Cablidſcha), das andere, welches demnach aus denſelben Quellen verſorgt wird, iſt wahrſcheinlich das alte Badehaus (Eski-Cablidſcha). Ich ſage: wahrſcheinlich, weil meine Notizen hierin nicht völlig mit denen des H. v. Hammer übereinſtimmen (Siehe deſſen Reiſe a. a. O.). Indeſſen habe ich ſelbſt hierüber widerſprechende Nachrichten erhalten, indem ein Anderer behauptete, Eski-Cablidſcha liege dicht unter Tſchekirdge.

Analyſe des Mineralwaſſers der Jeni=Cablidſcha.

		In 1000 Theilen:	In einem Civilpfunde zu 16 Unzen:
Kohlenſaures Natron	=	0,739	5,6755 Gr.
Schwefelſaures Natron	=	0,389	2,9875 »
Kohlenſaurer Kalk	=	0,220	1,6896 »
Chlornatrium	=	0,193	1,4857 »
Kohlenſaure Talkerde	=	0,118	0,9062 »
Kieſelſäure	=	0,085	0,6528 »
Beigemengtes Eiſenoxyd nebſt kohlenſaurem Eiſenoxydul	=	0,087	0,6681 »
		1,831	14,0654 Gr. *)

Die zweite Hauptquelle, die ſchwächer ſein ſoll, entſpringt in den Gewölben des Badehauſes Cara=Muſtapha, wird von da unmittelbar in die Badezimmer geleitet und war daher nicht näher zu beſichtigen. Sie liegt von den erſten Quellen kaum 200 Schritte in weſtlicher Richtung entfernt. Die Temperatur des Waſſers in dem Baſſin des Badehauſes von Cara=Muſtapha beträgt 35° R.; dieſelbe fand ich in der Jeni=Cablidſcha zu 33° R. Hierdurch wird einigermaßen wahrſcheinlich, daß die Quelle von Cara=Muſtapha an Wärme der letztern nicht nachſtehe.

Die dritte Quelle oder die Schwefelquelle (Kökürdli) iſt die waſſerreichſte und verſorgt zwei Badehäuſer. Sie liegt etwa 1000 Schritte von Cara=Muſtapha entfernt und gegen 100′ höher am Berge. Die Oertlichkeit iſt von der der erſten Quellen verſchieden. Die Quelle befindet ſich in einem kleinen Gemüſegarten und tritt aus einer Oeffnung des wagerechten Felsgrundes

*) Zu dieſer Analyſe machte Herr Dr. Himly folgende Bemerkungen: 1) das Waſſer enthielt noch etwas mehr freie Kohlenſäure, als zur Auflöſung des kohlenſauren Kalks erforderlich iſt. 2) Schwefel konnte in der ſehr geringen Ablagerung auf dem Boden nicht aufgefunden werden, daher der Gehalt an Schwefelwaſſerſtoff außerordentlich gering ſein muß.

ſenkrecht nach oben wallend hervor. Dieſe Oeffnung liegt in der Mitte eines kleinen, zur Aufnahme des Waſſers ausgemauerten Baſſins. Der Waſſerſtrahl von der Dicke eines Menſchenarms wird beſtändig bis zu einer Höhe von anderthalb Zoll über das Niveau des Baſſins emporgetrieben, gleichſam ein Carlsbader Strudel im Kleinen, aber ohne deſſen Intermiſſionen. Gasentwickelung in Blaſen findet auch hier keineswegs ſtatt, aber der Geruch nach Schwefelwaſſerſtoff iſt deutlich wahrzunehmen, wiewohl er ſich nicht durch den Geſchmack verräth. Die Temperatur in der Mitte des Strudels beträgt gleichfalls 66° R., was der Meinung der Eingebornen widerſtreitet, welche die Schwefelquelle für heißer anſehen, als die der Jeni-Cablidſcha. Der im Baſſin abgeſetzte Sinter iſt nur von geringer Mächtigkeit. Die Meinung, daß dieſe Quelle heilkräftiger wirke, als die übrigen, beruht wahrſcheinlich nur auf ihrem größern Gehalte an Schwefelwaſſerſtoff, der leider nicht beſtimmt werden konnte *).

Die vierte Hauptquelle liegt eine halbe Stunde weiter gegen Weſten, ſo daß die vier Quellen eine Linie am Fuße des Olymp beſchreiben, die der Axe dieſes Berges zu entſprechen ſcheint. Jene Quelle befindet ſich in dem Dorfe Tſchekirdge; da ſie in einem Brunnen entſpringt und ihr Austrittspunct nicht beſichtigt werden kann, ſo habe ich ſie nicht beſucht. Sie ſoll nach der Angabe des Dr. Tircke viel kälter ſein. Sie verſorgt drei Badehäuſer und wird außerdem noch in mehre Häuſer geleitet.

Eine beſondere Aufmerkſamkeit richtete ich auf etwa in dem Rayon der Thermen vorhandene nicht mineraliſche Quellen, indem frühere Reiſende beſonders als Merkwürdigkeit hervorheben, daß hier kalte und warme Quellen dicht neben einander hervorbrechen. Dies beruht jedoch auf einem Irrthume; denn, wenn

*) Immerhin ſcheint es jedoch gewiß zu ſein, daß der Gasgehalt dieſer Thermen keineswegs anſehnlich ſein kann, da beim Aufbewahren das abgeſchöpfte Waſſer ſich nicht durch eine Präcipitation von Schwefel trübt. Ebenſo bemerkte ich in einer nicht völlig gefüllten Flaſche, als ich ſie nach 24 Stunden wieder öffnete, weder Zeichen von Luftcompreſſion, noch eine Zunahme des Schwefelgeruchs in dem verſchloſſen geweſenen Raume.

man gleich zahlreiche Güſſe von kaltem Waſſer in der Nähe der Jeni-Cablidſcha antrifft, ſo überzeugte ich mich doch bald genau, daß dieſe ihr Daſein einem Syſtem von Waſſerleitungen verdanken, beſtimmt, in den Badehäuſern das heiße Waſſer ſchneller bis auf die erforderliche Temperatur abzukühlen. Dieſe Waſſerleitung nun, in Röhren herbeigeführt, deren Arme überall in Brunnen *) und wie aus der Erde hervorſprudeln, deutet vielmehr auf Quellenloſigkeit dieſes Abhangs. In der That habe ich nur eine einzige Quelle anderer Art in dem Bezirke der Thermen kennen gelernt, aber auch dieſe kann nicht zu den gewöhnlichen Quellen gerechnet werden, ſondern bildet eine fünfte Therme, die ich indeſſen von den übrigen trenne, weil ihre Wärme nur 35° R. beträgt.

Dieſe Quelle **) heißt bei den Türken die Feigenquelle, von den Griechen wird ſie Hagia Fontini, die heilige Quelle, genannt. Sie liegt, beſchattet von einer breiten Hainbuche, am Wege von Jeni-Cablidſcha nach Kökürdli. Sie erſcheint auch in ihrer Zuſammenſetzung den übrigen Quellen untergeordnet: denn ſie verräth keinen Gasgehalt und bildet keinen Sinter, ſondern nur einen ſchwarzen Schlamm, in welchem trotz der Wärme Fröſche behaglich lebten. Aber einigermaßen merkwürdig wird ſie durch die Rolle, welche der Aberglauben des Volks ſie ſpielen läßt. Man ſchreibt ihr, was der griechiſche Name anzeigen ſoll, eine geheime Macht über die Peſt zu. Von dieſer Krankheit Befallene eilen zu der Quelle, weihen ihr ein Licht oder eine andere

---

*) Der erwähnte Irrthum iſt um ſo verzeihlicher, als die verſchiedenen Ausflüſſe keine gleichmäßige Temperatur haben. Ich fand von zwei neben einander befindlichen Brunnen in dem einen das Waſſer zu 10° R., in dem andern zu 12° R. Solche Verſchiedenheiten hängen wahrſcheinlich von zufälliger Miſchung mit heißem Waſſer ab.

**) Wahrſcheinlich hat der Herzog von Raguſa ſie gleichfalls bemerkt, da er die Temperatur der Thermen als zwiſchen 84° und 42° C. variirend angiebt (S. deſſen Reiſe. Deutſche Ausgabe. II. p. 152). Die auffallende Notiz, daß ſich Menſchen dort in Waſſer von 78° C. baden, beruht unſtreitig nur auf einem Druckfehler.

Kleinigkeit und ſchneiden einen Zipfel von ihrem Hemde ab, den ſie an den Zweigen des Baumes befeſtigen. So hing denn die Hainbuche voll von Kleiderfetzen und ich wurde gewarnt, nahe zu treten, da die Volksmeinung ſo wenig als die Arzneikunde Gewißheit ertheilt, wie lange das Peſtcontagium an ſolchen Zeugen haften könne.

Ehe ich dieſer Beſchreibung der heißen Quellen von Bruſſa noch Einiges über die Art ihrer Benutzung unter den Türken beifüge, wünſchte ich die Characteriſtik derſelben noch dadurch zu vervollſtändigen, daß ich ihnen einen beſtimmten Platz in der Reihe der bekannten Mineralquellen anzuweiſen verſuche. Die Vergleichung mit Carlsbad ſtützt ſich auf die Analyſe des Waſſers, deſſen Temperatur und auf die geognoſtiſchen Verhältniſſe. Denn ſowie die Thermen von Bruſſa aus einem Kalkgeſtein entſpringen, ſo beweiſen ihre feſten Beſtandtheile gleichfalls deutlich, daß ſie den Granit des Olymp durchſtrömt haben. In der That hat dieſer Granit eine große Aehnlichkeit mit dem Carlsbader. Er iſt ſehr feinkörnig und dicht gemengt. Die Glimmerblättchen ſind äußerſt zart und meiſtentheils ſchwarz. Da die übrigen Gemengtheile eine weiße, in's Bläuliche ſtechende Farbe haben, ſo wird dieſer Granit manchen Syeniten einigermaßen ähnlich. Der Quarz iſt darin mit dem Feldſpath gleichſam verſchmolzen und dieſe weißliche Maſſe enthält außerdem ſehr feine farbloſe Glimmerſchuppen. Dies Geſtein zerſetzt ſich ſehr langſam und hierin iſt die Urſache zu erkennen, weshalb das Waſſer bei höherer Wärme und ähnlichem Material faſt dreimal ſo arm an feſten Beſtandtheilen iſt, als das Carlsbader. Es enthält in 16 Unzen nur 14 Gran mineraliſchen Rückſtandes, wobei ich die Bruchtheile wegen der geringen Quantität, mit der operirt wurde, weglaſſe; der Carlsbader Sprudel enthält dagegen 41,93 Gran in demſelben Quantum Waſſer. Dieſes Verhältniß, verbunden mit dem geringen Gasgehalt, weiſt dem Waſſer von Bruſſa eine ſehr niedrige Stufe unter den Mineralquellen an, wenn man ihre therapeutiſche Wirkſamkeit in's Auge faßt; auch ſcheint es zum innerlichen Gebrauche niemals angewendet worden zu ſein. Aber dieſe verhältnißmäßige Reinheit des Waſſers reiht es unmittelbar an

eine Gruppe von Thermen, welche außerdem, wenn man das Gebirgsſyſtem des Olymp, als der äußerſten Verzweigung des Taurus, in ſeinem weiteſten Umfange betrachtet, zu jenem in beſonderer geographiſchen Beziehung ſteht. Dies iſt die Reihe der Terekquellen am Nordabhange des Caucaſus, welche Hermann ſo trefflich beſchrieben hat *). So enthält die Petersquelle bei einer Temperatur von 72° ,5 R. in 16 Unzen 10,71 Gran feſter Beſtandtheile, und darin 4,7 ſchwefelſaures Natron, 2,9 kohlenſaures Natron und 2,1 Chlornatrium u. ſ. w. Auch ſind dieſe Quellen ſehr arm an Gas und nicht ohne Spuren von Schwefelwaſſerſtoff. Wenn die geognoſtiſchen Verhältniſſe abweichen, die Terekthermen aus Sandſtein hervorbrechen und die nahen Gipfel des Caucaſus aus Trachyt beſtehen, ſo dürfte die Meinung von Hermann, die Armuth des Waſſers hänge vom Sandſtein**) ab, auch auf einen Granit ausgedehnt werden können, welcher der Verwitterung mächtig widerſteht.

Nachdem ich die Quellen unterſucht hatte, nahm ich ein Bad nach türkiſcher Art in der Jeni-Cablidſcha. Ich halte es nicht für überflüſſig, bei dieſer Gelegenheit einige Bemerkungen über die Technik der türkiſchen Bäder im Allgemeinen mitzutheilen, als deren Typus die Einrichtung in Bruſſa gelten kann. Zwar iſt es Gebrauch der dortigen und der conſtantinopolitaniſchen Aerzte, chroniſchen Kranken die Bäder von Bruſſa als alterirende Heilmittel zu verordnen, allein die Art ſie anzuwenden, die in allen türkiſchen Städten, welche ich beſuchte, übereinſtimmt, iſt ſo beſchaffen, daß die mineraliſchen Beſtandtheile, an ſich ſchon ſo unbedeutend, um ſo weniger in Betracht kommen können, als eine längere Einwirkung des Waſſers auf die Haut nicht ſtattfindet. Sie ſind aus dieſer Rückſicht mehr als ſchweißtreibende Mittel zu betrachten und die unmittelbare Nachwirkung des Bades erſcheint bedeutender, als das Bad ſelbſt.

Das Badehaus von Jeni-Cablidſcha beſteht aus drei von oben erleuchteten Räumen. Der erſte Raum (Dſchamegan) dient

---

*) Poggendorf's Annalen Bd. 22. pag. 344 u. folg.

**) Daſelbſt pag. 389.

zum Auskleiden und enthält eine Reihe von Polſtern, auf denen man ſich der Tranſpiration nach dem Bade überläßt. Die Temperatur der Luft im Dſchamegan beträgt 14°,5 R. und wird durch einen Springbrunnen von kaltem Waſſer zu 10° R. regulirt. Im zweiten Raume verweilt man eine Zeit lang entkleidet, ehe man das Badezimmer betritt. Er iſt ohne Waſſerdämpfe, hat eine Temperatur von 20°,5 R. und dieſe Wärme wird gleichfalls theils durch die Verbindung mit dem dritten Raume, theils durch einen kalten Springbrunnen auf gleicher Höhe gehalten. Das Badezimmer ſelbſt iſt mäßig mit Waſſerdämpfen erfüllt, aber bei Weitem nicht in dem Grade, wie in unſern Dampfbädern. Die Luftwärme beträgt hier 29°,5 R. Den größten Theil der runden Halle nimmt ein Waſſerbaſſin ein, deſſen Waſſer die hohe Temperatur von 33° R. hat. Im Umfange deſſelben befindet ſich eine ſchmale und etwas geneigte Ebene, welche beſtändig durch heißes Waſſer feucht erhalten wird. An der Wand ſelbſt iſt eine Anzahl von Niſchen angebracht, deren Marmorboden gleichfalls feucht iſt. In dieſen Niſchen überläßt man ſich der Behandlung des Badewärters.

Das Waſſerbaſſin hat vielmehr den Zweck, zu der hohen Temperatur des Badezimmers mitzuwirken, als zum Bade ſelbſt zu dienen. Es fehlt in andern Bädern, die künſtlich geheizt werden. Manche tauchen ſich eine kurze Zeit in das heiße Waſſer ein, ehe ſie ſich in die Niſchen begeben: allein dies iſt kein weſentliches Moment des türkiſchen Bades. Als ich prüfend den Fuß in das Waſſer ſenkte, das nur um zwei Grade kälter iſt, als die höchſte Temperatur, die der menſchliche Körper in tropfbarem Waſſer ohne Verbrennung erträgt *), empfand ich Anfangs eine ſchmerzhafte Reaction. Allmählig an die Hitze mich gewöhnend, war ich indeſſen bald im Stande, mich aufrecht in dem Baſſin hinzuſtellen, worin mir das Waſſer bis über die Kniee reichte. Dann aber wurde es mir leicht, mich völlig einzutauchen, als wäre durch die Erwärmung der Füße bereits die Haut des ganzen Körpers fähig gemacht, eine hohe Temperatur

*) Vergl. Vetter Heilquellenlehre pag. 299.

bequemer zu ertragen. Jedoch ſchon nach einer Minute fühlte ich plötzlich an mehren Stellen ein Brennen in der Haut und einen heftigen Drang des Bluts nach dem Kopfe, wodurch ich veranlaßt wurde, das Baſſin ſchleunigſt zu verlaſſen.

Man verweilt in dem Badezimmer gewöhnlich eine Viertelſtunde. Dieſe Zeit wird ruhend in der Niſche zugebracht. Zuerſt knetet der Wärter die Muskeln der Gliedmaßen und des Rückens, indem er bald die flache Hand darauf preßt, bald die Haut in Falten hervorzieht, dieſe zuſammendrückt und wieder auseinander ſtreicht. Dann übergießt er den Körper mit Strömen lauwarmen Waſſers und reibt die Haut mit Polſtern wieder trocken. Eine Hauptſache aber beſteht darin, daß er auf die einzelnen Theile des Körpers ſehr große Quantitäten zu Schaum geſchlagener Seife ſchüttet und dieſen Schaum ſodann, mit unermüdlicher Geſchäftigkeit eingerieben, ſelbſt in die Poren der Haut zu verbreiten ſucht. Zuletzt wird noch einige Male laues Waſſer von oben über den Körper ausgegoſſen, dieſer getrocknet und in trockne Tücher eingehüllt. So kehrt man in den Dſchamegan zurück und ſtreckt ſich eine halbe Stunde lang, ſorgfältig bis auf das Geſicht verhüllt, auf das Ruhebett nieder. Die Behandlung der Haut und die hohe Temperatur, der ſie ausgeſetzt geweſen, bewirken hier einen höchſt intenſiven Schweiß, welcher als die Hauptwirkung des türkiſchen Bades gelten kann *).

Nachdem ich in Geſellſchaft des Herrn Tircke den Nachmittag an den Bädern zugebracht hatte, kehrte ich Abends nach Bruſſa zurück und bezog das Haus des Herrn Falkeiſen, eines deutſchen Kaufmanns, an den ich empfohlen war. Er reiſte indeſſen eben damals in Europa, und ſein Aſſocié, Mr. Gézal, ein junger Franzoſe, hatte die Gefälligkeit, mir ſeine Wohnung gaſtfreundſchaftlich anzubieten.

5. Mai. Heute wurde das Feſt des heiligen Georg gefeiert, ein großes Frühlingsfeſt für die griechiſchen und armeniſchen Chriſten. Die ganze armeniſche Bevölkerung von Bruſſa begiebt

---

*) Einige Bemerkungen zur Vergleichung des türkiſchen und ruſſiſchen Bades ſiehe in der dritten Note am Ende des Bandes.

ſich an dieſem Tage in einen ſchattigen Hain am Olymp, lagert ſich gruppenweiſe auf dem Raſen, und überläßt ſich unter Geſprächen und Mahlzeiten jenem heitern Sinnengenuß, den der Frühlingstag im Freien auch einer ſo ernſten Nation einzuflößen vermag. Man rechnet alsdann an dieſem Orte über 20000 Menſchen verſammelt zu ſehen: denn kein Glied der Familie, wenn es nicht Krankheit hindert, bleibt zurück.

Ein ſo ſeltner Anblick, der zugleich die Weiſe einer ſich übrigens abſchließenden Bevölkerung wenn nicht zu entſchleiern, doch dem Zuſchauer näher vor Augen zu führen verſprach, lockte auch uns, wie die meiſten Europäer, hinaus. Unſere Geſellſchaft beſtand aus der Familie des Herrn Nicoletti, den Herrn Tircke, Gézal und Barbier nebſt Frau Gemahlin aus Amiens.

Der heilige Hain der Armenier, wenn es erlaubt iſt, den namenloſen Ort auf dieſe Art zu bezeichnen, liegt eine halbe Stunde in öſtlicher Richtung von der Stadt, einige hundert Fuß über der Ebene im Walde der erſten Olympterraſſe verſteckt. Eigentlich iſt es nur eine lichte Waldſtelle, die ſich den ſchrägen Olymp hinaufzieht. Der Boden iſt Wieſengrund und einzelne Platanen, uralte Stämme mit weitverzweigter Krone zeichnen ſchattige Kreiſe auf dem ſonnigen Raſen ab. Unter jedem Baume ſieht man 50—100 Menſchen gelagert, Männer mit ſchwarzen, oben ausgebogenen, randloſen Hüten *), halbverſchleierte Frauen und Kinder. Die einzelnen Familien ſitzen in kleinern Zirkeln zuſammen, die Männer ſtumm, aber die Frauen in ununterbrochener, leiſer Unterhaltung. So verharren ſie ſtundenlang. Viele haben einen Korb mit Speiſen hergetragen, die ſie verzehren. Aber die Meiſten kaufen ſich Kuchen von Brod oder Fleiſch, die überall ausgeboten werden. In der Nachbarſchaft röſtet man ſie auf Stangen, die man zwiſchen zwei Bäumen befeſtigt, während ein Feuer darunter angebracht iſt. Beim Trinken enthält man ſich des Geiſtigen. Waſſer oder Scherbet wird zur ländlichen Freude für hinreichend geachtet. Die Spiele ſind armſelig. Fremde Burſchen aus der niedrigſten Claſſe tanzen zur Zither in

---

*) Kalpak, das Nationalzeichen der Armenier.

wunderlichen Sprüngen: einige Männer ſtehen im Kreiſe und zahlen für den Anblick einen Piaſter. Ueberhaupt iſt Stille und Beſchränkung jeder Familie auf ſich der Character des Feſtes. Der Mangel an Beweglichkeit in den handelnden Figuren iſt ſo groß, daß man von der Höhe ein buntes Tableau ohne Leben unter ſich ausgebreitet glaubt. Bedenkt man aber die Größe der Verſammlung, von der man einen nicht geringen Theil auf einmal überblicken kann, ſo wird man gern geſtehen, daß nur der Orient ein ſolches Schauſpiel darzuſtellen vermöge, und daß es würdig erſcheine, die Phantaſie eines Malers zu entzünden.

Wir kehrten auf einem Umwege zurück, um an dem Waldſaume der Ausſicht über die Ebene zu genießen. Wir trafen dort einige abyſſiniſche Sclavinnen, die uns durch die Größe ihres Körpers und kräftige Ausbildung der Muskeln in Verwunderung ſetzten. Wenige Türken werden den Weibern dieſer Race hierin gleichkommen. Die Geſichtszüge haben etwas Männliches, aber ſie ſind durchaus edler gebildet, als man bei Negerinnen anzutreffen pflegt. Uebrigens war der Weg einſam und einförmig und der Anblick der Stadt blieb uns lange Zeit durch die Holzung entzogen. Wir kamen an einem verfallenen Minaret vorüber, an welches ſich ein Zeugniß der heutigen Toleranz unter den Türken knüpft. Der Boden, auf dem eine Moſchee ſteht oder einſtmals geſtanden hat, gilt nach muſelmänniſchem Begriffe für heilig. Das Herkommen ſchreibt vor, daß ein ſolcher Ort niemals zu fremdartigen Zwecken gebraucht werden dürfe. Wo eine Moſchee verfällt oder durch Feuer zerſtört wurde, muß ſtets eine neue wiederum erbaut werden. In andern Zeiten galt es ſchon für Entweihung des Heiligſten, wenn ein Chriſt das Innere einer Moſchee betrat: jetzt iſt dies in Conſtantinopel eine käufliche Gunſt geworden. Hier nun aber war eine viel größere Entheiligung zugegeben. Ein armeniſcher Chriſt hatte in der Nähe der Moſchee, deren eingeſtürztes Minaret wir ſahen, Grundbeſitz. Er wünſchte denſelben durch Erwerb der Moſchee zu arrondiren. Da er Einfluß und Reichthum beſaß, ſo hat man ſeinem Anſinnen Statt gegeben und zum Gräuel der Orthodoxen, wie zur

Befriedigung der Raja's, hat er die Moſchee niedergeriſſen und den Grund zu ſeinen Gehöften benutzt.

6. Mai. Ich beſtieg den Olymp bis zur Grenze des Schnees. Herr Barbier begleitete mich.

Der Gipfel des Olymp liegt ſüdſüdöſtlich von der Stadt. Das Gögdere reicht in ſüdlicher Richtung bis an den Fuß der dritten Terraſſe. Längs der öſtlichen Wand dieſes Thals führt der Weg hinauf und wendet ſich erſt an deſſen Urſprung gegen Südoſten. Die drei Terraſſen, in welche der Nordabhang des Berges ſich ziemlich regelmäßig abſondert, ſcheinen auch geognoſtiſch geſchieden zu ſein. Die erſte Terraſſe beſteht, wie wir geſehen haben, aus Gneiß, der nach oben immer marmorreicher wird. Sie iſt ſteil, etwa 1000′ hoch und trägt auf ihrem Scheitel neben dem Gögdere einen Wieſenplatz, den v. Hammer die Turkmanenplatte genannt hat. Die zweite Terraſſe iſt die breiteſte und aus dem früher beſchriebenen Granit gebildet. Sie iſt unregelmäßig gebaut, Hügel iſt auf Hügel gereiht, Schluchten durchſetzen ſie, aber auch wenig geneigte ſchiefe Ebenen kommen vor. Sie wird nach oben durch gewaltige Felswände geſchloſſen, die den Fuß der dritten Terraſſe umgürten. So weit ich gelangte, ſah ich nur Granit, aber aus der Darſtellung des Herzogs von Raguſa wird wahrſcheinlich, daß die dritte Terraſſe Marmor ſei. Indem ich ſeine Meſſung mit meinen Weglängen vergleiche, ſcheint es mir, daß jeder der beiden oberen Terraſſen eine Höhe von etwa 3000′ zugeſchrieben werden könne. Dieſe Größen führe ich jedoch nur an, um im Allgemeinſten einen Anhaltspunct zu gewinnen, da der Verluſt eines Thermometers mich hinderte, an dem höchſten Puncte, den ich erreichte, eine Höhenbeſtimmung zu machen.

Da in den letzten Tagen des Morgens die Abhänge des Olymp von Brouillards verdeckt wurden, die nach Mittag verſchwanden, ſo verließen wir Bruſſa erſt um 9[h] Morgens. Im Zickzack emporſteigend kamen wir durch den geſtern beſuchten Hain und gelangten nach einer Stunde auf die Turkmanenplatte. In botaniſcher Hinſicht wurde ich ſo wenig hier, als ſpäter befriedigt. Nur einige Frühlingspflanzen blühten. Unten waren die

Caſtanien im Ausſchlagen, weiter oben war ihr Wachsthum noch nicht einmal ſo weit vorgeſchritten. Auch die Buchen waren ohne Laub. Die Platte lag noch im Nebel, aber plötzlich entſtand eine Lücke, indem zwei Wolken ſich trennten und ſeitwärts zuſammenballten, und ein Theil von Bruſſa wurde unter unſern Füßen ſichtbar. Der Genuß dieſes reichen Gemäldes dauerte nur einen Augenblick, denn eben ſo raſch verhüllte ihn die Wolke von Neuem. Dann wanderten wir an der Kante des Gögdere fort, das ſich im obern Theile gegen ſeinen Urſprung ausweitet und zahlreiche Seitenbäche empfängt. Dieſer Weg hat Aehnlichkeit mit der Straße durch das Ockerthal im Harz, aber der Abgrund zur Seite iſt doppelt ſo tief. Nicht ſelten iſt er ſchroff, und jähe Felſen geben den Zuflüſſen des Thals zur Bildung von Caſcaden Anlaß. Weiterhin verliert ſich der wilde Character und ſchräge Seitenabhänge ſenken ſich mild geneigt vom Wege in den geräumigen Thalgrund. Die ganze Gegend iſt von Wald oder Geſträuch bekleidet. Ueberall herrſcht die tiefſte Einſamkeit. Bis auf kleine Singvögel und hochſchwebende Geier ſah ich kein lebendes Weſen und hörte keinen Laut. Bewegt man ſich nun im Allgemeinen auf halber Höhe der Thalwand, ſo erſcheint doch, was über dem Niveau des Wegs liegt, in viel mannigfaltigern Formen, als der Lauf der Gewäſſer in andern Gebirgen hervorbringt. Es iſt nicht eine einfache Wand oder Hügelreihe, die gegen den Mittelpunct des Berges anſteigt, ſondern ein regelloſer Wechſel von Ketten und Abſätzen. Gleiche Verhältniſſe zeigen ſich am gegenüberliegenden weſtlichen Thalufer. Müßte man nicht fürchten, durch allzukleinliche Unterſcheidung das Bild des Ganzen zu verdunkeln, ſo könnte man dieſe zweite Terraſſe als aus mehren Stufen wiederum zuſammengeſetzt betrachten, welche in unregelmäßigen Geſtalten auf einander geſtapelt erſcheinen. Dadurch wird es indeſſen deutlich, daß man oft längere Zeit beinahe wagerecht am Abhange fortgeht, bis man wieder ungewöhnlich lange und ſteil emporklimmen muß, ohne jedoch eine freie Spitze oder ein Plateau zu erreichen. So führt der Reitweg, der zuweilen mühſam, aber nirgends gefährlich iſt, von der Turkmanenplatte drei Stunden weit aufwärts. Zuletzt löſt ſich das

Gögdere in zwei Hauptarme auf, von denen der bedeutendſte aus Oſten kommt, der kürzere ſich gegen Weſten verliert. Denn im Süden wird das Thal durch die hohen Felſen der dritten Terraſſe geſchloſſen. Der öſtliche Arm iſt ein toſender Gebirgsbach, der aus bedeutender Höhe in zahlreichen Stürzen durch eine enge Thalſchlucht herabſtrömt. Wo ihn der Weg erreicht, verändert ſich deſſen Richtung. Man ſteigt eine Strecke am Ufer hinauf, ehe man ihn überſchreitet. An dieſem Puncte hielten wir Mittagsruhe. Es ſcheint derſelbe Ort zu ſein, den v. Hammer als Nachtlager bezeichnet: ein wild-romantiſcher Ort, tief im Walde von Silbertannen, eine Cascade über dem Haupte, eine zweite unter den Füßen, große Granitblöcke im Bache und an beiden Berggehängen umhergeſtreuet *). Wir labten uns an vaterländiſchen Bouillontafeln und ſotten Eier in der Pflanzenbüchſe. Während der Caffee bereitet wurde, überſchritt ich den angeſchwollenen Bach, was nur dadurch möglich wurde, daß wir große Steine hineinwälzten. Dieſe Arbeit, die lange vergeblich blieb, verglich mein Begleiter mit dem Verſuch der Giganten, den Wohnſitz der Götter zu erſtürmen, eine natürliche Ideenverbindung, welche den myſtiſchen Reiz dieſes Gebirges bezeichnet. Aber viel poëtiſcher iſt Hammer's Phantaſie, die in den Granitfelſen dieſes Thals die vom Blitz zerworfenen und in Stein verwandelten Glieder der Feinde des Jupiter erblickt. Ich erſtieg den nördlichen Abhang, der ſich an die obere Felſenterraſſe lehnt. Deren Grat umlagerte eine Wolke, aber an ihrem Fuße ſtehen die oberſten Tannen, beginnt in dieſer Jahrszeit der Schnee. Hier, etwa 700′ über dem Ruheort und wahrſcheinlich 4600′ über dem Meere, erreichte ich eine kleine Felſenplatte, den Endpunct meiner Wanderung, von wo ſich in reiner Klarheit durch das Gögdere ein Durchblick auf Bruſſa darſtellte. Jenſeits erſchienen die Ebene, der Meerbuſen von Modánia und die Gebirgszüge, die ihn einfaſſen. Aber wenn in dieſem fernen Bilde ſich nur die Erinnerungen der letzten Tage zuſammendrängten,

---

*) Eine getreue und plaſtiſche Schilderung dieſer Thalſchlucht findet ſich bei v. Hammer a. a. O. pag. 79.

ſo bot die nächſte Umgebung mir ein neues Schauſpiel dar. In jäher Tiefe lag das Ende des Gögdere unter mir, eine Stunde breit, nicht eben, ſondern wellenförmig gehoben und die ſchroffen Felswände berührend, von denen Gießbäche herabſtürzen. Das gegenüberliegende Gebirge lehnt ſich, wie das dieſſeitige, an die Felſen: aber eine große Raſenplatte trat dort in friſchem Grün aus dem Dunkel der Tannenwaldung hervor. Die Terraſſe ſelbſt nun, die beinahe ſenkrecht gegen Norden abfällt, und ihre breite Wand dicht vor mir ausbreitete, bildet den Schlußſtein dieſes Gemäldes. Nur einige Schluchten geſtatten, ſie zu erſteigen. Durch dieſe zerfällt ſie in vier Felsmaſſen, an denen nur einzelne Schneeflecken wegen ihrer Steilheit haften können. Als ſich ſpäterhin der Nebel an ihren Höhen völlig löſte und ich die Größe ihrer Bildung ſchätzen konnte, erſtaunte ich über die Aehnlichkeit, welche ihre Form mit gewiſſen Landſchaften in den gleich hohen Central-Carpaten zeigt, die mir aus den characteriſtiſchen Zeichnungen des Herrn Blaſius in der Erinnerung deutlich vorſchwebten. Nach den Mittheilungen von Mr. Gézal, der mehrmals den Olymp beſtiegen hat, bilden dieſe Felsmaſſen oben ein großes Plateau, aus dem ſich die beiden Gipfel hügelförmig erheben. Dieſes Plateau iſt mit Steinblöcken überſäet.

Der Olymp hat nur drei durch Vorherrſchen beſtimmter Pflanzen characteriſirte Regionen der Vegetation. Eine immergrüne Region fehlt ihm. Ehe ich dieſe Regionen näher bezeichne, will ich verſuchen, die Höhe, in der Laubholz und Nadelholz ſich berühren, annähernd zu beſtimmen. Denn da ich mein Thermometer erſt oberhalb des Ruheorts einbüßte, hatte ich Gelegenheit, an jenem Puncte die Quellentemperatur zu meſſen. Sie betrug 7° R. bei einer Luftwärme von 7°,5 R. In Bruſſa beträgt die Quellentemperatur 10°,8 R. Berghaus *) beſtimmt als mittlern Werth der Wärmeabnahme mit der Höhe 525 par. Fuß für 1° C., oder 656′,25 für 1° R. Hiernach entſpricht die Abnahme der Quellenwärme an der obern Caſtaniengrenze des Olymp einer Höhe von beiläufig 2500′ über Bruſſa. Damit

*) Geogr. Almanach Bd. 4. p. 2.

ſtimmen auch meine Weglängen überein, worüber ich folgende allgemeine Bemerkung einſchalten muß. Nach der von Forbes *) entwickelten Idee, daß die Zeit, in der man ſteigend die Höhe eines Bergs erreicht, nicht von dem Neigungswinkel deſſelben abhängig ſei, habe ich durch häufige Proben auf frühern Gebirgsreiſen für meine Perſon ermittelt, daß ich in einer Stunde ungefähr 1400′ anzuſteigen pflege. Dabei müſſen natürlich etwaige Senkungen des Wegs, bis man das frühere Niveau wieder erreicht hat, bei der Zeitbeſtimmung ſorgfältig in Abzug gebracht werden. Nun gebrauchte ich aber 3 Stunden, bis ich zu den Tannen gelangte, wovon 72 Minuten auf den horizontalen Theil des Wegs gerechnet werden müſſen. Eine Stunde und 48 Minuten würden hiernach einer Höhe von 2520′ entſprechen. Die vierte Stunde führte mich auf den Ruheplatz, von da erreichte ich in 30 Minuten die obere Grenze der Tannenregion. Während dieſer letzten anderthalb Stunden war der Weg beſtändig geneigt. Hieraus ergeben ſich folgende angenäherte Werthe:

Region der Caſtanien	50′ ? — 2500′	
Region der Coniferen	2500′— 4600′	
Alpine Region	4600′— 6920′	(nach Marmont's Meſſung).

Wahrſcheinlich ſind nur die dargeſtellten Localverhältniſſe daran Schuld, daß der Baumwuchs ſchon in einer für den 40ſten Breitegrad ſo geringen Höhe unterdrückt wird, und es ſteht zu vermuthen, daß die Baumgrenze an minder ſteilen Abhängen des Gebirgs höher hinaufreiche.

*) The London and Edinburgh Philosophical Magazine Vol. 10. p. 261. Forbes beſtimmt hier für ſich ſelbſt 1500′ als die Höhe, welche er in einer Stunde auf Wegen, die zwiſchen 10° und 25° geneigt ſind, zu erſteigen pflegt, indem er annimmt, daß die Pfade, welche zum Gipfel eines Bergs führen, regelmäßig der Bequemlichkeit des Steigens wegen unter Winkeln angelegt ſind, die innerhalb jener beiden Werthe ſchwanken. Er fügt hinzu, daß, ſo übereinſtimmend ſeine Reſultate ausgefallen ſeien, doch Jeder nach ſeiner perſönlichen Erfahrung jenen Werth von 1500′ ermitteln oder modificiren müſſe. In dieſem Sinne glaube ich ihn nach meiner individuellen Gewohnheit um 100′ geringer anſetzen zu dürfen.

Im Allgemeinen bemerke ich, daß die geognoſtiſchen Verſchiedenheiten, welche in der Caſtanien-Region vorkommen, nicht den geringſten Einfluß auf die Vegetation äußern. Ob Marmor, Gneiß oder Granit den felſigen Grund bilde, die geſelligen Pflanzen bleiben dieſelben, aber eben ſo übereinſtimmend fand ich auch Farbe und Conſiſtenz der Humusdecke. Durch die Caſtanien der erſten Region wird nur eine ärmliche Waldung hervorgebracht. Die Stämme bleiben niedrig und ſtehen zu 20—30′ von einander entfernt. Die Zwiſchenräume werden durch Gebüſch ausgefüllt: am häufigſten erſcheinen Hypericum, Eichen und Ciſtus, ſodann Haſelnüſſe, Buchen, Hainbuchen, Cornelkirſchen, Ahorn und Kirſchen. Einzelne blühende Kräuter kamen vor. Zuweilen finden ſich freie, baumloſe Abhänge. An ihnen herrſcht Haide und Ciſtus. Je mehr man ſich dem Nadelholz nähert, deſto häufiger wird die Buche in Strauchform. Selbſt unter den Tannen zeigte ſie ſich noch, ſo hoch ich gelangte, verbreitet. Die zweite Region ſelbſt hat auch keinen dichten Wald, aber höhere Stämme. Zwei Arten von Nadelholz ſind hier gleichförmig gemengt, die Silbertanne und die Gebirgsfichte von Südeuropa. Weiter oben bleiben die Coniferen niedriger, Krummholz habe ich indeſſen nicht bemerkt*).

7. Mai. Da die Vegetation des Olymp noch zu wenig entwickelt war, die Ebene aber, durchaus cultivirt, meinen Forſchungen noch weniger entſprach, beſchloß ich abzureiſen. Ich hatte die Abſicht, über Nicaea und Nicomedien zu gehen und zuletzt den nördlich von der letztern Stadt gelegenen Wald am

---

*) Castanea vesca G. — Hypericum calycinum L. Quercus infectoria Oliv. Cistus salvifolius L. Corylus Avellana L. Carpinus Betulus L. Cornus mascula L. Acer campestre L. Prunus Cerasus L. — Erica arborea L. — Fagus sylvatica L. fruticosa. — Pinus Picea L. Pinus Laricio Poir. — Unter den Kräutern der erſten Region fand ich am häufigſten: Borago orientalis L. Primula acaulis Jacq. Euphorbia amygdaloides L. Anemone apennina L. Orchis fusca Jacq. Fritillaria pontica W. Doronicum Pardalianches β. rotundifolium DC. — In der Coniferenregion war noch kein Kraut entwickelt.

ſchwarzen Meere zu unterſuchen. Dieſer Plan wurde jedoch wegen eines zufälligen Umſtandes nicht ausgeführt. Nach dem kürzlich eingerichteten Paß-Reglement waren vier Unterſchriften in meinem Teskeré erforderlich. Wiewohl nun Herr Nicoletti meinen Wünſchen auf das Gütigſte und Aufmerkſamſte begegnete, ſo konnte dieſer Formalität doch erſt bis zum folgenden Mittage genügt werden. Die erſte Station auf dem Wege nach Nicaea war zehn Stunden entfernt. Ich hätte daher zwei Tage verlieren müſſen und zog es vor, auf geradem Wege nach Conſtantinopel zurückzukehren.

Als Dimitri in den Bazar gegangen war, beſuchte mich ein junger Armenier, den ich bei Herrn Tircke kennen gelernt hatte. Er redete keine europäiſche Sprache. Ich wurde daher durch ſeine Erſcheinung in Verlegenheit geſetzt, da wir uns nicht eine Sylbe ſagen konnten. Verbindliche Mienen indeſſen genügten ihm vollkommen. Er blieb eine geraume Zeit, rauchte eine Pfeife, ich las ihm einige Sätze aus einer türkiſchen Grammatik vor, er verharrte ſtillſchweigend und ernſthaft und entfernte ſich dann völlig zufriedengeſtellt. Wie wenig ein ſo unbehagliches Zuſammenſein dem armeniſchen Character mißfällt, lehrte mich eine zweite Scene beim Dr. Tircke noch denſelben Abend. Es war eine größere Geſellſchaft von Europäern verſammelt. Ein wohlgekleideter Armenier, den Niemand kannte, trat ein. Er grüßt und fragt dann ſogleich, wo er ſitzen ſolle. Nachdem er ſich niedergelaſſen, erkundigt ſich T., welches Geſchäft ihn herführe. Er wünſche nur, ſich mit uns zu unterhalten, war die Antwort. Aber da die meiſten der gegenwärtigen Perſonen weder Armeniſch verſtanden, noch Türkiſch zu ſprechen liebten, ſo ſaß er verlaſſen da und Niemand bekümmerte ſich um den Unbekannten. Mit ernſtem Gleichmuthe rauchte er eine Pfeife nach der andern und redete kein Wort. Völlige Theilnahmloſigkeit und Ruhe lag in dem bleichen Geſichte ausgedrückt. Endlich, als eine Pauſe eintrat, brach er das Stillſchweigen und trug ein ärztliches Anliegen vor. Er hielt es für ſchicklich, zuerſt dem Arzte ſeine Achtung durch ſtundenlange Gegenwart zu bezeugen, ehe er mit einer Bitte um Hülfe hervorträte.

Dieſe Beiden waren die einzigen Armenier, welche ich in Bruſſa perſönlich kennen lernte. Denn es beſtand damals eine Mißhelligkeit zwiſchen den Armeniern und Europäern, die einiges Licht auf die ſocialen Verhältniſſe jener Gegenden wirft. Das Haus des Herrn Falkeiſen, welches ich bewohnte, gehörte einem Armenier, der es an Jenen vermiethete. Der Eigenthümer hatte dem armeniſchen Biſchofe einige Einkünfte entzogen und wurde dafür von ihm im Stillen verfolgt. Da der Miethcontract des Hauſes für den Armenier einträglich war, ſo verſuchte der Biſchof, ihm dieſen Vortheil zu entziehen. Er gab als Grund ſeiner Einmiſchung vor, es ſchicke ſich nicht, daß ein Katholik oder Proteſtant in der Nähe einer griechiſch-armeniſchen Kirche wohne, die nämlich dem Falkeiſen'ſchen Hauſe gegenüber lag. Der Armenier widerſtand dem Anſinnen ſeines Biſchofs, ſo lange es bei bloßen Vorſtellungen blieb. In dieſer Zeit ereignete ſich in Conſtantinopel ein Vorfall, der den Biſchof weiterzugehen ermuthigte. Die americaniſchen Miſſionäre, welche in mehren Städten der Türkei leben, verſuchen nicht bloß die Muhamedaner, ſondern auch die griechiſchen Chriſten zu ihrem Glauben zu bekehren. Einige Armenier in Conſtantinopel hatten an ihrer Gottesverehrung Theil genommen und wurden dafür von dem armeniſchen Patriarchen mit der Excommunication belegt. Hierauf bedrohte der armeniſche Biſchof von Bruſſa einen Jeden, der mit den beiden Miſſionären dieſer Stadt in perſönliche Berührung träte, mit gleicher Strafe. Als die übrigen Franken ſich der Miſſionäre annahmen, dehnte er ſeine Drohung auf den Verkehr mit allen Europäern aus und vollzog ſie an verſchiedenen Gliedern ſeiner Gemeinde. Er bewog dadurch den Eigenthümer des Falkeiſen'ſchen Hauſes, den Miethvertrag aufzukündigen. Solche Ränke und kleinliche Zwiſtigkeiten bewegen eine Bevölkerung, welche die Erſchütterung des Ganzen und den bevorſtehenden Ruin jeglicher Sicherheit des Einzelnen als gleichgültige Zuſchauer zu betrachten ſcheinen. Die Spannung war ſo groß, daß Herr Nicoletti bei meiner Ankunft in Bruſſa mich in einem armeniſchen Hauſe einzuquartieren vergeblich verſuchte, ſo wie ich, da die

Griechen mit den Armeniern Partei machten, mein anfängliches Logis bei einem Griechen übermäßig bezahlen mußte.

Die meiſten Franken ſind Kaufleute, die ſich wegen des Seidenhandels in Bruſſa etablirt haben. Andere beſitzen Grundſtücke in der Nachbarſchaft, die für einen äußerſt billigen Preis zu kaufen ſind und die höchſten Intereſſen gewähren. Die Erlaubniß, ſich auf dieſe Art anzuſiedeln, ſcheint käuflich zu ſein. Ohne die Lage des Reichs zu betrachten, würde die Speculation glänzend genannt werden können. — Hiemit ſchließe ich meine Mittheilungen über Bruſſa, indem ich bemüht war, ſo wenig als möglich von dem zu wiederholen, was von andern Reiſenden bereits aufgezeichnet iſt.

Viertes Capitel.

Rückreiſe von Bruſſa nach Conſtantinopel.

Modánia. Capakli. Zweiter Uebergang über das Samanli-Gebirge. Entirli am nicomediſchen Meerbuſen. Ueberfahrt nach Chalki. Rückkehr nach Pera und zweiter Aufenthalt daſelbſt.

8. Mai. Ich ſchlug den Weg nach Modánia ein, das 6 t. Stunden nordweſtlich von Bruſſa liegt. Da ich ſchneller als gewöhnlich ritt, erreichte ich mein Ziel ſchon nach 4 Stunden. Am Ende der erſten und zweiten Stunde paſſirte ich den in die Ebene hinein- und aus ihr zurückſtrömenden Nilufer. Er hat hier eine Breite von etwa 80′ und das Waſſer reichte mir bis über die Steigbügel. Eine ſo ſchwierige Paſſage findet ſich auf der Hauptſtraße von Bruſſa nach Conſtantinopel, auf der Straße von einer reichen Stadt, die hunderttauſend Seelen zählt, nach Modánia, dem Stapelplatz ihrer Waaren *). Das erſte Mal

*) Freilich iſt von dem blühenden Handel und der Gewerbthätigkeit des ſechszehnten Jahrhunderts in Bruſſa nur ein ſchwacher Abglanz übrig geblieben und die Ausfuhr, ſo weit ſie ſich in den Händen der fränkiſchen Kaufleute befindet, ſcheint nur in der rohen Seide zu beſtehen, welche in der umliegenden Ebene erzeugt wird. Aus jener Zeit berichtet der vortreffliche Belon (Observations p. 204.): »Der Reichthum Bruſſa's rührt von der Seide her.

bemerkte ich ſeitwärts eine ſchlecht erhaltene Brücke, das zweite Mal gar keine *).

Als ein Beweis, wie ſchwer es hält, in dieſem Lande topographiſche Nachrichten von den Eingebornen einzuziehen, mag folgender Umſtand gelten. Als wir den Nilufer zum zweiten Male erreichten, ließ ich den Poſtillon fragen, woher dieſer Fluß komme und wohin er fließe. Man erhält bei ſolcher Gelegenheit ſelten gleich Anfangs eine geeignete Antwort. Er erwiederte daher, es ſei ein Fluß, der in der heißen Jahrszeit faſt ganz austrockne. Als ich nun meine Frage wiederholte, und hinzufügte, ob das Waſſer von Bruſſa komme, ſagte er: »nein! aus den Bergen.« »Wohin denn der erſte Fluß fließe, durch den wir geritten ſeien?« nach Bruſſa, war die Antwort. Ein Blick auf die Charte lehrt, wie ungenau ſeine Angaben waren, und wie wenig er willig oder geſchickt ſich zeigte, mich zu unterrichten. Es ſchien ihm unbekannt zu ſein, daß ſein täglicher Weg ihn zweimal über denſelben Fluß führe. Mein Zweck war nur, zu erproben, wie viel der Reiſende von den Söhnen der Straße lernen könne, und ich habe ſtets das Mißtrauen gerechtfertigt gefunden, das ich von nun an in die Mittheilungen der Türken über geographiſche Verhältniſſe ſetzte. Weniger fiel es mir auf, daß mein Poſtillon nicht einmal den Fluß zu benennen wußte. Denn von allen Perſonen, die ich in Bruſſa über den Nilufer befragte, war nur eine einzige, die dieſen Namen kannte. Einige hatten andere Namen gehört, aber bei näherer Unterſuchung fand ſich, daß es armeniſche oder türkiſche Bezeichnungen von Waſſer, Fluß u. ſ. w. waren. Die Eigennamen ſelbſt aber werden oft auf das Wunderlichſte entſtellt, und nicht immer iſt es der Reiſende, den die Schuld einer Verſtümmelung trifft.

Die kreisförmige Biegung des Nilufer wird durch einen niedrigen Höhenzug bewirkt, auf dem ausgedehnte Viehweiden lie-

---

Denn es geht kein Jahr hin, daß nicht tauſend Cameele in Bruſſa einträfen, die aus Syrien und andern Ländern der Levante die Seide herbeiführen, um hier zum Gebrauch zubereitet, verſponnen, gewebt und gefärbt zu werden.«

*) Zur Zeit von v. Hammer's Reiſe exiſtirten zwei ſteinerne Brücken.

gen und einzelnes Geſträuch wächſt. Vom Gipfel betrachtete ich noch einmal den Olymp, deſſen Geſtaltung ich nun ſo viel genauer aufzufaſſen vermochte, als da ich ihn vom Arganthonios erblickte. Ich erkannte meinen Weg deutlich wieder und überzeugte mich, daß das Plateau der dritten Terraſſe, über welches Mr. Gézal mir berichtet hatte, völlig von Schnee bedeckt wurde. An gewiſſen Orten ſchien mir die Baumvegetation allerdings bis an den Rand des Plateaus zu reichen. Der zweizackige Gipfel erhebt ſich kegelförmig aus dem Plateau. Dieſes iſt von Weſt nach Oſt ausgedehnt und zwölf Thäler laufen von ſeiner Baſis ſternförmg nach Norden in die Ebene aus. Gegen Weſten fällt das Gebirge raſch ab und das Schneeplateau reicht nicht über das Gögdere hinaus.

Noch plötzlicher aber ſenkt ſich der gegenüberliegende Arganthonios gegen Weſten und der Weg nach Modánia führt daher nur über eine unbedeutende Hügelreihe. Hat man den Nilufer zum zweiten Male überſchritten, ſo beginnt man dieſelbe allmählig hinanzuſteigen. Der Abhang beſteht gleichfalls aus Weiden, zwiſchen denen einige Kornfelder liegen. Roggen ſtand in Blüthe. Am ſteilern Nordabhange jedoch beginnen bald Olivenbäume aufzutreten, die in einem breiten Gürtel das Geſtade des Meerbuſens zwiſchen Modánia und Kemlik umgeben. Ruhig lag die blaue Fläche darunter ausgebreitet. Oeſtlich von Modánia iſt jeder Fleck Landes bebaut. Selbſt an den Oelbäumen rankt noch der Weinſtock hinauf.

Der raſche Fortſchritt der Vegetation während der letzten warmen Tage ſetzte mich in Erſtaunen. Die Blätter des Wallnußbaums, die, als ich nach Bruſſa kam, kaum begannen hervorzutreten, hatten ſich nun ſchon vollſtändig ausgebildet. Sogar die Eichen, die am Fuße des Catirli noch keine Wirkung des Frühlings erfahren hatten, trugen jetzt bei Modánia zugleich Blüthen und Laub. Dies Städtchen liegt hart am Meere. Man fährt von da bei günſtigem Winde in acht Stunden nach Conſtantinopel. Ich fand erſt ſpät bei einem armen Griechen Unterkommen und mußte noch drei Stunden warten, bis ein Huhn herbeigeſchafft war, die erſte Speiſe des heutigen Tages.

Hierfür und für das elende Lager forderte der Wirth 70 Piaſter und bezeigte ſich unzufrieden, als Dimitri ſeine Forderung auf die Hälfte ermäßigte.

9. Mai. Weſtlich von Modánia ziehen ſich die Hügel fort, aber hier verſchwindet die Cultur. Felſig ſteigen ſie unmittelbar aus dem Meere hervor. Sie beſtehen aus einem Kalkſtein, deſſen Schichten ſehr verworren ſind. Ihre Vegetation iſt zwar der der Prinzeninſeln in den Hauptzügen gleich, aber ſie entwickelt jene große Mannigfaltigkeit der Productionen, deren dieſe immergrüne Formation fähig iſt. Eine ſeltne Augenweide gewährten die Ciſtusroſen, die im Allgemeinen vorherrſchen und eben in Blüthe ſtanden. Eine Art *) trägt rothe, die andere weiße Blüthen. Mit den Ciſten iſt ſtets der Ginſter **) verbunden, deſſen große gelbe Blumen an nackten, ſpitzigen Reiſern hängen. Der Wohlgeruch des Jasmin ***) verbreitet ſich überall. Zwiſchen dieſem wilden Dickicht von den verſchiedenſten Sträuchern trifft man in der Nähe der Stadt noch auf reiche Olivenplantagen und Weingärten, aber der Abfall gegen das Meer iſt ſchon hier ohne Bebauung. Vom Gipfel des erſten Hügels erblickte ich noch einmal die ganze Olympos-Maſſe in reinen Umriſſen. Schon in einer Höhe von etwa 500′ gewinnt man hier eine beherrſchende Ausſicht. An der andern Seite des Golfs konnte die Samanli-Kette in ihrer Ausdehnung vom See von Nicaea bis an ihr weſtliches Vorgebirge Bosburun betrachtet werden. Als eine Fortſetzung dieſes Gebirgszugs erſcheint die kleine Inſel Calolimni, die in Nordweſten aus dem freien Horizonte des Meers hervorragt.

Der Golf war ganz ſtill, eine glatte Fläche dehnte er ſich unter mir aus. Mehre Boote wurden vorbeigerudert, bis dann außerhalb des Meerbuſens die Segel ſich entfalteten. Sie gingen nach Conſtantinopel, aber keins wollte mich aufnehmen, weil ſie an Privatgeſellſchaften vermiethet waren. Da indeſſen meine

---

*) Cistus villosus Lam. und C. salvifolius L.

**) Cytisus laniger DC.

***) Jasminum fruticans L.

Abſicht, nach der Hauptſtadt zu fahren, unter den Schiffern in Modánia bekannt geworden war, ſo benutzten ſie meine Lage zu übertriebenen Forderungen. Modánia gegenüber liegt am Fuße des Samanli ein kleines türkiſches Dorf, Capaklí. Dahin fuhr ich, den Gewinnſüchtigen mich zu entziehen, in einem um Mittag hinüberſegelnden Fiſcherboote: denn um dieſe Zeit war der Golf durch einen plötzlichen Südwind aufgeregt worden, indem ſich zugleich eine Wolke an der Spitze des Olymp ſammelte. Im Oſten ſtellt ſich die Verbindung zwiſchen dem See von Nicaea und den beiden Bergketten als ein tiefer und enger Einſchnitt dar. Der Kamm des Samanli bildet eine Linie von ziemlich gleichmäßiger Höhe. Oben erſcheinen Waldungen, gegen Süden fällt dieſes Gebirge mit ſteilen Vorbergen in's Meer. Dieſe werden durch Thalſchluchten abgeſondert und ſind überall von Geſträuch bewachſen. In einer der Schluchten liegt, einen Büchſenſchuß vom Meere entfernt, Capaklí, das gegen 20 Häuſer zählt und dennoch den Thalgrund völlig ausfüllt. Daher rührt ſein Name, der bedeutet, daß es wie ein Deckel den Eingang in's Gebirge verſchließe. Ich hatte die Abſicht, von hier zu Lande den Buſen von Nicomedien wiederzugewinnen. Da jedoch keine Poſt in der Nähe war, mußte ich bis zum andern Morgen warten, weil die Pferde, die ich von den Landleuten zu miethen wünſchte, erſt gegen Abend von der Arbeit zurückkehrten. Das Dorf iſt nur von Türken bewohnt, von denen einige zwanzig vor dem Caffeehauſe verſammelt waren, im Schatten mächtiger Platanen und Nußbäume gelagert. Sie ſind wohlhabend, denn ſie beſitzen Wieſen und Maulbeerplantagen. Es erhob ſich eine Schwierigkeit, wo ich die Nacht zubringen ſolle, zumal da der Vogt *) nicht anweſend war. Die Türken beriethen hierüber unter ſich, nicht ohne Wohlwollen. Zuletzt räumten ſie mir ein leerſtehendes Häuschen ein, das wahrſcheinlich während der letzten Peſt ausgeſtorben war. Im Caffeehauſe wurde der Schlüſſel verwahrt, da es ohne beſondere Erben Eigenthum der Gemeinde geworden war.

---

*) Subaſchi.

10. Mai. Die Breite der Halbinſel zwiſchen Capakli und Catirli am nicomediſchen Buſen, das nicht mit dem oft erwähnten Gebirge und Dorfe gleichen Namens ſüdlich von Kemlik verwechſelt werden darf, beträgt 6 t. Stunden, aber, da der Weg ein einfacher Paßübergang über den Samanli iſt, ſo kann aus dieſer Weglänge auf die wahre Entfernung nicht geſchloſſen werden.

Ich hatte drei Pferde von verſchiedenen Perſonen gemiethet. Eins derſelben wurde ſchon vor Sonnenaufgang gebracht. Der Eigenthümer, ein Türke aus einem benachbarten Dorfe, verlangte, ich ſolle ſofort abreiſen, weil er zu warten keine Zeit habe. Da ich noch nicht bereit war und Dimitri ihm Vorſtellungen machte, wurde er heftig, nannte uns Giaur's und ritt nach kurzer Weile unter Schimpfreden wieder fort. Im Dorfe ſelbſt waren nur zwei Pferde zu erhalten, ſo daß ich wegen des Gepäcks in Verlegenheit gerieth. Indeſſen war der Subaſchi, der in der Nacht gekommen war, freundlich geſinnt und überließ mir eins ſeiner eignen Pferde. Es war eine anmuthige Morgenſcene, als ich in's Freie trat. Die Türken waren ſchon wieder beim Caffee verſammelt; über ihren fremdartigen Geſtalten breitete ſich das hellgrüne Platanendach aus; die Morgenſonne erleuchtete den Berg; ein Feld von blühender Iris glänzte im Thau; in dem Bache, der ruhig vorüberfloß, plätſcherten Schildkröten.

Um 6^h brach ich auf. Der Weg geht in gerader Richtung nach Norden. Zuerſt führt er am Rande der Schlucht hinauf, die an einigen Orten geräumiger wird und Pflanzungen von Oel- und Maulbeerbäumen aufzuweiſen vermag. Sobald ich die erſte Höhe erreicht hatte, die ich auf 1200′ ſchätze (6^h 50′), ſo breitete ſich vor mir ein weites Hügel-Plateau aus, deſſen Schlußſtein ein höherer Kegel auf dem Grate des Gebirgs bildet. Außer ſeiner Höhe iſt er an einem Gehölze kenntlich, worin ſich die Ruinen eines Kloſters finden ſollen. Dieſem Kegel bewegten wir uns entgegen, bald ſteigend, bald uns wieder ſenkend, aber erſt um 10^h 50′ kamen wir hart unter jener Waldung an, und erblickten nun Catirli und das Marmormeer ſteil unter unſern Füßen, aber in einer Tiefe, die faſt doppelt ſo groß iſt, als der Buſen von Modánia unter dem Südrande des Plateaus. Man hat ſich daſ-

ſelbe daher, wenn man von der verworren geſtalteten Oberfläche abſieht, als eine ſchiefe Ebene zu denken, 4 Stunden breit und am Nordrande gegen 1000′ höher, als am Südrande. Auch die Ausſicht iſt an dem höhern Puncte verhältnißmäßig reicher, als der Rückblick über Capakli. Dort berührt die Linie des Horizonts folgende Puncte: das Vorgebirge Bosburun, ein Stück der Südküſte des Marmormeers, Calolimni, die europäiſche Küſte aus der Gegend von Tſchekmedſche bis Conſtantinopel, das Gebirge von Cartal und den größten Theil des nicomediſchen Meerbuſens. Sämmtliche Prinzeninſeln ſind ſichtbar. Nur gegen Süden iſt der Blick gehemmt. Den ſteilen Schlangenpfad nach Catirli hinabzuſteigen, dauerte 70 Minuten und um Mittag erreichte ich dieſes Schifferdorf.

Bei dieſem zweiten Uebergange über das Samanligebirge hatte ich mittheilende Führer. Ich befragte ſie nach dem Namen dieſer Berge. Samanli war ihnen wohl bekannt: es ſchien eine Stunde öſtlich vom Wege zu liegen. Aber den ganzen Bergzug nannten ſie Catirli-dagh, den Berg von Catirli. Da dies nur zu Verwechſelungen mit dem Arganthonios Anlaß geben würde, habe ich den v. Hammer'ſchen Namen beibehalten, um ſo mehr, als das Gebirge öſtlich von Samanli nach Angabe der Türken einen andern Namen führt, nämlich Car-dagh, d. h. Schneeberg, weil es dort etwas höher anſteigt und daher den Schnee länger bewahrt. Statt ſo unbeſtimmter Namen, wäre es angemeſſener, wenn die Geographen ſich der helleniſchen Gebirgsnamen bedienen wollten, wo dieſe nachzuweiſen ſind. Man würde jeder Irrung entgehen, wenn man den Samanli das Gebirge von Drepanum (Jálova) und den Catirli Arganthonios zu nennen beliebte.

Die Verſchiedenheit, welche zwiſchen der Darſtellung des heutigen Wegs und dem Paſſe Balaban-dere zwiſchen Jálova und Baſardſchik ſtatt findet, und die beſonders in dem Gegenſatze von Plateau- und Kettenbildung beſteht, hat ſeine natürliche Urſache in den geognoſtiſchen Verhältniſſen. Der weſtliche Theil des Samanli beſteht im Gegenſatz zur Kalkformation von Balaban-dere aus einem Geſtein, das im Allgemeinen mit dem

des Arganthonios übereinſtimmt und der Grauwacke oder dem Thonſchiefer zugezählt werden kann. Da das Cap Bosburun ſelbſt nach der Beobachtung von Mr. Strickland *) eine trachytiſche Maſſe bildet, ſo iſt das ausgedehnte Vorkommen des Uebergangsgebirgs zwiſchen dieſem vulcaniſchen Felſen und der großen Kalkformation ſehr bemerkenswerth. So wie das Trappgeſtein am Bosporus den Thonſchiefer der Defileen von Conſtantinopel gehoben hat, ſo kehrt hier dieſelbe Erſcheinung mit größern Wirkungen wieder. Auch wird der Verlauf der Ketten in dieſem Theile von Kleinaſien deutlich, wenn man als allgemeines Geſetz annimmt, daß das Uebergangsgebirge dem ungeſchichteten, die Kalkformation dem Uebergangsgebirge aufgelagert ſei. So finden wir drei **) hebende Maſſen, ſo weit uns bis jetzt dieſe Gegenden bekannt ſind ***): die beiden Ufer des Bosporus unweit Bujúkdere, das Cap Bosburun und den Olymp, obwohl dieſer letztere petrographiſch abweicht. Da die Hebung des Olymp

*) The London and Edinburgh Philos. Mag. Vol. 10. p. 70.

**) Im öſtlichen Bithynien, deſſen Bergzüge im Allgemeinen von der Olymposkette nach dem ſchwarzen Meere, alſo parallel mit der Verbindung des Samanli, Catirli und Olymp, verlaufen, treten nach den neueſten Unterſuchungen von Ainsworth vulcaniſche Maſſen auf, die unmittelbar an die Kalkformation grenzen, welche dieſer Gelehrte, jedoch ohne characteriſtiſche Verſteinerungen aufgefunden zu haben, zu der Kreide rechnet. Er hebt gleichfalls die ſtete Abweſenheit organiſcher Reſte in dieſer Formation, worin ſich nur einige Seealgen fänden, hervor. Vergl. Journal of the R. Geogr. Society Vol. 9. Part. II. Strickland hingegen (a. a. O. p. 474.) erklärt, ſich auf Verſteinerungen (land and fresh water shells, some of which resemble recent species) ſtützend, die Kalkformation bei Scutari für tertiär und bemerkt, ſie ſei auch dort von den vulcaniſchen Maſſen durch Uebergangsgebirge getrennt.

***) Wahrſcheinlich iſt die Gegend von Conſtantinopel indeſſen noch viel reicher an vulcaniſchen Gebirgsmaſſen, die hie und da bis an die Erdoberfläche gelangt ſind. Schon iſt eine fernere Andeutung in dem oben (S. 48.) erwähnten Conglomerate von Dilburun gegeben, ſo wie vielleicht auch in dem Quarzfels der Prinzeninſeln. Ferner hat Strickland auf dem Wege von Conſtantinopel nach Smyrna noch an 8 verſchiedenen Localitäten vulcaniſche Durchbrüche (trachytic and trap rocks) beobachtet.

nach ſeiner Höhe die bedeutendſte war, ſo iſt das Uebergangsgebirge des Arganthonios weit von ihm losgeriſſen, läuft jedoch ſeinem Plateau parallel *). Die Hebung des Bosburun hat eine zweite Uebergangsmaſſe mit ihnen verknüpft und das Studium der Schichtenſtellung im Samanli wird wahrſcheinlich ergeben, wie weit der Kalkſtein dieſes Gebirgs einem dieſer beiden Hebungsheerde angehöre. Uebrigens ſcheint im Samanli ſelbſt der Bosburun nicht das einzige hebende Geſtein zu ſein. In einer Schlucht bei Catirli fand ich große Rollſtücke von Granit und beim Vorüberfahren an der Küſte zwiſchen Catirli und Jálova erblickte ich einige Felſen, welche mir mit denen übereinzuſtimmen ſchienen, die ich beim Eingang vom ſchwarzen Meere in den Bosporus geſehen hatte.

So wie die Form des weſtlichen Samanli von deſſen centralen Theilen abweicht, ſo auch die Vegetation. Am Nordabhange ſind zwei Regionen deutlich unterſchieden: die immergrüne und die Buchen-Region. Die Buchen bleiben ſtrauchartig, ſchließen durch dichten Wachsthum jede andere Vegetation aus und grenzen in einer Höhe, die ich auf 1500′ ſchätze, unmittelbar an Arbutus-Gebüſch. An dem obern Kegel werden die Buchen, zwar ſtammlos, doch ſo hoch, daß ſie aus der Ferne wie Wald ausſehen. Hier erheben ſich aus ihnen einzelne Fichtenſtämme derſelben Art, die auf dem Olymp **) wächſt. Mit Ausnahme jenes Kegels fehlt an dem gegen Süden geneigten Plateau die Buche und wird durch Eichengebüſch vertreten. Dieſe Eichen ſte-

---

*) Gleichfalls parallel verlaufen damit die Kalkformationen am nicomediſchen Meerbuſen, welche jedoch ihren beſondern vulcaniſchen Heerd am Bosporus haben.

) Ich habe ſie bereits als **Pinus Laricio Poir. bezeichnet. Olivier (Voyage dans l'empire Othoman I. p. 221.) bemerkte zwar, daß die corſicaniſche Fichte nicht durchaus mit jener übereinſtimme (espèce qui approche du laricio des Corses), allein die Verſchiedenheit, die ſich auf mindere Länge und größere Straffheit der Nadeln beſchränkt, ſcheint mir unweſentlich zu ſein. Sibthorp verkannte ſie unſtreitig, indem er ſie für **P. sylvestris L.** hielt (Prodr. 2. p. 246.).

hen dicht*), bedecken den oberen Theil des Plateaus und laſſen nur kleine Weideplätze übrig, auf denen ich eine äußerſt zierliche Tulpe fand**). Den untern Theil des Plateaus und den Abhang über Capaklí begreift wiederum die Region immergrüner Sträucher, unter denen hier Arbutus und Phillyreen die häufigſten ſind. Aber unter dieſen wächſt auch zuweilen, aus weiter Ferne in tiefen Schluchten ſichtbar, der ſchönſte Baum Griechenlands, die Agriocumariá. Denn ſo niedrig ſie bleibt, ſo ſehr zeichnet ſie ſich vor dem verwandten Arbutus durch Färbung und Wuchs aus. Den erſten einſamen Stamm hatte ich ſchon bei Kemlik angetroffen, ſpäterhin habe ich den Baum am Athos in Sibthorp's Fußtapfen wiedergefunden. Dies iſt der dritte und letzte Ort, wo er mir begegnete. Seine hochrothe, rein geglättete Rinde, ſeine ſchlangenhaft gekrümmten Zweige, ſeine lichten Lorbeerblätter und ſeine wachsgleichen Blüthentrauben werden jeden Freund der Natur im ſtillen Anſchauen hoch erfreuen***).

In Catirli zeigte man ſich bereitwillig, mir ein leerſtehendes öffentliches Gebäude anzuweiſen, in deſſen unterm Raume die Kälber des Dorfs verpflegt wurden. Leider konnte es nicht verſchloſſen werden und ich ſah mich daher genöthigt, Dimitri zurückzulaſſen, als ich die Umgebungen des Orts näher kennen zu lernen mich anſchickte. Meine Wanderung blieb jedoch ohne Anfechtungen, war aber auch ziemlich unfruchtbar. Das Gebirge fällt ohne Vorland in's Meer. Doch ſcheint der Ort weſtlicher zu liegen, als die Cotta'ſche Charte ihn verzeichnet. Dies ſchließe ich aus dem Umſtande, daß ich aus meinem Hauſe die Inſel Calolimni und in äußerſter Ferne auch die Berge von Marmora ſehen konnte.

Ich fand zur Fahrt nach Conſtantinopel ein ruhiges Meer und ein ſegelfertiges Schiff, aber die Abfahrt war noch ungewiß,

---

*) Quercus infectoria Oliv.

**) Tulipa bithynica nov. spec. — Hier wuchs auch das wenig gekannte Verbascum Osbeckii W., welches eine beſondere Gattung bilden muß.

***) Arbutus Unedo L. Phillyrea media L. Arbutus Andrachne L.

der Wind entgegen, ein Gewitter zog ſich am Samanli zuſammen, und, als es ſich wieder gelöſt hatte, ſchied dennoch die Sonne hinter Wolken.

11. Mai. Es giebt Tage, die dem Reiſenden eine ununterbrochene Reihe von Widerwärtigkeiten und unerwarteten Hinderniſſen auferlegen. Von dieſer Art war meine Rückfahrt nach Conſtantinopel.

Catirli iſt ein rein griechiſcher Ort und ohne türkiſche Obrigkeit. Wer daher hier ein Teskeré oder ein Viſa zur Reiſe gebraucht, iſt gezwungen, vorerſt zu dieſem Zwecke nach Jálova zu gehen, deſſen Entfernung zu 8 t. Stunden angegeben wird. Dieſe Conſequenz der neuen Paßordnung gereicht dem kleinen Küſtenhandel, den die Griechen von Catirli treiben, zum größten Nachtheil. Sie traf auch mich. Denn jedes Boot, das über das Marmormeer nach Conſtantinopel fährt, muß bei körperlicher Strafe des Schiffers mit einem Paſſe verſehen ſein, in welchem Waaren und Perſonen verzeichnet ſind. Der ſegelfertige Armenier, welcher Hammel nach der Hauptſtadt bringen wollte, weigerte ſich aus dieſem Grunde, mich aufzunehmen. Eben ſo wenig waren andere Schiffe zu haben. Für Pferde nach Jálova forderte man einen ungemeſſenen Preis, da ein ſo ſeltner Fall, wie die Bedienung eines Reiſenden, an einem ſo abgelegenen Orte als eine unverhoffte Gunſt des Himmels von den Griechen genutzt wird. Ich ſtand eben im Begriff, den Contract abzuſchließen, als der Armenier mir den Vorſchlag machte, mich auf den Prinzeninſeln abzuſetzen. Er forderte zwar 80 Piaſter, aber mit Freuden nahm ich ſeine Bedingung an. In 4 Stunden kann man Chalki rudernd erreichen. Um 1^h ſegelten wir mit ungünſtigem Winde ab, der uns zwang, die Küſte bis gegen Angoro zu halten.

Als wir von da nach Nordweſten umlegten und in dieſer Richtung langſam fortſegelten, bemerkten wir, daß die Wellen in der Ferne weiße Spitzen bekamen, woraus die Schiffer jenes Meers eine Zunahme des Windes ſchon ehe ſie merklich wird vorausſehen. Unſer Boot war ein gewöhnliches, offnes Kiaik und noch dazu überladen. Dieſe Fahrzeuge ſchlagen ſo leicht um, daß

ein engliſcher Seeofficier erklärte, er wolle lieber mit einem Kauffahrer den ärgſten Sturm im ſchwarzen Meere beſtehen, als bei friſchem Winde in einem Kiaik über den Bosporus fahren. Der Armenier, der wohl einſah, daß er ſich einem ſtärkern Winde nicht ausſetzen könne, wendete ſogleich das Schiff um und ſuchte den Hafen von Angoro zu erreichen, der ungefähr zwei Stunden entfernt war. Obgleich wir nun mit mehr als halbem Winde ſegelten, ſo wurden wir doch nach einiger Zeit von den hohen Wellen eingeholt. Die Segel wurden zwar eingezogen, aber die Wogen überſchütteten das Fahrzeug. Das Unglücklichſte war, daß der Armenier die Gegenwart des Geiſtes verlor, anfing zu klagen und zu beten und das Steuer einem der Matroſen überließ. Wir wären verloren geweſen, wenn nicht gerade in einem critiſchen Momente der Wind ſich gemäßigt hätte. Dieſer Uebergang war ſo plötzlich, daß der Armenier, deſſen Leidenſchaft einmal erregt war, ſich nun eben ſo ausſchweifend der Freude und dem Vertrauen überließ, und als das Meer ruhiger wurde und der Wind ſich von Norden nach Weſten drehte, den Curs wieder änderte und Jéviſa zu erreichen verſuchte. Aber das Wetter blieb unbeſtändig. Von Viertelſtunde zu Viertelſtunde änderten ſich Meer und Wind. Ungewöhnt an dieſe Abhängigkeit vom Himmel, an dieſen Wechſel des Ziels und Unbekannten, wahrſcheinlich Unerfahrnen völlig hingegeben, verlebte ich 7 Stunden der verſchiedenartigſten Stimmungen. Als wir zuletzt wieder den anfänglichen Plan aufgenommen hatten, legten wir endlich bei anbrechender Nacht an dem Felſen Niandros an und erholten uns in einer verborgenen Schlucht vom erlittenen Ungemach. Spät am Abend gelang es, von da nach Chalki hinüberzurudern.

Aber hier erfuhr ich, wie ſehr der Armenier mich hintergangen hatte. Da die Quarantaine-Maßregeln in Conſtantinopel erſt vor Kurzem in's Leben getreten waren, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ſie noch einige mangelhafte Beſtimmungen enthielten. Aber am auffallendſten war die Verordnung, welche die Prinzeninſeln betraf. Aus gewiſſen Gründen ſollten ſie zu dem Rayon gehören, innerhalb deſſen die Hauptſtadt ſich abſperrte. Die aſiatiſche Küſte hingegen galt mit Ausnahme der Ufer des

Bosporus für inficirt. Demungeachtet beſtand freier Verkehr zwiſchen den Prinzeninſeln und der Küſte. Wiewohl nun die Abſperrung gegen peſtfreie Orte ſich auf eine einfache Räucherung beſchränkte, ſo hatte man doch dem Mißbrauche, von Aſien über die Prinzeninſeln nach Conſtantinopel zu reiſen, durch eine ſcharfe geſetzliche Beſtimmung zuvorzukommen für nöthig erachtet. Dieſe beſtand in dem Verbote, auf Schiffen, die zwiſchen den Prinzeninſeln und Conſtantinopel fahren, fremde Perſonen aus inficirten Gegenden aufzunehmen. Wie illuſoriſch dieſe Maßregel auch war, ſo ſetzte ſie mich doch außer Stand, auf Chalki ein Boot nach der Hauptſtadt zu bekommen. Obgleich dies dem Armenier wohl bekannt geweſen war, ſo hatte er doch für nützlicher gehalten, es zu verheimlichen, und weigerte ſich nun auf erneute Vorſtellungen, mich weiter mitzunehmen. Unter dieſen Umſtänden blieb mir nichts übrig, als mich an die aſiatiſche Küſte überſetzen zu laſſen.

12. Mai. Am frühen Morgen machte ich noch eine Wanderung über die Inſel, die ich vor vierzehn Tagen nur flüchtig berührt hatte. Jenſeit der Militairſchule, eines der anſehnlichſten Gebäude dieſes Landes, beſuchte ich eine ſtille Meeresbucht, die von Kalkſteinfelſen umgeben wird. Dann beſtieg *) ich den höchſten Punct der Inſel, auf dem ein verfallner Thurm ſteht. Die Ausſicht iſt reicher, als von Prinkipos, da Chalki der Hauptſtadt und der hohen Antigone näher liegt, ſo wie auch die vierte und letzte der größern Inſeln, Prote, im Vordergrunde ſich ausbreitet.

Bei meiner Rückkunft miethete ich ein Boot, mich nach Máltepe überzuſetzen, und fuhr um 10ᴬ ab. Da jedoch in Máltepe keine Pferde zu bekommen waren, entſchloß ſich mein Boots-

*) Unter den Pflanzen, durch die ich heute Morgen meine kleine Flora der Prinzeninſeln vermehrte, erwähne ich nur den Paraſiten Cytinus hypocistis L., der zu Hunderten im Ciſtengebüſch in allen Stadien der Entwickelung bis zur Blüthe anzutreffen war und den ich bis dahin nur am Olymp bemerkt hatte, wo er jedoch ſpärlich genug ſich zeigte und noch ganz unentwickelt im Boden verſteckt lag.

mann, durch den Preis gelockt, ſeine Haut zu Markte zu tragen und mich heimlich in den Hafen von Conſtantinopel einzuſchwärzen. Als wir uns dem Quarantainebote näherten, wurden Maſt und Segel in's Boot gelegt und die Sättel verdeckt. Da das Fahrzeug nun einem gewöhnlichen Hafenkiaik glich, fuhren wir unbeläſtigt dicht vorüber und landeten um 3^h in Töpchana am Eingang von Pera, wo ich mein altes Logis bei Madame Carton wieder bezog.

Blicke ich nun noch einmal auf dieſe anmuthige Frühlingsreiſe durch Bithynien zurück, ſo könnte ich den Geſammteindruck durch einige Worte vergegenwärtigen, welche ich, erfüllt von dem Zauber dieſer Anſchauungen, bei der Rückkehr niederſchrieb. »In Bithynien ſind große Landſtrecken mit immergrünen Sträuchern bekleidet. Weißblühende Eriken, duftende Daphnen, wachsgelbe glänzende Blumentrauben von Arbutus treten aus dem dunkeln, elaſtiſchen Laube hervor, deſſen markiges, trocknes Gewebe und deſſen ovale Form mehre der vorherrſchenden Arten im äußern Gepräge mit dem Lorbeer verbinden. Freilich giebt es nicht wenige Gegenden, die von dieſem Character ſich entfernen, Baumpflanzungen, Weiden, Aecker, mit Binſen oder zwölffüßigem Donax *) bewachſene Sumpfgräben, aber jene Geſträuche ſtellen den bedeutendſten Zug der Phyſiognomie des Landes dar. In jedem Gebüſch ſchlagen zahlloſe Nachtigallen, ſo daß man Stunden lang, ohne das Pferd im Trabe aufzuhalten, an dieſer Muſik ſich ergötzen könnte. Alle Berge zeigen reine, freie Conturen, wie ſie die Durchſichtigkeit und tiefe Bläue des Himmels hervorbringt. Die Luft, die man athmet, hat eine Milde, Lieblichkeit und Friſche, als wäre der ganze Tag ein Sonnenaufgang. Man fühlt ſeinen Körper ſtark und elaſtiſch, iſt frei und muthig und weiß die Herrlichkeit aufzunehmen, welche die Natur darbietet.«

Mein zweiter Aufenthalt in Conſtantinopel dauerte 6 Tage. Durch die Erfahrung auf der Reiſe in Bithynien belehrt, er-

*) Arundo Donax L.

kannte ich die Hauptſchwierigkeit, welche in der Türkei naturhiſtoriſchen Unterſuchungen ſich in den Weg legt. Dieſe beſteht darin, daß man nicht leicht längere Zeit an einem Puncte verweilen kann, es ſei denn in einer größern Stadt. Dadurch wird man ſowohl gehindert, einen Mittelpunct der Forſchungen zu wählen, von dem die Wanderungen ausgehen und auf den ſie zurückkehren, als man auch Hinderniſſen begegnet, wenn man auf der Reiſe ſelbſt von der Straße ſeitwärts abzuweichen wünſcht. Es war mir nicht unbekannt, daß, ſo weit die griechiſche und albaneſiſche Bevölkerung reicht, in Rumelien ſolche eine freie Unterſuchung des Landes hemmende Umſtände noch viel einflußreicher ſind, als in dem friedlichen Kleinaſien. Je länger man an einem Orte in Rumelien verweilt, deſto größer wird die Gefahr, in üble Verwickelungen zu gerathen und beraubt zu werden, weil man dann nicht vermeiden kann, die Aufmerkſamkeit Böswilliger zu erregen. Da man häufig Eskorten zur Bedeckung nöthig hat, welche die für die Sicherheit des Reiſenden kraft des Fermans verantwortliche Obrigkeit ihm nach Umſtänden beiordnet, ſo iſt man ſchon dadurch auf die einfache Verbindungsſtraße zwiſchen zwei Ortſchaften beſchränkt. Man wird befragt, wohin man reiſen wolle, und dahin wird die Reiſe geſichert. In einem Gebirge umherirren zu wollen, würde den Meiſten unbegreiflich und verdächtig vorkommen.

So weſentlichen Schwierigkeiten hoffte ich am wirkſamſten durch perſönliche Gunſt der türkiſchen Oberbehörden entgegentreten zu können, falls es mir gelänge, einem oder dem andern Paſcha meine Abſichten deutlich zu erklären. Da bei den Türken viele einheimiſche Kräuter als Arzneimittel im Gebrauche ſind, ſo ſchien es mir angemeſſen, den Paſcha's das Studium derſelben als den Zweck meiner Reiſe darzuſtellen, indem auch den Kranken meines Vaterlandes daraus großer Vortheil erwachſen könne. Dieſe Idee hat in mehren Städten von Macedonien vollſtändigen Erfolg gehabt.

Um an die Paſcha's perſönlich empfohlen zu werden, trug ich meine Wünſche dem Herrn Baron v. Stürmer vor, welcher

Staats-Bibliothek Bamberg

mich ſchon früher mit jener herablaſſenden Liebenswürdigkeit aufgenommen hatte, die von Einheimiſchen, wie von Fremden gefeiert wird. Erleuchtet vom Sinn für wiſſenſchaftliche Strebungen, ging er in den Kreis meiner Vorſtellungen ein und verſprach ſeinen mächtigen Schutz und Beiſtand. Er erfüllte dies Verſprechen theils durch Empfehlungen an die Paſcha's von Salonichi und Bitolia, welche durch das Oeſterreichiſche Conſulat in jener Stadt vermittelt wurden, theils durch einen Ferman von beſonderem Inhalt, in welchem Zweck und Art meiner Reiſe beſtimmt angegeben waren. Da jedoch ein ſolcher Ferman nicht ohne einige Umſtände erlangt werden konnte, ſo wurde mir geſtattet, auch ohne dieſes Document abzureiſen, da ich es im Conſulat von Salonichi vorfinden würde. Indem ich daher für die Landreiſe durch Thracien mit einem gewöhnlichen Reiſeferman verſehen wurde, konnte ich die Hauptſtadt nach wenigen Tagen verlaſſen.

Inzwiſchen erhoben ſich andere Schwierigkeiten. Dimitri befiel, wahrſcheinlich in Folge der Fahrt nach den Prinzeninſeln, eine Augenentzündung. Ich verordnete ihm ſehr energiſche Mittel, indeſſen blieb der Erfolg Anfangs zweifelhaft. Einer meiner Freunde, Dr. Peſtalozza aus Mailand, ein kenntnißreicher Botaniker, der mir ausgezeichnete Sammlungen aus Kleinaſien mittheilte und im Dienſte des Großherrn als Arzt am Militair-Hoſpitale von Máltepe fungirte, erzeigte mir die Gefälligkeit, für den Fall, daß Dimitri durch Krankheit zurückgehalten würde, einen andern Dolmetſcher nachzuweiſen. Er hatte einen jungen Galizier zwei Jahre in dieſer Eigenſchaft in Dienſten gehabt, der ſein Glück zu verſuchen die Heimath verlaſſen hatte und ſich jetzt als Lithograph in Conſtantinopel ärmlich ernährte. Man konnte vorausſetzen, daß er, vom Mißgeſchick verfolgt, dieſe Gelegenheit, in ſein Vaterland zurückzukehren, begierig ergreifen werde. Er zeigte ſich jedoch unſchlüſſig und die Unterhandlungen waren noch nicht weit gediehen, als eine glückliche Criſe Dimitri wiederherſtellte.

Als ich ihm nun meinen Wunſch, ihn in meinen Dienſten

zu behalten, mittheilte, war er viel weniger bereitwillig, als ich erwartet hatte. Meine Art zu reiſen dünkte ihm zu beſchwerlich, er fürchtete die Albaneſen und ſeine räuberiſchen Landsleute und zog es vor, unter den friedlichen Türken von Kleinaſien zu reiſen. Er hoffte außerdem, mit einem Engländer, der zu Lande nach Indien reiſen wollte, einen günſtigern Contract abzuſchließen, ſah ſich aber hierin, da er der engliſchen Sprache nicht mächtig war, getäuſcht. So ſtanden die Sachen, als der Lithograph ſich beſtimmt weigerte, mich zu begleiten, indem er vorſchützte, nicht ohne Capital zu den Seinigen zurückkehren zu wollen. Jetzt verſuchte ich, das Ehrgefühl und Intereſſe von Dimitri zu erregen, und dies gelang mir in ſo weit, daß er ſich nur noch einige Bedenkzeit ausbat. Er wollte erſt abwarten, ob nicht das Dampfſchiff aus Marſeille, welches zwei Tage nach dieſer Unterredung eintreffen mußte, Fremde herbeiführe, bei denen er einen bequemern Dienſt finden könne. Ich erklärte ihm daher, daß ich folgenden Tags abzureiſen entſchloſſen ſei und trieb ihn durch dieſe Eile zu dem erwünſchten Entſchluß.

Ich beabſichtigte, mit einem Küſtenfahrzeuge nach Rodoſtó zu fahren und von da nach Salonichi zu Lande zu reiſen. Indeſſen, als Alles zur Abfahrt bereit war, vereitelte der ungünſtige Wind jenen Plan. Es war eine glückliche Idee, daß ich mich nicht verleiten ließ, eine Veränderung des Windes abzuwarten. Denn der Weſtwind dauerte Wochen lang fort. Sobald die Ankunft des franzöſiſchen Dampfboots mit vielen Reiſenden gemeldet wurde, beſchloß ich, binnen einer Stunde abzureiſen, ließ Dimitri, der kein Raja war, ſondern unter dem Schutze der griechiſchen Geſandtſchaft ſtand, einen Paß ausfertigen und eilte um die Mittagsſtunde des 18. Mai nach der conſtantinopolitaniſchen Poſtanſtalt, die ſich in der Nähe der großen Moſcheen befindet. Bis zum letzten Augenblicke bemühte ſich Dimitri, durch gleichſam zufällig entſtandene Hinderniſſe meine Abreiſe zu vereiteln. Als er ſah, daß Alles umſonſt war, ergab er ſich in ſein Schickſal.

Fünftes Capitel.

Reiſe durch Thracien nach Enos.

Nordküſte des Marmormeers. Geſellige Vögel. Cutſchuk-Tſchekmedſche. Silivria. Eski-Heracli. Alte Gräber. Cultur des Landes. Rodoſtó. Der Tekir-dagh. Ainadgik. Málgara. Wanzen. Kriegsrüſtungen. Hügelreihe von Keſán. Lage und Han dieſes Orts. Umliegende Gegend. Vegetation der Hügel. Urſache der Blüthe von Keſán. Delta der Maritza. Gebirge Tſchatal-tepé. Ankuvft in Enos.

18. Mai. Die erſte Poſt auf der Straße nach Adrianopel iſt Silívria*), 12 t. Stunden von Conſtantinopel entfernt. Ich ritt eine volle Stunde, bis ich das ſüdweſtliche Thor der Hauptſtadt erreichte. Eine Straße iſt wie die andere, eng, übelgebahnt, ſchmutzig, ohne Abwechſelung und hervorſtechende Bauten. Nur die großen Moſcheen, die nahe zuſammen liegen, machen davon eine Ausnahme, und die Stadtviertel, welche den Bazar bilden, gewähren durch Menge und Verſchiedenheit der ausgelegten Waaren, ſo wie durch das Drängen dichter Volksmaſſen, das Bild großſtädtiſchen Lebens. In einem Caffeehauſe hatten ſich mehre Griechen verſammelt, von Dimitri Abſchied zu neh-

*) Σιλύμβρια.

men. Sie kamen zu ihm, umarmten ihn auf das zärtlichſte und wünſchten ihm in überſpannten Worten glückliche Heimkehr. Da dieſe Scene offenbar von wirklicher Anhänglichkeit herrührte und nicht auf Oſtentation berechnet war, ſo erfreute mich die Achtung, in der Dimitri bei anſtändigen Landsleuten zu ſtehen ſchien.

Ich gelangte heute in 3 Stunden von dem Thore von Adrianopel bis nach Cutſchuk-Tſchekmedſche. Beim Austritt aus der Stadt war ich genöthigt, meine Papiere vorzuweiſen. Hier iſt die hohe, wiewohl verfallene Mauer, welche mit einem trocknen Graben die Hauptſtadt einſchließt, in weiter Ausdehnung bis zum Marmormeer ſichtbar. Dann folgt ein Kirchhof, mit Cypreſſen bepflanzt. Sobald man die Gräber überſchritten hat, breitet ſich die bergloſe Ebene wellenförmig aus. Von den erſten Höhen genießt man noch einmal des Rückblicks auf das Amphitheater der Stadt und im Süden auf das Meer, das bald ſich nähert, bald wieder zurücktritt. Der Character der Landſchaft bleibt ſich am Nordgeſtade des Marmormeers bis Rodoſtó überall gleich und ermüdet durch Einförmigkeit. Eine baumloſe Fläche von geringer Erhebung. Der Weg kreuzt jeden breiten Hügelrücken und die weiten, waſſerarmen Thalebenen, die dazwiſchen liegen. Größtentheils iſt das Land längs des Meeres angebaut, jedoch mehr zu Weiden, als zum Kornbau genutzt. Waizen ſah ich unter den Getraidearten am häufigſten. Die Cultur hat den Character ſüdlicher Vegetation hier völlig verdrängt.

Eine halbe Stunde von der Stadt ſteht in einem Quellengrunde eine ſchöne Gruppe rieſiger Platanen. Sie hingen ſo voll von Neſtern der Beutelmeiſe *), daß man ebenſo viel Neſter zählen möchte, als die Aeſte ſich in Zweige und Reiſer vertheilen. Tauſende dieſer Vögel zwitſcherten und flatterten unter dem friſch grünen Laube umher. Neben der Quelle, die in Stein gefaßt iſt, ruhten einige zwanzig Türken, im Schatten der Bäume auf Matten gelagert und ergötzten ſich an dieſer Frühlingsſcene. Ich vermuthe, daß die erſtaunliche Geſelligkeit jenes

*) Parus pendulinus L.

Vogels nicht ohne Antheil pflegender Menſchen ſtattfinde: denn ich habe ſpäterhin ähnliche Anſammlungen aber nur in der Nähe von Städten geſehen. Bei dieſer Gelegenheit bemerke ich indeſſen, daß mehre türkiſche Vögel einen hohen Grad von geſelliger Gemeinſchaft zeigen, was um ſo auffallender hervortritt, als die Wälder im Allgemeinen an befiederten Bewohnern arm ſind. Bei der Schwierigkeit, unter den Muhamedanern Bälge von unſchuldigen Thieren zu erhalten, ſah ich mich außer Stande, der dortigen Fauna eine nähere Aufmerſamkeit zu widmen, und begnüge mich, einige hierher gehörige Bemerkungen in allgemeinern Ausdrücken mitzutheilen, ohne über die Arten von Vögeln, die ich im Sinn habe, etwas entſcheiden zu können. So findet man in den Wäldern und Gebüſchen von Thracien und Macedonien eine große Menge von Tauben *), die von den Franken Turteltauben genannt werden. Die Geier und Adler leben zwar nicht geſellig, aber ſie ſind ſo häufig, daß man überall einige in der Luft ſchweben ſieht, wenn man von erhabenem Standpuncte eine Gegend betrachtet, ſei es im Gebirge, oder in Städten. Als ich den Thurm von Galata in Conſtantinopel beſtieg, ſah ich die Geier zu Schaaren über der Stadt in der Nähe und Ferne. Faſt ebenſo zahlreich verſammelten ſie ſich um die Mittagszeit in einem kleinen Thale des Küſtengebirgs von Enos. Ein wirklich beinahe geſelliger Vogel iſt die Nachtigall von Kleinaſien, die nach Einigen von unſerm Sänger verſchieden iſt, ſei es nun, daß ſie den Sproſſern oder den Singdroſſeln beizuzählen wäre, indeſſen ihre Laute mir völlig mit denen der Luscinie übereinzuſtimmen ſchienen. Die Ufer des Marmormeers ſind viel weniger von Seevögeln belebt, als andere Küſten, aber einige Arten erſcheinen in großen Maſſen. Bei Catirli und auf einem Felſen zwiſchen den Prinzeninſeln und Scutari ſah ich ganze Co-

---

*) Die Art, welche in den dichten Cypreſſenwäldern der Kirchhöfe von Conſtantinopel wohnt, oder vielleicht einſt dahin übergeſiedelt, erſt in der Folge heimiſch wurde, iſt nach Mr. Strickland Columba cambayensis Lath.

lonnen von Cormoranen *), welche die Nähe des Boots nicht verſcheuchte. Eine der größten Möven ſchwimmt und ſchwebt überall zwiſchen den Kiaiks im Hafen von Conſtantinopel. Aber der geſelligſte aller Vögel des Bosporus iſt eine Art Sturmvogel **), deren Lebensweiſe von vielen Reiſenden erwähnt und von Walſh ***) treu nach der Natur geſchildert wird. »Sie fliegen unaufhörlich in großen gedrängten Schaaren die Meerenge auf und nieder. Man ſieht ſie nicht ruhen, man ſieht ſie nicht Jagd machen. Sie eilen mit großer Schnelligkeit dicht über dem Waſſer fort und ſie ſchweben ſo ſtill, daß man auch aus der Nähe kaum ein Geräuſch hört. Sie ſind faſt ſo groß als Tauben, der Rücken ſchwarz und der Bauch weiß. Die Franken pflegen ſie **Ames damnées** zu nennen, als wäre die ewige Bewegung ein Fluch, der auf ihnen laſte.« In der That iſt es eine bemerkenswerthe Erſcheinung, daß dieſe Sturmtaucher, ohnehin wie es ſcheint im ganzen Süden und Südoſten unſeres Erdtheils nur auf die Meerenge von Conſtantinopel eingeſchränkt, dieſe niemals verlaſſen, ſo ſehr auch flüchtige Bewegung ihnen angemeſſen und erleichtert iſt. Sobald ſie, den Bosporus überfliegend, den Pontus oder Propontis erreichen, wenden ſie plötzlich um und verleben in ſolchem Kreislauf ihren Tag. Dieſer Beſchränkung auf einen engen Schauplatz wird vermuthlich auch das beſondere Vorkommen eines Fiſches, einer Meduſa oder eines andern Meererzeugniſſes, das ihnen zur Nahrung dient und nur im Bosporus ſich findet, entſprechen.

Cutſchuk-Tſchekmedſche, d. h. die kleine Schublade, iſt ein großes türkiſches Dorf, deſſen Lage bei einem Marſche gegen Conſtantinopel von militäriſcher Wichtigkeit ſein dürfte. Ein Landſee ſteht mit dem Meere durch einen breiten Canal in Verbindung, über den eine hölzerne Brücke führt. Der Ort liegt

---

*) Halieus carbo Ill. — Larus sp. in Geſellſchaft mit Podiceps cristatus Lath.

**) Puffinus anglorum Ray. Von Olivier wurde dieſe Gattung ſchon beſtimmt.

***) Journey from Const. to Engl. p. 107.

an der Oſtſeite. Die Ufer des Sees ſind ſumpfig, dazwiſchen Wieſen und Sandflecken. Die Wieſen beſtehen aus kleinen Leguminoſen und Gräſern. Aus ihnen erhebt ſich überall eine mannshohe Doldenpflanze *) mit gelben Blüthen. Dieſelbe wächſt auch geſellig auf den Höhen gegen Conſtantinopel und ertheilt einigen unbebauten Hügeln ein fremdartiges Anſehen, da ſtatt des gewöhnlichen Geſträuchs dort nur jenes mächtige Kraut vorkommt. Die ſandigen Stellen am See tragen dichte Simſenbüſche **).

Als ich im obern Stockwerk eines Caffeehauſes, das mich beherbergen ſollte, zu ſchreiben begann, bemerkte ich große Tauſendfüße und wurde ſo ſehr von Wanzen gepeinigt, daß ich auf Nachtruhe verzichten zu müſſen glaubte. Dimitri rieth mir, im Freien zu ſchlafen. Dem Hauſe gegenüber breitete eine große Platane die Zweige über einer ſteinernen Ruhebank aus. Daneben ſprudelte ein Brunnen. Die Luft war ſo lau, daß das Thermometer nach Sonnenuntergang noch 20° R. zeigte. Der Himmel war hell vom erſten Viertel des Mondes und von den glänzendſten Sternbildern. In meinen Mantel gehüllt, legte ich mich nieder, die Waffen unter dem Haupte. Ich ſchlief ungeſtört und erwachte um vier Uhr Morgens: denn im Freien erweckt die nahende Sonne den Menſchen, wie die Thiere.

19. Mai. Die Gebirgsart auf der Strecke von Conſtantinopel bis Rodoſtó iſt gleichartig, wie die Geſtalt der Oberfläche. Es iſt ein grauer, lockerer, maſſiger Sandſtein ***), der jedoch

*) Ferula communis L.

**) Juncus acutus L.

***) Dieſer Sandſtein bildet demnach eins der ausgedehnteſten Glieder der tertiären Formation, worüber Mr. Strickland der Londoner geologiſchen Geſellſchaft 1836 Mittheilungen vorlegte. Es blieb ihm unbekannt, wie weit dieſe tertiären Maſſen, die am Nordgeſtade des Marmormeers zwiſchen den Thonſchiefern des ſogenannten kleinen Balkans und den angeſchwemmten Lagern der Küſte eingeſchoben ſind, ſich weſtwärts ausdehnen. Aus meinen Beobachtungen geht hervor, daß ſie ſich gleichförmig bis an den Tekir-dagh bei Rodoſtó erſtrecken. Dies Gebirge wird indeſſen von Boué gleichfalls für tertiär erklärt, und in dieſem Falle würde der größte Theil des Landes oſtwärts

nur ſelten anſteht und leicht in einen milden Lehmboden zerfällt. Nur an einigen Orten wird der Boden ſandiger und unfruchtbarer, beſonders am angeſchwemmten, geſteinloſen Meeresufer.

Um 4^h 45′ brach ich auf und erreichte um 7^h 10′ Bujuk-Tſchekmedſche, ein Spiegelbild der kleinern Namensſchweſter. Zu uns geſellte ſich unterwegs ein ungeſtümer und roher Poſtillon, der ſich beluſtigte, unſere Pferde zu ſchrecken und ſein eignes zu peinigen. Er forderte uns auf, zu galopiren. Denn wenn man 6 Stunden zurückzulegen habe, bemerkte er, ſei es bequemer, damit in halber Zeit fertig zu werden, um dafür die übrigen Stunden im Caffeehauſe liegen zu können, anſtatt beſtändig auf dem Pferde zu bleiben. Er führte dieſen Grundſatz auch bald aus und legte ſich, ungeduldig über unſere langſame Bewegung, am Wege ſchlafen. Ich kam um 10^h nach Pivatis *), einem griechiſchen Dorfe hart am Meere. Von hier geht der Reitweg eine Strecke weit auf den Dünen fort, die von einer noch nicht blühenden Centauree bedeckt waren. Dicht vor Silivria, das ich um 12^h 45′ erreichte, breiten ſich Hügel an der Hafenbucht aus, auf denen Wein gebaut wird. Von hier überblickt man das Städtchen, den Küſtenſtrich bis zu dem breiten Vorſprung, auf deſſen äußerſter Spitze die Trümmer von Perinth oder Heraclea liegen, und über das Meer hinaus die breite Berginſel Marmora und daneben das Vorgebirge von Capu-dagh.

Ich hatte von Mr. Boiſſon in Galacz einen Empfehlungsbrief an den Hodgia-Baſchi oder Primaten der Griechen erhalten. Er berichtete, Silivria habe früher 1000 Häuſer gezählt, jetzt ſtänden deren nur noch 700. Dieſem entſpricht die Schätzung der Einwohner auf 3500 Seelen: größtentheils Griechen, die ſich durch Küſtenhandel ernähren. Ueber der Stadt liegt die Ruine

---

von der Maritza und ſüdlich von der Heerſtraße zwiſchen Adrianopel und Conſtantinopel bis an die Dardanellen und das Marmormeer einem weitläuftigen tertiären Baſſin angehören, welches horizontal an jenes Uebergangsgebirge angelagert iſt, wodurch der Uebergang von Europa nach Aſien vermittelt wird.

*) Ποιβάτης.

eines weitläuftigen Caſtells, deſſen Gemäuer durch eingeſchobene Ziegel ſich vor älteren Ueberreſten auszeichnet. Dhemetrios, ſo hieß der Primat, erwies ſich höflich und wohlwollend und bot mir ſein Haus an, ſo lange ich bleiben wolle. Da ich mich mit Eile entſchuldigte, empfahl er mich weiter an einen ſeiner Freunde, einen griechiſchen Kaufmann in Rodoſtó.

Bei der Abreiſe wurde ich von dem Poſtmeiſter um ein Goldſtück betrogen. Ich hatte öfter geſehen, daß die Türken bei Zahlungen jedes Stück Geld einzeln hinwerfen und jedesmal eine Pauſe machen, bis der Empfänger ſich von der Güte der Münze durch genaue Beſichtigung überzeugt hat. Da ich mein türkiſches Geld von einem fränkiſchen Banquier in Conſtantinopel bezogen hatte, war ich überzeugt, keine falſche Stücke zu beſitzen und glaubte daher jene Vorſicht unterlaſſen zu dürfen. Als ich nun dem Poſtmeiſter die Pferde bezahlt hatte, ging dieſer mit dem Gelde in ſeine Wohnung, kehrte jedoch nach einigen Minuten zurück, indem er eins der Goldſtücke für falſch erklärte. Er wies daſſelbe vor und ich erkannte ſogleich, daß ich eine ſolche Münze niemals beſeſſen habe. Der Wortwechſel, der ſich jetzt entſpann, war bald zu Ende, da der Türke unter heiligen Betheuerungen verſicherte, das Stück von mir erhalten zu haben. Zwei andere Türken, die in der Nähe ſich befanden, erboten ſich, wenn ich die Sache vor den Cadi bringen wolle, die Angabe des Poſtmeiſters als Zeugen zu erhärten.

Abends ritt ich längs des Meers bis Eski-Heracli, einem türkiſchen Dorfe, das ich in 3 Stunden*) erreichte. Der Punct, wo die beiden Reitwege nach Adrianopel und nach Salonichi ſich trennen, zwei der Hauptſtraßen des Reichs, iſt durch kein Zeichen kenntlich gemacht. Nicht ſelten ſcheint es, als ritte man auf ganz ungebahnten Weideflächen einher. Bei Eski-Heracli iſt das Land etwas hügelig und dieſer Ort beherrſcht eine beträchtliche Küſtenlinie. Ueber dem flachen Gebirge von Heraclea ſcheint aus äußerſter Ferne das Vorgebirge Combos ſüdlich von

*) Die ganze Poſt von Silivria bis Rodoſtó wird zu 12 t. Stunden berechnet.

Rodoſtó herüber. Links davon verſchwimmen Marmora und Capu-dagh zu einer einzigen Gebirgsmauer. Ich ſchlief im Freien, wie geſtern, aber nicht unter Platanen, ſondern auf der Gallerie des Caffeehauſes.

20. Mai. In der Nacht fiel das Thermometer, das ſeit längerer Zeit bei Tage über 20^0 geſtanden hatte, bis auf 16^0 R. und die Folge davon war reichliche Bildung von Morgennebeln, welche das Cap Combos und die Küſte von Aſien alsbald verdeckten. Es fiel mir auf, daß dieſe Wärmeabnahme, die während des Tags nicht wieder ausgeglichen wurde, einem heftigen Gewitterſturm um 18 Stunden vorausging. Denn um Sonnenuntergang zeigte in Rodoſtó das Thermometer nur noch 15^0 R. und bald darauf begannen Blitz und Regenſchauer.

Um 4^h 45′ verließ ich Eski-Heracli und erreichte Turkmanli um 7^h 45′. Der Weg führt über einen einzigen weitgeſtreckten, jedoch niedrigen Hügel, von dem man ſtets zur Seite die Spitze von Heraclea erblickt. Dieſer Hügel iſt beſonders durch ſeine alten Gräber merkwürdig, welche Herr v. Prokeſch *) bereits erwähnt. Ich zählte deren vom Wege aus im Ganzen 16. Sie finden ſich ſtets auf den höchſten Puncten der wellenförmig gebildeten Hügelfläche. Sie ſind von kegelförmiger Geſtalt, ihre Höhe ſchätze ich im Durchſchnitt auf 30—40′, ihren Neigungswinkel auf 25^0. Alle Umſtände ſprechen dagegen, daß ſie urſprüngliche Bildungen der Natur wären, aber wenn man ſie mit den Hünengräbern des Nordens vergleichen wollte, ſo müßte man nicht vergeſſen, ihre Größe, ihre regelmäßige Geſtalt und ihre ſteinloſe Erdbedeckung in's Auge zu faſſen. Dieſer Ort am Geſtade des Marmormeers und ein anderer, der unten bezeichnet werden wird, ſind die einzigen, wo ich dergleichen Grabhügel geſehen, allein es iſt durch den erwähnten Schriftſteller feſtgeſtellt, daß die Form der bekannten Gräber von Troja mit denen von Heraclea völlig übereinſtimmt.

Der ganze Weg bis Rodoſtó iſt höchſt einförmig. Man trifft bei Weitem mehr Weidegrund, als Kornfelder. Aber auf

---

*) Denkwürdigkeiten I. p. 363.

jenen der Viehzucht ausſchließlich gewidmeten Triften ſieht man im Verhältniß zu ihrer Größe nur wenige Heerden, Schafe, Kühe, Büffel und Pferde. Dieſe ausgedehnten Weiden enthalten eine Vegetation, welche, dem warmen Clima und trocknen Erdreich angemeſſen, ebenſo wenig an Ueppigkeit, als an Futterreichthum ausgezeichnet genannt werden kann. Nirgends zeigt ſich eine dichte Grasnarbe, indem nur 3 oder 4 geſellige Gramineen *) vorkommen. Der übrige Raum wird durch Malven, Chamillen und beſonders durch eine Art von wildem Senf **) ausgefüllt. Wo der Boden ſandiger wird, zumal auf den höhern Erhebungen, die aber wohl nirgend eine Höhe von 300′ überſchreiten, gedeihen die Gräſer nicht mehr, und ärmliches, niedriges Geſtrüpp bedeckt das unfruchtbare Erdreich. Für dieſe Formation iſt ein Tragant-Aſtragalus characteriſtiſch. Indeſſen kommt auch zwerghaftes Eichengebüſch vor. In den Niederungen, welche von waſſerarmen Bächen durchfloſſen werden, giebt es auch eigentliche Wieſen von geringer Ausdehnung. So weit man von dominirenden Höhen nach Norden blicken kann, überall bleibt die Landſchaft ſich gleich. Wenn nicht in den Dörfern Platanen angepflanzt oder geſchützt wären, würde man 24 Stunden weit von Conſtantinopel bis Rodoſtó kaum einen Baum erblicken. Hier wird jeder Freund der Natur eine ſpärliche Erndte halten. Auch die Bevölkerung dieſes Küſtenſtriches ſcheint gering zu ſein. Die Dörfer an der Straße, theils türkiſche, theils griechiſche, liegen weit von einander und ſind klein. Zuweilen ſieht man ſeitwärts Meiereien oder Ortſchaften. Mehre der auf der Cotta'ſchen Charte verzeichneten Dörfer an der Straße habe ich indeſſen nicht geſehen, insbeſondre zwiſchen Turkmanli und Rodoſtó.

Der Waizen, der hier gebaut wird, verſprach eine geringe Erndte, die Halme ſtanden einzeln und waren noch weit von der

---

*) Namentlich Lolium perenne L. und ein Bromus aus der Gruppe von Br. madritensis L.

**) Malva sylvestris L. Anthemis austriaca Jacq.? Sinapis taurica Fisch.

Blüthe entfernt. Offenbar wird die Cultur in hohem Grade vernachläſſigt. Man gebraucht einen Pflug von einfacher Conſtruction und ſpannt 12—14 Büffel davor.

Die Straße iſt wenig belebt, und erſcheint, wenn man ihre Wichtigkeit für das Reich bedenkt, unbegreiflich öde. Die Leute, die uns begegneten, gingen oder ritten in großer Geſellſchaft, nicht etwa der Sicherheit wegen: denn dieſe iſt vollkommen. Wir trafen eine Geſellſchaft von Bulgaren, die in dieſe entvölkerte Gegend kommen, um als Feldarbeiter zu dienen. An einigen Orten wurde das Land jedoch auch von eingebornen Griechen bebaut und die Heerden von ihnen gehütet. Eine große Schaar von Albaneſen kam uns zu Fuß und unbewaffnet entgegen. Sie waren kaum bekleidet, gingen nach Conſtantinopel, um dort während des Sommers als Taglöhner Arbeit zu ſuchen, und wollten im Herbſte mit dem Erworbenen in die Heimath zurückkehren. Es waren junge Burſchen, die große Tagemärſche aushalten konnten. Man ſagte mir, daß aus den übervölkerten Diſtricten Albaniens ſich Tauſende alljährlich einer ſolchen Lebensart hingäben. Außer dieſen Fußwanderern ſprengten einige Tataren und Reiſende von Stande mit angemeſſener Begleitung an uns vorüber. Sogar eine türkiſche Kutſche mit verhüllten Frauen wagte den zweifelhaften Verſuch, von Rodoſtó nach Silivria zu fahren, doch gerade als ich ihnen begegnete, wurden ſie durch eine ſumpfige Wieſe am Fortkommen gehindert und ſahen ſich genöthigt abzuſteigen, während ihre männlichen Begleiter ſich bemühten, den Pferden hülfreiche Hand zu leiſten.

Um 1^h traf ich in Rodoſtó ein, einer Stadt, deren Bevölkerung man früher auf 30000 Seelen ſchätzte, die aber gegenwärtig nur 2000 Häuſer zählt, woraus man auf 10000 Einwohner ſchließen kann. Sie liegt an einer maleriſchen Bucht, die im Süden durch das mächtige Vorgebirge Combos geſchloſſen wird. Dieſes ragt breit in's Land hinein und geht dort in ein hügeliges Plateau über. In ſchroffer Gebirgsform iſt das Cap der gegenüberliegenden Inſel Marmora ähnlich, und man könnte durch die Chartenzeichnung leicht verſucht werden, hierin Verbindungsglieder zwiſchen der Rhodope und aſiatiſchen Bergſyſte-

men erkennen zu wollen. Allein wir werden ſehen, daß die Rhodope nicht über die Mariza hinausreicht. Die Höhe des Combos wird kaum 2000′ betragen, und der Waldungen ſcheint die Nordſeite zu entbehren.

Da der Grieche, an welchen Dhemetrios mich addreſſirt hatte, ſich verleugnen ließ, ſo bezog ich ſogleich einen Han, worin ſich ein reinliches Privatzimmer vorfand. Ein öſterreichiſcher Kaufmann hatte zehn Jahre darin gewohnt, und daher rührten einige unerwartete Bequemlichkeiten.

Die Stadt, von Griechen bewohnt, iſt lebhaft, mit einem großen Bazar verſehen, jedoch faſt noch ſchlechter, als andere Städte, gebaut. Sie gilt für den öſtlichen Stapelplatz der in der Ebene von Adrianopel gewonnenen Producte, indem Enos deren weſtlicher Ausfuhrhafen genannt werden kann. Zahlreiche, ſchwer beladene Wagen oder Karren, eine ungewöhnliche Erſcheinung in dieſem Lande, ſtanden in der Hauptſtraße. Sie hatten von Adrianopel Reis hergeführt, der von hier für den Bedarf von Conſtantinopel eingeſchifft werden ſollte. Die Straße von Adrianopel nach Rodoſtó muß demzufolge in einem beſſern Zuſtande ſich befinden, als alle diejenigen, welche ich in Rumelien betreten habe. Selbſt in Conſtantinopel iſt es ungewöhnlich, daß man die Waaren oder Laſten auf Karren befördert. Bedarf Jemand Bauholz, ſo werden je zwei Balken, oben kreuzweis durch einen Strick vereinigt, auf dem Rücken von Pferden herbeigeſchafft. Man begegnet in den Hauptſtraßen beſtändig Zügen ſolcher Thiere, welche die ſchwere Laſt mühſam zu beiden Seiten neben ſich herſchleifen. Sogar Steine werden auf ähnliche Art im Gleichgewichte aufgeladen.

Die Umgebungen von Rodoſtó ſind ſehr ſorgfältig angebaut. Sie beſchreiben den Grund einer Thalſchlucht, die vom Combos und dem daranſtoßenden Hügelſyſteme begrenzt wird. Die Seitengehänge ſind mit Wein bepflanzt, in der Tiefe baut man Waizen und Gemüſe. Während einer Wanderung in der Richtung des Cap's zog ſich das Gewitter ſchwer zuſammen, die Wogen prallten heftig an das Geſtade und überſchütteten den Fuß-

pfad, auf dem ich zurückeilte. Hier wuchſen mehre dem italieniſchen Clima eigenthümliche Kräuter *).

21. Mai. Da der Regen die ganze Nacht ſtrömte und ſpät am Morgen aufhörte, ſo brach ich erſt um 9^h nach Málgara **) auf, der nächſten Station, die 12 t. Stunden von Rodoſtó entfernt iſt. Der Boden beſteht überall aus einem ſchweren, rothen Thon, ſo wie wir wiſſen, daß ein ſolches Erdreich auch in dem großen Becken von Theſſalien beſtändig anzutreffen iſt. Natürlich waren die Wege ſehr tief und die Pferde litten gewaltig, aber das Gewitter hatte zum Erſatz die Vegetation in das friſcheſte Grün gekleidet, ſo daß ich zufrieden war, mich langſam zu bewegen und die einzelnen Scenen vollends auffaſſen zu können.

Dieſe Gegend zeigt im Kleinen ſehr deutlich die Gebirgsformen, welche man unter Ketten und Plateau zu begreifen pflegt. Zuerſt muß bemerkt werden, daß die Erhebungen, welche öſtlich vom untern Lauf der Maritza und ſüdlich von deren Nebenfluß Erkene liegen, keineswegs zu einem der großen Gebirgsſyſteme von Rumelien gehören. Der Despoto-dagh oder die Rhodope***) bildet eine hohe Küſtenkette am Nordgeſtade des aegaeiſchen Meers, die von Orphano bis über Makri hinaus an die weſtliche Mündung der Maritza reicht. Hier hört ſie faſt ohne Vorberge auf. Auf der andern Seite vom Delta der Maritza beginnt eine weite Ebene, die bei ihrem Urſprung am Meere ungefähr 12 Stunden breit ſich bis Kaſán (Ruskꝛöi) ausdehnt und ihre Haupterſtreckung nach Nordoſten hat, wo ſie in das Erkene-Thal übergeht. Das andere Gebirgsſyſtem des öſtlichen Rumelien, der Aemus †) oder Balkan, bildet durch ſeine ſüdöſtliche Fortſetzung jenen ſchmalen Landrücken, der in den vulcaniſchen Klippen am Bosporus endigt. Wir haben geſehen, wie er nach Süden in welligem Flach-

*) Z. B. Anchusa italica Retz. Ranunculus muricatus L. Cynoglossum cheirifolium L. etc.

**) Migalgara der Charten, nicht mit einem Orte zu verwechſeln, der auf der Straße von Rodoſtó nach Adrianopel liegen ſoll.

***) ἡ Ῥοδόπη bei Strabo ed. Siebenk. 2. p. 410.

†) ὁ Αἷμος, nach anderer Lesart τὸ Αἷμον. Strab. ib. p. 409.

rande gegen das Marmormeer abfällt. Allerdings iſt daſſelbe von den Bergen bei Rodoſtó nicht durch eine wagerechte Ebene getrennt. Aber die Bäche, welche öſtlich von Rodoſtó in's Meer fließen, ſind nur durch einen unbemerklichen Höhenzug von den Zuflüſſen des Erkene getrennt. Dieſer Höhenzug kann nicht als Gebirgsverbindung zwiſchen Combos und Balkan gelten, weil ſich bei Rodoſtó Richtung der Berge und Geſtalt der Oberfläche plötzlich verändern.

Vom Vorgebirge Combos zieht ſich eine einfache Bergkette in weſtſüdweſtlicher Richtung nach dem Meerbuſen von Saros, an deſſen nördlichem Ufer ſie allmälig niedriger wird und mit mehren Caps endet. Dies ſind die heiligen Berge des Demoſthenes. Sie ſind an Höhe, Form und Richtung den Ketten von Bithynien am Meerbuſen von Modánia ähnlich und, indem die Inſel Marmora dieſelbe Uebereinſtimmung zeigt, ſo könnte man wohl die Idee vertheidigen, daß nicht die Dardanellen, ſondern die Maritza-Ebene die Gebirgsſyſteme von Europa und Aſien abſcheide.

Auf welche Art die heiligen Berge nach Süden abfallen, weiß ich nicht. Aber nach Norden lehnen ſie ſich an ein Plateau *), das ungefähr ihre halbe Höhe erreicht. Dieſe Eigenſchaft der Plateaus, an der Seite von Kettengebirge begrenzt zu werden, wollte ich vorhin andeuten, indem ich bemerkte, daß ſich hier im Kleinen anſchaulich ausſpricht, was an andern Orten in ſo großen Verhältniſſen auftritt, daß dieſe nicht leicht durch einfache Anſchauung überblickt werden können. Das Plateau ſelbſt erſtreckt ſich von der erſten Höhe über Rodoſtó bis Bulgarköi 15 t. Stunden in die Länge. Wie weit es nach Norden reiche, habe ich nicht ermittelt; jedoch darf die Breite bei Ainadgik wohl zu 6—8 Stunden angenommen werden, da, ſo weit

*) Dies bildet in Verbindung mit den heiligen Bergen den Tekir-dagh neuerer Charten. Boué giebt die Höhe deſſelben zu 8—900′ an, was mit meiner Schätzung der Plateauhöhe übereinſtimmt, aber nicht auf die heiligen Berge bezogen werden darf.

man in jener Richtung blicken kann, keine Veränderung in der Geſtalt des Landes vorgeht.

Dieſes Plateau hat es mit andern Hochflächen gemein, daß die Oberfläche große Wölbungen und Mulden darſtellt, ohne daß irgend ein beſtimmtes Geſetz in der Richtung und Form der Thäler wahrgenommen werden könnte. Da es ſchwer hält, ſolche Verhältniſſe durch Worte anſchaulich zu machen, ſo bemerke ich, daß dieſe Gegend mich lebhaft an den nördlichen Theil des Erzgebirges erinnerte, und man wird ſich eine ziemlich richtige Vorſtellung von dem Wege machen, den ich heute zurücklegte, wenn man das Anſteigen von Rodoſtó nach Ainadgik mit der Straße von Tharand nach Freiberg vergleicht, und ſich Málgara ähnlich gelegen denkt, wie das Städtchen Marienberg. Die erſte Höhe über Rodoſtó, zu welcher man durch die reich bebaute Thalſchlucht emporſteigt, iſt ungefähr 800′ hoch, jede folgende immer etwas höher als die vorhergehende, aber die ſpätern Niveauunterſchiede ſind ſehr unbedeutend. Man wird ſich daher nicht ſehr von der Wahrheit entfernen, wenn man die mittlere Höhe dieſes Plateaus zu 800′—1000′ anſchlägt.

Erſt auf dem letzten Drittel des heutigen Wegs bemerkte ich in der Richtung der einzelnen Hügelrücken und Thäler eine größere Regelmäßigkeit. Die Bäche, welche dort die Straße ſchneidet, fließen nach Norden und gehören daher zum Flußgebiete des Erkene. Dies iſt wichtig zu bemerken, da ſich die hydrographiſche Zeichnung der Charten mit meiner Darſtellung dieſer Gegend nicht wohl verträgt. Nach dieſen ſollen nämlich die Bäche auf dem Wege von Ainadgik nach Málgara gegen Süden ſtrömen und mit dem Melas vereinigt ſich in den Meerbuſen von Saros ergießen. Wenn dies der Fall wäre, ſo müßten ſie die Kette der heiligen Berge durchbrechen, die jedoch einen zuſammenhängenden Kamm bildet, der ſich nach Weſten allmälig ſenkt. Dieſer Kamm, deſſen Richtung durch eine Linie von Ibridſi nach Combos bezeichnet werden kann, iſt die Waſſerſcheide zwiſchen den Zuflüſſen des Meerbuſens von Saros und des Marmormeers einerſeits und zwiſchen dem Syſtem des Erkene und der untern Maritza.

Auch dieſer Theil von Thracien iſt durchaus angebaut, oder doch zum Nutzen des Menſchen verwandt. Da wir nun bereits 36 Stunden weit in Rumelien eingedrungen waren und überall die Arbeit des Pfluges oder doch die Spuren des Hirtenlebens wahrgenommen hatten, ſo konnte Dimitri, der ganz Kleinaſien und Syrien kannte, aber das Innere des nördlichen Rumelien nie beſucht hatte, nicht unterlaſſen, hierüber ſeine Verwunderung zu erkennen zu geben. Aus ſeinen Aeußerungen ging hervor, daß ihm die bebauten Strecken in der aſiatiſchen Türkei nur wie Oaſen in einem weiten Lande erſchienen, welches man der Natur größtentheils überlaſſen hat. Deshalb ſprach er von dem blühenden Zuſtande Rumeliens, von dem wohlhabenden Ausſehen der Dörfer, von der guten und reichlichen Nahrung, die der Reiſende in den Han's fände, während ich ſelbſt die Cultur des Bodens in ihrer Kindheit, Hütten, die weder Schutz noch Bequemlichkeiten gewährten, und die ärmlichſten Nahrungsmittel zu finden vermeinte.

Das Weideland iſt auch hier viel ausgedehnter, als die zum Kornbau beſtimmten Felder. Auf den letztern wird eine einfache zweijährige Wechſelwirthſchaft getrieben, indem man das erſte Jahr Waizen erndtet und das Land während des andern Jahrs nicht beſtellt, ſondern nur als Weide benutzt. Aber der größte Theil des Bodens empfängt niemals eine Saat und dient nur zur Viehzucht. Eine ſolche Einförmigkeit wird nicht ſelten durch kleine Holzungen und Gebüſche gehoben, in denen die Nachtigall ſchlug, zum erſten Male, ſeit ich von Aſien ſchied, mir die Wanderung verkürzend.

Bis Ainadgik zieht ſich von der Höhe über Rodoſtó aus eine breite Mulde in ſüdweſtlicher Richtung zwiſchen der Kette der heiligen Berge und den Hügeln fort, über deren Kamm die Straße hinläuft. Einige Seitenſchluchten, die vom Wege in den Grund jener Mulde hinabführen, ſind von reichlichem Gebüſch begrünt, aus dem die Pfirſichblüthen der Cercis hervorſchimmerten. Die Waldungen treten erſt ſpäter auf. Sie ſind dadurch merkwürdig, daß trotz der geringen Meereshöhe nur wenige Holzgewächſe des ſüdlichen Europa in ihnen vorkommen.

Dieſe Holzungen beſtehen größtentheils aus dichtem Unterholz von der Höhe eines Mannes. Es enthält verſchiedenartige Formen: vornehmlich Eichen, Ahorn, Corneelkirſchen und Weißdorn; ſodann als Erzeugniſſe des Südens die Hopfenbuche und den Chriſtdorn, auch zuweilen Jasmin und Ornus-Eſchen. Dieſes Geſträuch wird durch unzählige Lianen verſchlungen, vor Allem durch den Weinſtock, der hier in ſeinem Vaterlande überall freiwillig die üppigen Blätter über das Geſträuch ausbreitet, an den Bäumen hinaufrankt und mit den jüngſten Sproſſen wieder von oben herabhängt. Ferner gehört zu den Schlinggewächſen dieſes Orts Smilax, deren Laub jetzt glänzend und friſch iſt und ſo bunt in ſeinen Geſtalten ſpielt, daß jedes Blatt eine beſondere Bildungsart darlegt und keins dem andern völlig gleicht; endlich auch Tamus, eine Liane, deren Blätter ſo zart und faſt durchſichtig ſich in tiefem Schatten verbergen. Aus dieſen üppigen Sträuchern und Schlingpflanzen erheben ſich vom feuchten Grunde einzelne Bäume von niedrigem Wuchs, ſelten über 20′—30′ hoch, am häufigſten Pappeln, Hainbuchen, Haſelnußbäume und jene Apfelweide *), die ich in Bithynien antraf und die nun ſchon ausgeblüht wie ein ſilberfarbner Oelbaum aus dem geſättigten Saftgrün des Waldes hervortrat.

Betrachtet man ein ſolches Gehölz, in welchem die characteriſtiſchen Formen der Küſtenflora des Mittelmeers, die Myrte, der Lorbeer und die Haide, ſo völlig ausgeſchloſſen bleiben, ſo bemüht man ſich vergebens, irgend eine phyſiognomiſche Eigenthümlichkeit von allgemeinerm Werthe herauszuheben, wodurch dieſe Landſchaften von denen in Mitteldeutſchland natürlich unterſchieden werden könnten. Weder der Reichthum an Arten iſt größer, noch das Wachsthum üppiger, noch die Formen des Lau-

*) Quercus pedunculata Ehrh. Acer campestre L. Cornus mascula L. Mespilus oxyacantha P. — Ostrya carpinifolia Pers. Paliurus aculeatus Lam. — Jasminum fruticans L. Fraxinus Ornus L. — Vitis vinifera L. Smilax aspera L. Tamus communis L. — Populus nigra L. Carpinus orientalis Lam. Corylus Colurna L. Pyrus salicifolia L.

des, von welchem am meiſten der Waldcharacter abhängt, ſind abweichend. Vielleicht könnte man behaupten, daß die Vegetation der Lianen hier eine größere Bedeutung erhält. Indeſſen, wenn man nicht nach feinern Merkmalen ſuchen wollte, die auf dem Bilde des Landſchaftmalers verſchwinden, ſo würde eine Skizze, die den Baumſchlag von Thracien darſtellte, nur wenig Eigenthümliches enthalten. Sähe man nicht hier und da eine fremdartige Pflanze *), oder einen Geier, einen Büffel, eine orientaliſche Tracht, oder ein Minaret in der Ferne, man könnte ſich in die Heimath verſetzt glauben.

Die eben beſchriebenen Waldungen ſind über das ganze Plateau von Ainadgik zerſtreut und nirgends von großer Ausdehnung. Auch ſind ſie örtlich nicht ſcharf begrenzt, ſondern gehen allmählig in die Weidefläche über. Die Baumſtämme hören auf und das Geſträuch wird nach und nach lockerer, oder ſteht nur in einzelnen Haufen beiſammen. Wo dieſer Uebergang eintritt, wie bei dem Han auf halbem Wege von Ainadgik nach Málgara, verändert ſich die niedere Vegetation, indem unter dem Eichengebüſch auch Wachholder nebſt einem geſelligen Aſtragalus **) erſcheinen und zahlreiche Kräuter ſich einfinden. Am Boden herrſcht die brennend gelbe Farbe von unzähligen Blüthen einer Flachsart, darunter eine röthliche Schattirung, die von Polygalen und Thymus ***) herrührt. Je weitläuftiger aber das Geſträuch ſteht, deſto beſſer gedeiht das Gras ſelbſt. In den großen Weidegründen zeigt ſich beſonders eine jährige Graminee †) vorherrſchend, die mit kleinen Kräutern untermiſcht eine ziemlich

---

*) Z. B. **Pisum elatum MB.** und **Orobus hirsutus L.** Dieſe beiden Leguminoſen wachſen an ſchattigen Orten von Bithynien und Thracien und ſind für dieſe Gegenden beſonders characteriſtiſch.

) **Juniperus Oxycedrus L. — **Astragalus pseudotragacantha d'Urv.**

***) **Linum flavum L. Polygala major J. Thymus bracteosus Vis.**

†) **Alopecurus utriculatus Pers.** — Unter den Kräutern bemerke ich eine **Fedia**, eine **Medicago** und **Orchis variegata Jacq.**

dichte Pflanzendecke bildet. Büſche von Zwerghollunder *) ertheilen ſolchen Flächen einen einförmigen Wechſel.

Im Allgemeinen kann bemerkt werden, daß die Weide dieſes Plateaus dem Vieh noch weniger Nahrung darbietet, als die Gegenden am Marmormeer. Ebenſo geringfügig iſt die Ausbeute des Botanikers. Dieſe Armuth an vegetabiliſchen Producten iſt vielmehr auf die Lage des Plateaus, als auf den Boden zu beziehen. Von ſüdlichen Luftſtrömungen durch die heiligen Berge abgeſchnitten, in einer Höhe über dem Meere, die im ſüdöſtlichen Europa ſchon beträchtlich auf das Pflanzenleben einwirkt, kann ſich nicht jene Mannigfaltigkeit der Formen entfalten, die an den Küſten ſich auch auf Familien **) von krautartigen Gewächſen erſtreckt. Auf der andern Seite wird die Pflanzenwelt hier durch reichliche Bewäſſerung und eine mächtige Humusdecke begünſtigt. Geſtein ſteht nur an wenigen Puncten zu Tage. Es iſt ein Sandſtein, nach Boué tertiärer Bildung, und zeichnet ſich von dem ſandigen Geſtein, welches von Kutſchuk-Tſchekmedſche bis Rodoſtó reicht, durch größern Thongehalt vortheilhaft aus.

Ich gelangte, ohne ein Dorf zu berühren, um 1^h nach Ainadgik, einem türkiſchen Städtchen, das gegen 2000 Einwohner zählt. Die Häuſerzahl wurde auf 400 geſchätzt. Unſere Pferde bewieſen trotz der Anſtrengung große Ausdauer und Geſchick. Das meinige ſtürzte zu wiederholten Malen, verhielt ſich alsdann ganz ruhig, bis ich abgeſtiegen war, und war nicht zu bewegen, ſich wieder in die Höhe zu ſchwingen, ſo lange ich im Sattel blieb. Hierzu ſollen die Pferde abgerichtet werden, um bei einem vergeblichen Verſuche aufzuſpringen weder ſich ſelbſt, noch den Reiter zu beſchädigen. An ſchlüpfrigen oder ſteilen Abhängen pflegen ſie die Hinterſchenkel zu krümmen und mit dieſen herabzugleiten, während ſie nur mit den Vorderbeinen auftreten. Uebrigens ſind ſie auf dem ſchwierigſten Terrain am ſicherſten, und man kann unbeſorgt auf ſchmalem Pfade an einem Précipice vor-

---

*) Sambucus Ebulus L.

**) Z. B. Leguminoſen, Caryophylleen und Cruciferen.

beireiten. Meine Pferde ſtürzten nur, wenn ich nicht aufmerkte, oder auf ebenem Boden.

Mein Gepäck wurde auf dieſem Wege ſehr übel behandelt. Es wird in hanfenen Säcken zu beiden Seiten des Pferdes im Gleichgewichte aufgehängt. Das Laſtthier ſtürzte ſeitwärts einen Abhang hinunter, indem es ſich ein Mal völlig um ſich ſelbſt drehte. Mehre Flaſchen zerbrachen. Das Thier lag betäubt am Boden; indeſſen, da es ſich nicht verletzt hatte, gelang es, nach kurzem Aufenthalte die Reiſe fortzuſetzen. Ich erwähne einen ſolchen Umſtand, der in Ermangelung anderer Transportmittel von dem Reiſenden in Rumelien nicht leicht vermieden werden kann, um zu zeigen, wie bedenklich es ſei, dort mit zerbrechlichen Apparaten und Inſtrumenten zu reiſen.

Auf dem Wege von Ainadgik nach Málgara liegt kein Dorf, ſondern nur ein einſamer Han, den ich um 5ʰ Nachmittags erreichte. Wiewohl die Luft bis dahin friſch und kühl geweſen war, ſo zog ſich doch wieder ein Gewitter zuſammen, und es fing ſchon an zu regnen, als ich im Han Caffee trank. Mein Diener wünſchte zu bleiben. Da jedoch die Gegend kein Intereſſe für mich hatte, ſo beſchloß ich, trotz des Wetters bis Málgara zu reiten. Die einzelnen Regengüſſe folgten ſich in Pauſen, und ſo geſchah es, daß wir mehre Male bis auf die Haut durchnäßt wurden. Erſt als die Sonne unterging, klärte ſich der Himmel auf. Das Thermometer zeigte 12⁰ R. Ein ſcharfer Wind blies uns vom aegaeiſchen Meere entgegen. Wir legten die letzten 4 Stunden in drittehalb zurück und kamen dennoch halb erſtarrt um 8ʰ in Málgara an.

In der Nähe des Han führt die Straße noch einmal an einem merkwürdigen Grabkegel vorüber, dem einzigen, den ich außer der Nachbarſchaft von Heraclea in Thracien geſehen habe. Er iſt noch größer, als die früher erwähnten, und wahrſcheinlich gegen 50′ hoch. Weithin ſichtbar, ragt er aus dem breiten Plateaurücken ſo eigenthümlich hervor, daß ich aus der Ferne einen Durchbruch von vulcaniſchem Geſtein zu erblicken vermeinte. Keine Spur einer beſondern Sage über dieſe Denkmäler der Vorzeit konnte ich bei den Eingebornen entdecken. Viele kannten ſie

nicht, die Meiſten hielten ſie für Hügel, ohne an eine Bedeutung derſelben zu denken, Einige ſagten, es ſind Gräber von Rieſen, die hier vor Zeiten ſollen gehauſt haben. Doch mochte dieſe Aeußerung vielleicht nur davon herrühren, daß Dimitri in ſeine Fragen wohl ſeine eigne Meinung einmiſchte.

Málgara iſt eine Stadt von mehr als 1000 Häuſern *) und liegt kühn auf einem Hügel mit fünf Minarets und einer hoch gewölbten Moſchee. Zwar gehört jedes Minaret zu einer Moſchee, aber die übrigen ragen nicht aus der Häuſermaſſe hervor. Da es ſchon ſo ſpät geworden war, bezog ich gleich den erſten Han in der Stadt, ſo wenig einladend auch die engen Räume deſſelben waren. Es wurde glücklich ein tragbarer Ofen aufgefunden, ein ſogenanntes Mangál **), über dem die Kleider und Sammlungen getrocknet werden konnten. Als ich mich niederlegte, war die Menge der Wanzen in dem Han ſo groß, daß ich auf eine ſchlafloſe Nacht gefaßt ſein mußte. Ich erinnere mich, wenn ich die Bivouacs abrechne, freilich nur weniger Nächte in der Türkei, in denen ich von dieſer Plage ganz frei geblieben wäre: allein an die Angriffe einzelner Thiere gewöhnt man ſich im Schlafe, ohne zu erwachen. Werden aber größere Strecken der Haut in entzündliche Reizung verſetzt, ſo iſt es ſelbſt bei großer Ermüdung unmöglich, Ruhe zu finden. Bei dieſer Gelegenheit will ich anführen, wie ich mich in der Folge zu ſchützen ſuchte. Es kann gar nicht die Rede davon ſein, die Thiere ganz abzuwehren: denn das iſt unmöglich. Zuerſt ſuchte ich mir immer einige Gewißheit zu verſchaffen, ob die Wanzen in großen Maſſen gegenwärtig waren. Man kann dies gewöhnlich ſchon erfahren, wenn man ſich einige Minuten auf dem Divan oder auf dem Erdboden neben der Wand ausſtreckt. Ich bemerkte beſtändig, daß die großen dunkelfarbigen Thiere viel weniger zu

---

*) Webber Smith (Journal of the Geogr. Soc. 7. p. 63.) ſchätzt die Stadt nur zu 500 Häuſern. Meine Angabe gründet ſich auf die Mittheilung der Leute im Han. Schon die Zahl der Moſcheen ſpricht für eine ſtärkere Bevölkerung.

**) μαγκάλι.

fürchten ſind, als die kleinen hellgefärbten, welche noch nicht ausgewachſen zu ſein ſcheinen. Die erſtern ſind ſtets in geringerer Zahl vorhanden, und wiewohl ſie mehr Blut ausſaugen, ſo haben ſie dagegen die gute Gewohnheit, in der Regel nur einmal zu beißen und ſich dann wieder zu entfernen. Eine einzige Wanze der kleinen Art, erreicht ſie auch nicht die Länge von zwei Linien, kann durch oft wiederholte Biſſe die Haut eines ganzen Vorderarms röthen, wobei ſie zuletzt mächtig aufſchwillt und ihre ſchmutzig gelbe Farbe in blutroth verwandelt. Sie bleiben auch gern bei Tage in den Kleidern, während die großen Wanzen ſich vor dem Lichte zurückzuziehen pflegen. Ich habe nicht häufig geſehen, daß beiderlei Wanzen an demſelben Orte zuſammen lebten. Fand ich nun nur die größere Form, ſo entkleidete ich mich ganz und hüllte mich darauf in einen Mantel eng ein, indem ich bedacht war, möglichſt wenig Falten übrig zu laſſen. Denn die Orte, wo ſie gewöhnlich Eingang ſuchen, Hemdärmel und Halstuch, wurden ihnen durch dieſe gleichartige Hülle entzogen. Ueberhaupt habe ich gefunden, daß, je enger die Kleidung anſchließt, deſto weniger Thiere den Verſuch machen, von den freien Theilen des Körpers weiter vorzudringen. Dieſen Grundſatz befolgte ich auch, um mich vor den kleinen Wanzen zu vertheidigen. Ich blieb dann in meinen Kleidern, legte enge Riemen über den Füßen und Händen an, verdeckte dieſe durch elaſtiſche Strümpfe und Handſchuhe, und befeſtigte das Halstuch, ſo viel es möglich war, ohne die Reſpiration zu beläſtigen. Ich erreichte dadurch, daß die Wanzen nur über das Geſicht herfielen, und, gelingt es, vorher einzuſchlafen, ſo wacht man von einer ſo örtlichen, wiewohl empfindlichen Reizung nicht leicht auf. Leider hilft dieſes Mittel gegen andere Gattungen von Ungeziefer weniger, aber von allen ſind in der Türkei die Wanzen die läſtigſten, weil ſie die unentbehrliche Ruhe nach der Anſtrengung dem Reiſenden rauben.

Die heutige Nacht, in der ich erſt einige der eben mitgetheilten Erfahrungen machte, gehörte zu den ruheloſen. Das Peinliche wurde noch dadurch vermehrt, daß die Wände von Schaaren kleiner Käfer bedeckt waren, die ſich unaufhörlich von der

Decke auf die Strohmatte des Fußbodens herabfallen ließen. Dies verurſachte ein unheimliches Geräuſch, das bis zum Morgen fortdauerte. Und um den natürlichen Widerwillen vor Berührungen mit gewiſſen Thieren, der dem Menſchen wie ein Inſtinct eingeprägt zu ſein ſcheint, noch zu erhöhen, bemerkte ich, als die Sonne endlich nahte, neben dem Lager einen Scorpion eilig entfliehen, ein Thier, das ich in einer ſolchen Situation zum erſtenMale in meinem Leben lebendig ſah. Ich erhaſchte ihn, und indem ich ſeine Bewegungen und die vergeblichen Verſuche, ſeine Waffe zu gebrauchen, betrachtete, wurde mein Sinn aus unerfreulicher Stimmung wieder zum heitern Aufmerken auf eine fremdartige Natur geweckt.

22. Mai. Meine Abreiſe wurde einige Stunden verzögert, da die Stadt voll von Soldaten lag, deren Abmarſch alle Türken beſchäftigte. Es waren 2500 Mann, die aus dem Innern nach Conſtantinopel berufen waren, um von da zur aſiatiſchen Armee zu ſtoßen. Der Krieg gegen Muhamed Ali war zwar noch nicht erklärt, aber wer unter den Franken der Hauptſtadt gelebt und die Rüſtungen der Flotte geſehen hatte, konnte leicht vorausſehen, was der Bevölkerung im Innern noch ganz verborgen zu ſein ſchien. Dieſe Truppen waren in einem ebenſo übeln Zuſtande, als die übrigen, die noch in Conſtantinopel ſtanden. Ohne ihre mangelhafte Kleidung und Bewaffnung zu rechnen, mußte die knabenhafte Jugend und das erſchöpfte und kränkliche Ausſehen vieler Soldaten befremden. Davon machten ſelbſt die kaiſerlichen Garden, die ich zweimal in Parade ſah, als Mahmud Freitags in die Moſchee ritt, keine Ausnahme. Nicht ſelten findet man Knaben von 12—14 Jahren. Der Grund eines ſolchen Mißſtandes lag hauptſächlich in der Beſtimmung, daß nur Muhamedaner ausgehoben werden ſollten, aber hieraus entſprangen wieder andere factiſche Nachtheile. Früher hatte die rumeliſche Armee ſehr viele Albaneſen gezählt, dieſe Quelle war jedoch ſeit einigen Jahren größtentheils verſiegt. An einem andern Orte werde ich die Gründe davon auseinanderſetzen. Da nun in den griechiſchen Provinzen von Rumelien verhältnißmäßig wenig Türken wohnen, ſo war die Folge, daß die Anzahl der regulären

Truppen in Rumelien ſehr ſchwach blieb. Denn unter den Bulgaren konnte man die Aushebung nicht ohne Militair-Gewalt bewerkſtelligen, und da die Paſcha's nur wenig disponible Mannſchaft hatten, ſo ging die Bildung neuer Regimenter aus den ſogenannten Redif's, d. h. ausgehobenen Recruten, namentlich in Macedonien äußerſt ſchwierig von Statten. Um nun dem Wunſche des Sultans nach dem Beſitz einer ſtarken Armee nachzukommen, hatte man ſeit der Vernichtung der Janitſcharen immer auf Aſien am meiſten gezählt, wo jene Schwierigkeiten nicht beſtanden. So wanderte denn Jahr aus Jahr ein die beſte aſiatiſche Jugend nach den Städten und nach Europa, um unverehelicht zu bleiben und lebenslang zu dienen. Bald war in dieſem ſchwach bevölkerten Lande die kriegsfähige Mannſchaft durch ſtarke Aushebungen ſelten geworden, um ſo mehr, als große Sterblichkeit die neu gebildeten Truppen verheerte. Man hatte immer weniger Rückſicht auf Alter *) und körperliche Tüchtigkeit nehmen müſſen, und die natürlichen Folgen traten ein. Als ich das Lazaret von Máltepe bei Conſtantinopel beſuchte, das unter der Leitung der Doctoren Peſtalozza und Donietti ſtand, ſah ich unter 350 Kranken faſt nur unerwachſene Jünglinge, die nicht etwa an Fiebern oder andern acuten Krankheiten litten, ſondern meiſt durch die Anſtrengung des Dienſtes erſchöpft und aufgerieben waren. Dem nach europäiſcher Art eingerichteten Exercice erliegen viele Aſiaten, die vom Clima und erblicher Sitte auf eine größere Ruhe angewieſen ſind. Es iſt eine häufige Erſcheinung, daß ſie von Lungenſucht hingerafft werden. Sie finden, wenn ſie bei den erſten Zeichen der Krankheit noch zu retten wären, faſt niemals eine Pflege, wie ſie ihnen in Máltepe zu Theil wird, einem Hospital, das nach allen Grundſätzen der Wiſſenſchaft und praktiſchen Erfahrung organiſirt iſt und verwaltet wird **). Was nützen die Verdienſte einzelner Europäer, wenn

---

*) Es wurde mir verſichert, daß man Knaben von 8 Jahren eingekleidet habe.

**) Seitdem iſt nach brieflichen Mittheilungen das Hospital von Máltepe aus Rückſichten der Oeconomie aufgehoben worden.

man bei den Reformen im Ganzen ſo wenig die Größe und Natur der Hülfsquellen des Reichs berückſichtigt. Allerdings ging in Conſtantinopel vielfach die Rede, ein Geſetz, nach dem auch die Raja's militairpflichtig würden, ſolle nächſtens erlaſſen werden: aber dieſe Maßregel ſcheint an entgegenwirkenden Triebfedern geſcheitert zu ſein

Um 10^h verließ ich Málgara und erreichte um 2^h Keſán, ein Städtchen, deſſen türkiſcher Name Ruskôi nicht mehr gebräuchlich iſt. Die Entfernung wird gleichfalls zu 4 t. Stunden berechnet. Bulgarkôi, ein Dorf an der Straße, liegt 2¾ Stunden von Málgara entfernt. Bis zu dieſem Orte reicht die Hochfläche und bewahrt den oben dargeſtellten Character, nur daß die Erhebungen geringer, reihenweiſe geſondert und durchaus gebüſchreicher ſind, als bisher. Waldung findet ſich nicht mehr; in dem dichten Gebüſch herrſchen Eichen und Hopfenbuchen vor. Auf dieſem Wege verändert ſich mehrmals die geognoſtiſche Formation. Der thonreiche Sandſtein des Plateaus von Ainadgik hört bei Málgara auf. An der Weſtſeite dieſes Ortes ſteht ein Kalkgeſtein an, welches undeutliche Verſteinerungen führte. Hierauf folgt ein bunter Mergelſchiefer, der bis Bulgarkôi an verſchiedenen Orten ſichtbar wird und ſich hier einem großmaſſigen Sandſtein auflagert, der dem Quaderſandſteine gleicht und nur wenig thoniges Bindemittel enthält. Sobald dies Geſtein ſich zeigt, verändern ſich Character der Gegend, Humusdecke und Vegetation.

Denn ungeachtet der verſchiedenartigen Grundlage von Mergelſchiefer, Kalk- und thonigem Sandſtein findet ſich bis Bulgarkôi überall jener ſchwere rothe Thonboden, der uns ſeit Rodoſtó begleitet hat, ſei es nun, daß das Vorkommen des Kalkgeſteins zu beſchränkt iſt, um auf die Bildung des Bodens einzuwirken, ſei es, daß die natürliche Bewäſſerung auf der ganzen Hochfläche durch eine allmählige Vermiſchung der Erdarten ein gleichartiges Thonlager geſchaffen habe, welches ſpäterhin, durch die Vegetation unterhalten und befeſtigt, nicht mehr fortgeſpült werden konnte und als eine undurchdringliche Decke die Felsmaſſen ſelbſt faſt überall vor weiterer Verwitterung ſchützt. Durch dieſe Uebereinſtimmung der Humusdecke bei ungleichartiger Unter-

lage wird es auch leicht erklärlich, daß die Vegetation des Plateaus in ihren weſentlichen Beſtandtheilen dieſelbe bleibt. Man findet immer einzelne Pflanzenarten nur an ſo beſchränkten Standorten, daß man leicht verführt werden kann, ihr Vorkommen auf die geognoſtiſche Formation*) zu beziehen. Aber gerade über ſolche Pflanzen, die man ſeltene zu nennen pflegt, hat der Reiſende nur ein ſehr beſchränktes Urtheil. Am reinſten kann er zwei pflanzengeographiſche Verhältniſſe beobachten, die Grenzen vorherrſchend häufiger Arten und das Vorkommen derſelben auf zwei oder mehren verſchiedenen geognoſtiſchen Formationen zugleich. Auf dieſe Verhältniſſe zwiſchen Oertlichkeit und Pflanzenwelt beziehen ſich, wenn ich nicht etwas Näheres anmerke, meine Angaben, ob und wie der Character der Vegetation ſich an einem Orte verändert habe.

Zwiſchen Bulgarköi und Keſán durchſchneidet die Straße eine Kette von zwölf Hügeln, die im Halbkreiſe die Fläche, an deren Weſtrande Keſán liegt, umgeben. Dieſe Hügel, wiewohl nur 2—400′ über das Plateau ſich erhebend, ſind durch ihre genau kegelförmige Geſtalt ſehr ausgezeichnet, während bis hieher, auf meinem Wege durch Thracien, alle Erhebungen des Bodens auf der Hochfläche von Málgara, wie an der Nordküſte des Marmormeers, ſtets ſchwach gewölbte Kuppen, oder breite Landrücken, oder ſchiefe Ebenen darſtellten. Daher ſind jene Kegel, die man mit den Siebenbergen am Böhmer Walde vergleichen kann, aus weiter Ferne ſichtbar. Sie beſtehen nebſt der Fläche von Keſán aus dem erſt erwähnten Sandſtein, der einen hellgefärbten ſandigen Lehmboden bildet. Die Grenze zwiſchen dem ſandigen und thonigen Erdreich findet ſich zwiſchen Bulgarköi und der Schlucht, in welcher die Straße die Hügelkette ſchneidet. Jenſeits derſelben liegt die kleine, kreisförmige Fläche von Keſán, deren Niveau mit dem von Bulgarköi übereinſtimmt. Ich ver-

---

*) So fand ich Orchis fusca Jacq. hier nur auf dem thonigen Sandſtein, Limodorum abortivum Sm. auf Kalk und Ajuga Laxmanni B. auf Mergelſchiefer. Die letztere Pflanze fand ſich jedoch ſpäter noch häufiger auf dem Sandſteine von Keſán ein.

muthe jedoch, daß dieſer weſtliche Theil des Plateaus der Gegend von Ainadgik bedeutend an Höhe nachſtehe.

Der Wechſel des Erdreichs bedingt einen ſcharfen Gegenſatz in der Vegetation, und dieſer äußert ſich namentlich in einer viel größern Mannigfaltigkeit der Formen auf dem ſandigen Boden. So äußerſt gering meine Ausbeute auf dem Plateau von Málgara geweſen war, wo einige geſellige Pflanzen den größten Theil des Bodens bedeckten, ſo konnte ich in den nächſten Umgebungen von Keſán auf zwei Wanderungen 150 Arten größtentheils in der Blüthe beobachten. Weniger iſt dieſer Unterſchied in der Art des Geſträuchs ausgeſprochen, welches die Hügel überzieht. Jedoch zeigt ſich hier beinahe ein entgegengeſetztes Verhältniß, als bei den Kräutern und Gräſern. Denn hier beſteht das Gebüſch aus wenigen geſelligen Arten, unter dieſen nicht ſelten ausſchließlich aus Wachholder *), der auf dem Plateau eine untergeordnete Rolle ſpielt. Ich werde auf dieſe Vegetation zurückkommen, wenn ich meine Excurſionen bei Keſán beſchreibe.

Nichts iſt überraſchender, als wenn man aus der Schlucht auf die Fläche von Keſán tritt und nun plötzlich die reiche und wohl cultivirte Tiefebene des Maritzadelta unter ſich ausgebreitet erblickt, um ſo mehr, als man nach der Chartenzeichnung erwartet, daß die heiligen Berge und das Plateau, welches ihnen anhängt, ſich ohne Unterbrechung in das Rhodopegebirge fortſetzen. Ein Blick von Keſán, das am nordweſtlichen Saume der Hochfläche liegt, lehrt das Gegentheil. Der Abriß dieſer Oertlichkeit (Taf. II.) iſt beſtimmt, das der bisherigen Meinung widerſprechende Verhältniß nachzuweiſen, ſo wie die Lage von Keſán und von den 12 Hügeln genauer darzuſtellen.

Im Allgemeinen erblickt man von Keſán in Norden und Weſten eine wagerechte Ebene, die durch einen ſanft geneigten Abhang mit der Hochfläche verbunden wird. In Südweſt wird der Horizont durch einen langen Bergrücken begrenzt, der, eine Stunde von dem Hügel ϰ in weſtlicher Richtung entfernt, aus der Ebene ſich erhebt, zwei Spitzen bildet und gegen den Meer-

*) Juniperus Oxycedrus L.

buſen von Saros verläuft. Nördlich von dieſem Bergrücken iſt der Horizont beinahe bis Weſten (S 82° W) frei, und man glaubt jenſeits der weiten Ebene das Meer in der Gegend des Cap Caraplaca zu erblicken. Hierauf folgt unter dem eben beſtimmten Winkel das Küſtengebirge von Enos, welches ich ſpäter beſucht habe und das nach Norden und Oſten ganz iſolirt iſt. Ueber dieſem ragt in ſchwachen Zügen eine kühne Alpencontur hervor, die ich Anfangs für eine ſcharf gezeichnete Wolkenbank hielt, bis ich erfuhr, daß es die Inſel Samothrake ſei. Wiederum folgt die tiefe Ebene mit freiem Horizonte, bis gegen Nordweſten in weiter Ferne eine lange Gebirgskette mit blauer Färbung am Horizonte ſich ausprägt. Dies iſt, nach der Richtung zu ſchließen, der öſtlichſte Theil des Rhodopegebirgs, da, wo dieſes bei Trajanopolis an die Maritza ſtößt, und es geht hieraus hervor, daß die Küſtenkette von Makri, die Enos gegenüber liegt, nicht hoch genug iſt, um von Keſán geſehen werden zu können. Das Gebirge von Trajanopolis erſcheint zwar kettenförmig gebildet, aber in mannigfaltigen, zum Theil grotesken Formen. Namentlich ragen drei Spitzen ausgezeichnet hervor. Es erinnerte mich unwillkührlich an den Anblick des Oberharzes, wenn man dieſen aus dem Hildesheimſchen von den Höhen über Söder erblickt. Auch die Größe des Winkels, unter dem jene drei Spitzen ſich erheben, kommt wahrſcheinlich dem des Brockens, wenn man ihn aus 5 Meilen Entfernung ſieht, ziemlich nahe. Da Trajanopolis nur ungefähr 12 Stunden von Keſán entfernt iſt, ſo vermuthe ich, daß die höchſten Puncte am Oſtende der Rhodope ſich nicht über 4000′ erheben. Dieſe Meinung ſtützt ſich außerdem auf den Umſtand, daß ungeachtet hinlänglicher Klarheit kein Schnee auf jenen Spitzen wahrgenommen werden konnte. Wir werden aber ſpäterhin ſehen, daß alle Berge von Thracien und Macedonien, die über 4000′ hoch ſind, in dieſem Jahre noch bis Ende Juni einzelne Schneelager enthielten. Es iſt zwar einleuchtend, daß durch eine günſtige Lage von einer ſolchen Erfahrung leicht Ausnahmen eintreten können: allein wenn man daraus auf die Höhe iſolirter Berge zu ſchließen nicht berechtigt wäre, ſo liefe man doch weniger zu irren Gefahr, wenn es ſich um eine

ganze Gebirgskette handelte, worin die verſchiedenartigſten Abhänge zuſammenliegen. Von Nordweſten bis über Norden hinaus wiederholte ſich endlich der freie Horizont: eine große Ebene, ohne Wölbung, ohne Hügel, ſo weit man blickte bebaute Fläche oder Wieſengrund, ohne Wald, nur durch einzelne Bäume unterbrochen. Aus dieſer Darſtellung erhellt, daß das Rhodopegebirge nicht mit den Bergen des Cherſones in Verbindung ſteht, es ſei denn, daß das Plateau von Málgara weiter im Norden ſich bis zur Maritza ausdehne. Aber man würde dies dennoch keine wahre Gebirgsverbindung nennen können, weil der Character der Hochfläche ſo entſchieden den Kettenſyſtemen der Rhodope gegenüberſteht.

Noch ehe ich Keſán erreichte, hatten einige Pflanzen*), die reichlich am Wege blühten, in mir den Wunſch erregt, hier einige Zeit zu verweilen. Noch einladender war der Anblick der Stadt ſelbſt. Sie iſt ganz neu gebaut, verhältnißmäßig reinlich und zählt gegen 900 Häuſer. Aber beſonders ſpricht ihre erhabene und friſche Lage an, denn wiewohl der Abhang, an deren Höhe ſie der Länge nach ſich hinſtreckt, ganz unmerklich in das tiefere Land übergeht, ſo iſt ſie doch dem luftigen Zuge der jetzt herrſchenden Weſtwinde ausgeſetzt. Ich glaube durch Thatſachen, die ſich auf die Verbreitung der Gewächſe beziehen und die ich in der Folge mittheilen werde, zu dem Schluſſe berechtigt zu ſein, daß im ſüdöſtlichen Europa die Wärme mit der Höhe raſcher abnimmt, als in den Alpen. Sollte Keſán auch nur 4—500′ über dem Meerbuſen von Saros liegen, ſo ſcheint es, als wäre dieſer Unterſchied in einem Lande, das von höhern Gebirgen entblößt iſt, ſchon hinreichend, um regelmäßige Luftſtrömungen von der heißen Küſte nach dem Plateau zu bewirken. Wenigſtens ſpricht dafür der Umſtand, daß oberhalb der Stadt gegen 30 Windmühlen ſich befinden, deren Standpunct für weſtliche Winde berechnet iſt. Auch verſicherte mir ein Corfiote, der ſich den Sommer hindurch wegen des Blutegelhandels in Keſán aufzuhalten pflegte, daß man hier faſt niemals von der Hitze zu leiden habe und daß

*) Z. B. Scutellaria orientalis L. Astragalus virgatus Pall.

er wenige Orte kenne, deren Clima ſo kühl und angenehm ſei. Während meines Aufenthalts ſchwankte das Thermometer zwiſchen 12° und 17° R., und beſtändig wehte ein friſcher Weſtwind, ſo daß die am meiſten beſchäftigten Mühlen in ununterbrochener Thätigkeit blieben. Leake giebt ſeine Verwunderung zu erkennen *), als er in Chalcidice eine Windmühle antraf, und äußert dergleichen in Griechenland nur bei Megara geſehen zu haben. Man trifft ſie indeſſen in Thracien und Macedonien häufig an geeigneten Localitäten, obwohl ich nie wieder eine ſo große Anzahl beiſammen geſehen habe, als bei Keſán. Sie ſehen befremdlich genug aus, da ſie nicht vier, ſondern einen ganzen Stern von Armen tragen, die nicht mit Leinwand überzogen, ſondern nur mit einzelnen Tüchern und Lappen behängt ſind. Darin ſoll aber, wie man mir verſicherte, eine ſchwere Kunſt beſtehen, bei jeder leiſen Aenderung des Windes hier oder dort ein Stück Leinwand wegzunehmen oder zu befeſtigen, ein Geſchäft, das eben ſo viel Erfahrung und Ueberlegung erfordere, als auf einem Schiffe die Anordnung der Segel zweckmäßig zu leiten.

Zu den Annehmlichkeiten des Orts gehörte auch ein ganz neuer Han, der freilich noch ohne Fenſter war. Ich vermied es abſichtlich, mich auf dieſer Reiſe um Privatwohnungen zu bemühen, da ich glaubte auf dieſe Weiſe unabhängiger zu bleiben und Niemandem läſtig zu fallen wünſchte. Ich verlor indeſſen dadurch zugleich die Gelegenheit, mit angeſehenen Perſonen bekannt zu werden, deren Unterhaltung belehrend hätte ſein können: aus dieſem Grunde und als die Han's in weiterer Entfernung von Conſtantinopel immer ſeltener verſchließbare Räume enthielten, veränderte ich ſpäterhin jenes Syſtem und kam wieder auf die Grundſätze zurück, die mich auf der bithyniſchen Reiſe geleitet hatten. Als das Muſter eines Han kann der von Keſán gelten und deshalb will ich kurz ſeine Einrichtung beſchreiben. Die meiſten andern, die ich geſehen, unterſcheiden ſich dadurch, daß Stall und Haus geſondert ſind, das letztere aber da-

*) Northern Greece 3. p. 147.

für kein oberes Stockwerk hat. Das Gebäude in Keſán bildet ein längliches Viereck, aus Holz gebaut und beſteht aus dem Parterre, das für Pferde und Wirth, und aus dem obern Stockwerk, das für die Gäſte beſtimmt iſt. Der Stall iſt nicht gepflaſtert und nimmt den ganzen untern Raum bis auf die kleine Boutique ein, worin der Wirth wohnt und ſeinen Kleinhandel treibt. Sie iſt durch eine Lade, die des Nachts verſchloſſen wird, gegen die Straße geöffnet und man findet darin Vorräthe von Reis, Brod, Tabak, Caffee, Scherbet und einigen Kleinigkeiten. Ein Raum für den Feuerheerd iſt beſonders abgeſchoren und dient Reiſenden geringen Standes zum Unterkommen. Aus dem Stalle führt eine leiterartige Treppe oben hinauf. Das obere Stockwerk iſt durch eine einfache Lage von Brettern von dem untern getrennt. In der Mitte befindet ſich ein geräumiger Saal ohne alle Meublen. Zu den Seiten liegen abgeſonderte Gemächer, die durch Thüren verſchloſſen werden können. Das flach geneigte Dach iſt wiederum durch eine Lage von Brettern verdeckt. Die Fenſter ſind zahlreich und werden in der Folge mit Papierſcheiben verſchloſſen werden. Außerdem fehlt keinem ſeine Fenſterlade, wodurch man ſich des Nachts vor Wind und Wetter ſchützt. Weitere Bequemlichkeiten ſind nicht vorhanden, nur daß in den Zimmern eine Matte ausgebreitet wird, auf der man ſchläft. Für den Aufenthalt zahlte ich hier täglich 20 Piaſter. Uebrigens kauft man ſich die Nahrungsmittel ſelbſt und läßt ſie durch den Diener bereiten. Man iſt jedoch faſt immer auf Brod, Reis und Hammelfleiſch beſchränkt. Süße Milch iſt in der Regel nicht zu haben, da ſie ſogleich zu einem ſäuerlichen Getränk *) und zur Verfertigung von Käſe verwandt wird, der bei Griechen und Türken gleich beliebt iſt, aber für unſern Gaumen ungenießbar bleibt. Hühner und Eier kann man ſich häufig verſchaffen und damit einige Abwechſelung in die tägliche Koſt einführen, deren Monotonie auch den ſtärkſten Magen zuletzt bezwingt. Selbſt Fiſche ſind eine ſeltene Delicateſſe, da die kleinern Sorten gewöhnlich gleich nach dem Fange in der Sonne

*) Ὀξύγαλα.

getrocknet werden. Dieſe aber würzt ſie mit einem Hautgout, der der Naſe nicht weniger empfindlich iſt, als der Zunge.

23. Mai. Ich beſuchte die Hügel von Keſán und traf dicht vor der Stadt einen Steinbruch, in dem noch gearbeitet wurde und wo ich die quaderförmige Abſonderung des Sandſteins deutlich wahrnehmen konnte. Einen großen Genuß gewährte die unermeßliche Ausſicht von der Spitze κ, welche nur gegen Oſten durch den bedeutendſten Kegel (ι) beſchränkt wird. Trotz der geringen Erhebung über das Plateau bemerkt man von hieraus kaum den Höhenunterſchied zwiſchen dieſem und der Tiefebene der Maritza, der auf dem Standpuncte neben den Windmühlen von Keſán ſich ſo deutlich ausprägt. So ſehr iſt man bei der Beurtheilung des Thalniveaus von der Neigung und Höhe des Bergs abhängig, von dem man hinabblickt. Denn die Kegel ſind wohl ſechsmal ſo ſteil, als der Abfall der Hochebene. Nicht die allmählige Senkung des Bodens wird von einer ſteilen Höhe erkannt, ſondern nur die ſchroffern Formen. Selbſt die wellenförmige Gegend von Málgara erſcheint von hier wagerecht, und ſo erblickt man ſowohl dieſſeits als jenſeits der Hügelreihe eine in den meiſten Richtungen unbegrenzte Ebene. Im Süden ſtößt ſie an die niedrige Küſtenkette von Saros, an deren Fuße die Stadt Ibridſi und das Dorf Siltiköi erſcheinen. Ueber dieſe Kette ragt eine ferne Spitze hervor, die ich für den Ida von Troja zu halten geneigt bin. Die Linie des Horizonts geht dann von Süden nach Weſten über den ſchon erwähnten Bergrücken, der an zwei ſtumpfen Spitzen kenntlich iſt. Sodann Samothrake, der Tſchatal-tepé bei Enos und das Rhodopegebirge: übrigens nach allen Seiten freier Horizont. Der einzige Ort, den man außer den eben bemerkten und Keſán von dieſem Kegel ſehen kann, iſt Bulgarköi. Dennoch ſpricht die weite Fläche erfreulich an: denn ſie iſt grün.

Um nun die Vegetation der Gegend von Keſán im Allgemeinen zu bezeichnen, ſo iſt zunächſt zu bemerken, daß die Hügel dicht mit Geſträuch bewachſen ſind, die halbmondförmige Fläche aber theils in Cultur ſteht, theils der Natur überlaſſen bleibt,

ſo wie ſie denn von zahlreichen Kräutern geſchmückt wird und der Holzgewächſe meiſtentheils entbehrt.

Das Gebüſch an den Hügeln iſt ſo gedrängt und verwachſen, daß man nur mühſam den Grund von Bächen und unkenntliche Fußpfade aufſucht, um die Spitze zu erklimmen. Die Sträucher wachſen geſellig von gleicher Art, entweder Eichen, oder Hopfen⸗buchen, oder Wachholder. Jedoch fehlt unter dieſen auch der Chriſtdorn nicht und die Brombeere rankt am Boden. Wie nun aber jenes Geſträuch nur eine geringe Höhe erreicht, ſo daß ein aufrechter Mann ſtets daraus hervorragt, ſo giebt es hin und wieder auch noch niedriges Geſtrüpp, welches bald aus Jasmin, bald aus Tragantbüſchen beſteht. Nur wenige Kräuter können bei ſo dichtem Wachsthum *) gedeihen.

Nur auf einem der Hügel war die Geſträuchdecke durch eine hochgraſige Wieſe unterbrochen. Aber das Gras verlor ſich auch dort nicht ſelten unter der Fülle blühender Glockenblumen, rother Centaureen und roſtfarbener Orobanchen **).

Wendet man ſich der Fläche ſelbſt zu, ſo findet man in der nächſten Umgebung der Stadt Weizenfelder nebſt Weingärten und weiterhin den Boden als Weidegrund benutzt. Aber je mehr man

---

*) Quercus pedunculata Ehrh. und Q. Esculus L. Ostrya carpinifolia Scop. Juniperus Oxycedrus L. — Paliurus australis Lam. Rubus fruticosus L. — Jasminum fruticans L. Astragalus pseudotragacantha d'Urv. — Unter den Kräutern bemerkte ich Orobus hirsutus L. und Galium sylvaticum L. — Außer den genannten kommen noch folgende Sträucher einzeln oder an beſchränkten Standorten geſellig vor: Crataegus Azarolus L. Pyrus torminalis Ehrh. Phillyrea media L. Quercus coccifera L. Pistacia atlantica Desf. — Rosa canina L. Ligustrum vulgare L. Rhamnus infectoria L. Cistus villosus Lam. Crataegus Oxyacantha L. Pyrus salicifolia L. var. fruticosa.

**) Die Gräſer ſind: Bromus racemosus L. Br. rubens L. Cynosurus echinatus L. Phleum asperum Vill. Avena tenuis Mch. Anthoxanthum odoratum L. — Die Kräuter: Specularia pentagonia DC. Centaurea cyanoides MB. Orobanche epithymum DC. — Scandix australis L. Cerastium brachypetalum Vill. Ajuga Laxmanni B. etc.

ſich den Hügeln nähert, deſto ſteiniger und dürrer wird das Erdreich, da ſelbſt die Quellen und Bäche dieſes Thals ſchon jetzt verſiegt waren. Nicht bloß daß der Sandſtein an mehren Orten frei anſteht oder nur eine dünne und ſandige Humusdecke trägt, ſondern viele Geröllſteine liegen auch umher und hemmen das dichte Wachsthum geſelliger Pflanzen. Aber ſo wie es eine ziemlich allgemeine Erfahrung iſt, daß, je weniger der Boden geſellige Arten duldet, deſto formenreicher die Vegetation werde, ſo iſt es auch hier. Eine bunte Welt von jährigen und dauernden Pflanzen niedrigen Wuchſes, von Kräutern und Gräſern findet ſich hier zuſammen. Die Familien, welche in Griechenland die zahlreichſten Formen enthalten, ſind auch hier am häufigſten vertreten. Zuerſt kommen die Leguminoſen, hierauf die Gräſer, dann die Labiaten, Cruciferen, Caryophylleen und Compoſiten. Die letztere Familie freilich, ſonſt die artenreichſte von Europa, tritt noch zurück, weil die Blüthezeit der meiſten erſt in eine ſpätere Periode des Jahrs fällt. Indeſſen gehört zu ihrem Kreiſe eine der beiden an Zahl der Individuen vorherrſchenden Arten, während die andere eine Malve *) iſt.

Alle dieſe Pflanzen gedeihen, wie ſchon bemerkt wurde, auf einem ſandigen, trocknen Lehmboden und zwiſchen Steingerölle, welches von der Verwitterung des Sandſteins herrührt. Es war mir daher auffallend, am Ziel meiner Wanderung eine abweichende geognoſtiſche Formation anzutreffen. Der ſüdliche Ab-

---

*) Einige der häufigſten Arten ſind folgende: Trifolium stellatum L. Tr. strictum L. Ervum nigricans MB. Vicia pannonica Jacq. Astragalus virgatus Pall. Aegilops ovata L. Melica minuta L. Poa bulbosa L. Festuca ovina L. Dactylis glomerata L. Secale villosum L. Bromus mollis L. — Salvia Verbenaca L. Thymus bracteosus Vis. Scutellaria orientalis L. — Alyssum tortuosum Kit. Lepidium Draba L. — Serratula xeranthemoides MB. — Cerastium manticum L. Silene italica Pers. — Linum flavum L. — Sedum glaucum Kit. Echium plantagineum L. Veronica austriaca L. — Die beiden zuletzt erwähnten prädominirenden Pflanzen, die zu den Gattungen Anthemis und Malva gehören, ſind noch nicht mit Sicherheit erkannt.

hang des Hügels α beſteht nämlich ausnahmsweiſe aus einem äußerſt feſten, dichten Kalkſteine von graulich weißer Farbe. Ich verfehle nicht darauf aufmerkſam zu machen, daß dieſe Veränderung der Gebirgsart ohne allen Einfluß auf die Vegetation bleibt. Jener Abhang iſt mit demſelben Geſträuch bewachſen, wie die übrigen. An lichten Stellen, die dazwiſchen vorkommen, wiederholt ſich der Wieſenwachsthum des Hügels α, der oben geſchildert wurde.

24. Mai. Wenn man in der Türkei faſt beſtändig in dem Falle iſt, den fortſchreitenden Verfall der Städte und Dörfer wahrzunehmen und aus der Größe der Kirchhöfe bei kleinen Ortſchaften, aus leer ſtehenden Häuſern und Ruinen auf die wachſende Entvölkerung des Landes zu ſchließen: ſo erfreut man ſich in Keſán einmal der entgegengeſetzten Erſcheinung. Ich habe nicht erfahren, wie viel Griechen und wie viel Türken das Städtchen bewohnen, aber man hat mir einen Vorfall erzählt, der auf die Blüthe dieſes Orts bedeutend gewirkt zu haben ſcheint und ſich erſt vor wenigen Jahren zutrug. Damals lag am Wege nach Enos, eine Stunde von Keſán entfernt, ein wohlhabendes Dorf. Der Name deſſelben wurde mir nicht bekannt, es ſcheint jedoch das nämliche zu ſein, welches auf den Charten Kiescaban genannt wird. Als ich in die Gegend kam, ſah ich eine Menge von Grabſteinen, aber keine Spur von Häuſern. Der Ort war von der Erde vertilgt, nicht durch Brand oder Krieg, ſondern in Folge der Geſchichte, die ich wiederzuerzählen im Begriff bin. Ein Vertrauter des Gouverneurs von Enos war von dieſem beauftragt, eine Zahlung von 20000 Piaſtern in Málgara zu betreiben und ihm dieſe Summe zu überbringen. Nachdem er ſein Geſchäft glücklich vollbracht hatte, befand er ſich auf dem Rückwege nach Enos. Unbeſorgt und weil man die Straße für ſicher hielt ohne Begleitung, ruhte er am Abſinthos in der Nähe von Kiescaban aus. Dort wurde er von Räubern überfallen, beraubt und ermordet. Da man den Verbrechern nicht auf die Spur kommen konnte, ſo verlangte der türkiſche Voivode von dem Dorfe, weil es dem Schauplatz des Verbrechens zunächſt lag, vollen Schadenerſatz. Dieſes weigerte ſich zu zahlen, die Sache

wurde klagbar und gelangte vor die höchſten Tribunale. Dem Voivoden wurde die Rechtmäßigkeit ſeiner Forderung zuerkannt, und da die Gemeinde ſich für zahlungsunfähig erklärte, ſollten Zwangsmaßregeln angeordnet werden. Hierauf beſchloſſen die Bewohner des Dorfs, Heimath und Beſitzthum aufzugeben und ſich anderswo anzuſiedeln. Sie zerſtörten ihre Häuſer, zogen mit ihrer beweglichen Habe nach Keſán und entledigten ſich dadurch aller weitern Anſprüche. Eine ſolche Ueberſiedelung ganzer Gemeinden, die auch in Folge von Erpreſſungen türkiſcher Gewalthaber nicht ſelten ſich ereignen ſoll, findet dort viel weniger Schwierigkeiten, als bei uns der Fall ſein würde. Die Häuſer jenes Dorfs hatten vielleicht einen geringern Werth, als die freilich unbedeutende Forderung des Voivoden, um ſo mehr, als ſie das nutzbare Material zum Bau ihrer neuen Häuſer in Keſán mit ſich führen konnten. Da außerdem nach türkiſchem Geſetze jedem Unterthanen frei ſteht, unbenutztes Land urbar zu machen, und ſich daſſelbe ohne beſondere Laſten anzueignen, ſo wird man ſich im Beſitz von Vieh und Geräthſchaft auch an einem neuen Wohnorte leicht durch Ackerbau ernähren können. Der Voivode aber, unter deſſen Schutz ſich die Anſiedler ſtellen, wird ſich freuen, ſeine Einkünfte durch die Ankunft der Fremden vermehrt zu ſehen.

Die eigenthümliche Verpflichtung einer Gemeinde zum Schadenerſatz, die hiebei zur Sprache kam, hat für den Reiſenden ein beſonderes Intereſſe. Jedes Dorf iſt, ſo lange er verweilt, an deſſen Sicherheit betheiligt, und dieſe Theilnahme wächſt in dem Grade, als man dem Fremden Anſehen und Einfluß zuſchreibt. Denn darnach urtheilen dieſe Leute und fragen ſich, ob er nach einem Unglücksfalle den Ferman, welcher der Gemeinde die Entſchädigung auferlegt, werde erwirken können, und wie viel ſein Leben und ſeine Güter werth ſeien. Was anderswo reizen würde, ſchreckt hier der Conſequenzen wegen ab. Wenn es anderswo für klug gilt, in unſichern Gegenden einen unſcheinbaren Kittel zu tragen, ſo iſt es hier hingegen angemeſſener, mit der Freundſchaft eines Paſcha zu prunken. Da die Gemeinden die jedesmalige Anzahl der Wegelagerer kennen und in der Regel

mit ihnen in Verkehr ſtehen, ſo verhindern ſie nicht ſelten aus eignem Intereſſe Gefahren, von denen der Reiſende keine Ahnung hat oder erſt ſpät erfährt. So wie das öſtliche Thracien für ebenſo ſicher gehalten werden kann, wie Ungarn oder Italien, ſo bin ich auch ohne beſondere Vorſicht bis Enos gereiſt, in dem guten Glauben, daß hier nichts zu beſorgen wäre, und ich bin erſt in der Folge zu der Einſicht gelangt, wie ſehr die Sicherheit in den griechiſchen Provinzen Rumeliens von zufälligen Umſtänden abhängt und wie die verrufenſten Diſtricte an die friedlichſten grenzen.

Die Griechen von Keſán benahmen ſich zuvorkommend gegen mich, ohne mir läſtig zu fallen, aber auf Fragen über Verkehr und Lebensart vermieden ſie auch, mir glaubwürdige Nachrichten mitzutheilen. Des Abends verſammelte ſich im Han eine große Anzahl, die ſich auf ihre Weiſe lärmend bei der Pfeife unterhielten. Nachdem ſie viel Wein getrunken hatten, der hier von trinkbarer Beſchaffenheit iſt, begannen ſie in den abſcheulichſten Mißtönen Chöre und Geſänge anzuſtimmen und hörten mit ſolchem Treiben erſt gegen Morgen auf.

25. Mai. Da meine Beobachtungen über die Vegetation von Keſán's Umgebungen geſtern vollendet waren, ſo hatte ich meine Abreiſe auf den frühen Morgen feſtgeſetzt. Schon waren die Pferde bereit, als der Poſtmeiſter erklärte, ich müſſe ſtatt der geſetzlichen 48 Piaſter für den Weg nach Enos 72 zahlen, indem er keinen andern Grund anführte, als daß es ſo üblich ſei. Dieſe Forderung ſetzte Dimitri in Harniſch. Seine Vorſtellungen blieben jedoch Anfangs ohne Erfolg, und er ſetzte ſich den Mißhandlungen einiger Türken aus, die auf die Seite des Poſtmeiſters traten. Zuletzt erklärte er dem Voivoden, der eben ſo wenig mich zu unterſtützen geneigt war, ſo unbedeutend die Sache auch ſei, ſo wären wir doch nicht gemeint, uns um einen einzigen Para mit Gewalt übervortheilen zu laſſen. Wir würden daher eine Beſchwerde nach Conſtantinopel ſenden und ſo lange in Keſán bleiben, bis Beſcheid eingelaufen ſei. Wem alsdann die Koſten unſeres Aufenthalts und die Entſchädigung für den Zeitverluſt von zwanzig Tagen zur Laſt fielen, würde er leicht vor-

ausſehen. Daß eine ſo eitle Drohung den gewünſchten Erfolg hatte und plötzlich das Benehmen des Voivoden umwandelte, liegt eben ſo ſehr im türkiſchen Character begründet, als ſein herriſches und vornehmes Weſen, ehe ihm Dimitri zu imponiren verſtanden hatte.

Die Entfernung von Keſán und Enos kann nach der Länge der Poſtſtraße, die zu 12 t. Stunden berechnet wird, nicht richtig geſchätzt werden. Denn um im Winter die überſchwemmten Wieſen und Sümpfe des Maritzadelta zu vermeiden, iſt ſie in einem Bogen angelegt, der ſo weit nach Süden reicht, daß er in die Nähe des Meerbuſens von Saros über die Küſtenberge führen ſoll. Da die Wieſen jetzt ſchon hinlänglich abgetrocknet waren, ſo ritten wir in ziemlich gerader Linie nach Enos und langten dort nach neun Stunden an, ohne auf den erſten ſieben Stunden dieſes Wegs weder irgend ein Dorf noch einen Han zu berühren. Um 7ʰ hatten wir Keſán verlaſſen.

Sobald man in öſtlicher Richtung von den Defileen von Keſán herabkommt und die Ebene erreicht, dehnt ſich eine weite Wieſenfläche aus, welche mehr als vier Stunden lang theils an das Küſtengebirge ſtößt theils in die ſumpfige und reich bewäſſerte Niederung übergeht, welche auf den Charten zum Meerbuſen von Enos gemacht wird, während die Bewohner dieſer Stadt die Gewäſſer derſelben zur Maritza zählen. Dazu werden ſie auch durch den Umſtand berechtigt, daß die nördlich und nordöſtlich von Enos befindlichen Waſſeranſammlungen ſüß oder nur halbſalzig ſind, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Maritza einen großen Theil dieſes ehemals vielleicht vorhandenen Meerbuſens ausgefüllt und in ein weidenreiches Stromdelta umgewandelt hat. Obgleich die Nachrichten, welche ich hierüber einzog, mir ſelbſt nicht genügen, ſo lehrte mich wenigſtens ſo viel der Augenſchein, daß man auf dem Wege von den Bergen bei Zinezzeköi bis Enos zur Rechten nur einen langſam fließenden Strom von faſt trinkbarem Waſſer hat, deſſen gegenüberliegendes Ufer durch einen Wald von Schilf und Binſen eingefaßt in eine weite Ebene übergeht. Dieſer Strom hat nur eine ſchmale Waſſerbreite und mündet dicht vor Enos in deſſen ſeichten Hafen. Auch ward

mir unweit Zinezzeköi die Gelegenheit zu Theil, von einer Höhe, welche die Gegend beherrſchte, nach Norden zu blicken, und ſo weit das Auge reichte, ſah ich nur binſenbedeckte Sumpfinſeln aus engen Waſſercanälen hervortreten. Es erſchien mir, wie eine Wiederholung des Donaudelta. Indeſſen iſt der Raum, welchen der Golf von Enos auf den Charten einnimmt, ſo beträchtlich, daß es immerhin möglich bleibt, im Mittelpunct deſſelben befinde ſich noch jetzt eine ausgedehnte Waſſerfläche, welche ich wegen zu geringer Höhe meines Standpuncts nicht erblicken konnte. Wahrſcheinlich ſind dieſe Zweifel ſchon durch die Charte von Copeland gehoben, die mir leider nicht zu Geſicht gekommen iſt *). Für meinen gegenwärtigen Zweck genügt die Beſtimmung, daß die Ebene, durch welche mein Weg von Keſán nach den Küſtenbergen von Enos führte, gegen Nordweſten bis an die Maritza reicht.

Ich durchſchnitt den ſüdlichſten Theil dieſer Fläche: denn nur im Abſinthosthal ſetzt ſie ſich gegen Ibridſi fort. Weſtlich von dieſem Fluſſe wird ſie durch den Bergrücken begrenzt, von dem ich oben angegeben habe, daß er durch zwei ſtumpfe Spitzen ſich auszeichne. Er zieht ſich gegen Südweſten fort und vereinigt ſich dort mit der Küſtenkette von Saros. Dieſe ſteht wiederum in der Gegend des 44ſten Meridians mit den Bergen von Enos in Verbindung, die ſich von Ceriban gegen Caraplacaköi **) erſtrecken, und auf dieſe Weiſe wird die Ebene im Weſten geſchloſſen.

Wenn ich von den Hügeln bei Keſán einen großen Theil

---

*) Inzwiſchen finde ich bei Webber Smith (a. a. O. S. 60) bereits die Angabe, daß der größte Durchmeſſer der Bai von Enos nur ungefähr drei engliſche Meilen betrage, und daß der vermeintliche Meerbuſen der Lapie'ſchen Charte nicht exiſtirt. Dieſe Nachrichten, welche meine Vorſtellungen völlig beſtätigen, beruhen ohne Zweifel auf Copeland's Küſtenaufnahme, und beſtimmen zugleich, daß der durch eine Lagunenbank geſchützte Hafen noch mit einer kleinen Bai in Verbindung ſteht. Auffallend iſt, daß er dabei den unmittelbar neben Enos in den Hafen mündenden Maritzaarm nicht zu kennen ſcheint.

**) Dieſe Ortsnamen ſind der Cotta'ſchen Charte entnommen.

dieſer horizontalen Fläche überblickte, und darin die Zeichen der Fruchtbarkeit und des Ackerbaus zu erkennen vermochte, ſo beſteht hingegen ihr Südrand nur aus Wieſengrund. Auf dieſen Wieſen, deren hoher Graswuchs und feuchter Humusboden ſie von den Weiden des Plateaus von Málgara unterſcheidet, ſah ich viele Heerden von Büffeln und Rindvieh. Ich erinnerte mich einer Bemerkung, die ich ſchon früher in Bezug auf die Wieſen bei den ſüßen Waſſern von Conſtantinopel aufgezeichnet habe. Die Phyſiognomie der Maritzawieſen gleicht eben ſo ſehr dem Typus von Nordeuropa. Von vier Gräſern, welche die Hauptbeſtandtheile des Graswuchſes bildeten, gehörten auch zwei zu den gemeinſten Arten unſerer Wieſengräſer: die beiden andern ſind hingegen Glieder der ſüdeuropäiſchen Flora. Unter dieſen Gräſern kamen Trifolien und Ranunkeln nicht häufiger, als bei uns vor. Nicht minder bedeutend erſchien eine ſolche Uebereinſtimmung an ſumpfigen Orten, wo Cyperaceen auftraten oder Alisma und Iris *) ſich in den gewöhnlichen Formen zeigten.

Um 9ʰ 15′ erreichte ich ein kleines Gehölz, deſſen Bäume, Eichen und Hainbuchen viel hochſtämmiger waren, als ich bis jetzt in Thracien geſehen, wenn ich die Platanen in und neben den Ortſchaften und die Cypreſſen der Friedhöfe ausnehme. Weit ragten jene Stämme aus dem Unterholz hervor, aber auch in der Folge blieb der Anblick hochwüchſiger Eichen auf meiner Reiſe durch Thracien eine Erſcheinung, die ſich nicht wiederholte. An der andern Seite des Wäldchens fließt der Abſinthos oder der ſtärkſte Zufluß deſſelben, den ich um 9ʰ 30′ durchritt. Es iſt ein ſchmaler Fluß, deſſen Waſſer nicht bis an die Steigbügel reichte. Von hieraus wird das Terrain ſumpfiger.

Aber da wir uns nunmehr in der Nähe des oben erwähnten Bergrückens befanden, ſo ritten wir ſtets am Fuße von deſſen Erhebungen, um die Sümpfe zu vermeiden, die von Zeit zu

---

*) Poa pratensis L. Dactylis glomerata L. — Aegilops ovata L. Bromi sp. ex sect. Br. madritensis. — Scirpus sylvaticus L. Carex Fontanesii Poir? — Alisma Plantago L. Iris pseudacorus L.

Zeit zur Rechten ſichtbar wurden. Erſt um 10ʰ wendeten wir uns wieder nach Weſten und durchſchnitten zwei Stunden lang die Wieſenfläche.

Kein Dorf, keine Hütte, kein Menſch war hier zu ſehen. Ein ſcharfer Nordweſtwind wehte uns entgegen, aber er milderte die Schwüle des Mittags nicht. Als wir ſo einſam und erſchöpft fortritten, ſahen wir drei Fußwanderer uns entgegen kommen. Schon von Weiten erkannte ich, daß einer von ihnen ein Derwiſch war. Ich ritt voran, und als ſie uns nahe waren, kamen ſie an mein Pferd und riefen: »Bakſchiſch *),« indem der Derwiſch die Arme ausſtreckte, um ein Allmoſen zu empfangen. Ich war im Begriff, meine Börſe zu ziehen, als Dimitri herbeiſprengte, einige Para's den Fremden hinwarf und meinem Pferde einen ſolchen Schlag mit der Peitſche verſetzte, daß das muthige Thier unverſehens mit mir fortgalopirte. Nachher entſchuldigte er ſich und meinte, es ſei gefährlich, ſolchen Leuten Geld zu zeigen. Allerdings habe ich ſpäter gehört, daß die Klephten häufig die Liſt gebrauchen, die Reiſenden mit ſolchen Worten anzuſprechen, ſie dadurch ſicher zu machen und den Widerſtand zu vereiteln, den ſie finden würden, wenn ſie gleich Anfangs ſich einen gewaltſamen Angriff erlaubten.

Um Mittag befand ich mich am Fuße des ſchon erwähnten Gebirges **) von Enos, welches von hieraus als eine quer der Ebene vorgelagerte Kette erſcheint, deren höchſte Erhebung am ſteilen Nordende liegt, von wo der Kamm nach Süden ſich fortzieht und ſich mit den übrigen Bergzügen vereinigt. Um die höhern Spitzen zu vermeiden, ritten wir hier in einer Schlucht nach Südweſt und gewannen von da einen Paß, der auf die Höhe des Gebirgs führte. Wenn es von unten als eine einfache Kette erſchien, ſo erhält man oben eine ganz verſchiedene Anſchauung. Es zeigt ſich ein großes Plateau von unregelmäßiger Oberfläche, deſſen Länge dem Abſtande von Ceriban ***) und

---

*) Eine Gabe, ein Trinkgeld.

**) Tſchatal-tepé, d. h. Gabelberg.

***) Etwa wo Ceriban liegt, habe ich am Eingange auf das Plateau einige Hütten berührt, deren Namen ich nicht erfahren habe.

Caraplacaköi der Charten entſpricht, und deſſen Breite drei Stunden beträgt. Dieſes Viereck, das ſich einem Quadrate nähert, wird im Durchſchnitt eine Höhe von 4—600′ haben. Seine Ränder werden größtentheils durch kettenförmig geordnete Berge umgürtet, die aus dem Plateau allmählig ſich erheben und nach der Außenſeite tief und ſchroffer abfallen. Die höchſten liegen im nordweſtlichen Winkel des Gebirgs und ſind wahrſcheinlich gegen 1200′ hoch *). Dieſer Bergrand, der das Plateau nach allen vier Seiten wallförmig umgiebt, iſt an einzelnen Stellen, namentlich gegen Südweſten unterbrochen. Durch dieſe Einſchnitte erblickt man vom Plateau den Meerbuſen von Saros, das aegaeiſche Meer und die Inſel Samothrake. Einige Puncte der Straße ſind ſo günſtig gelegen, daß man auch nach Südſüdoſt einen freien Durchblick gewinnt. Ich ſah unter dieſen Umſtänden nicht bloß die Küſte des Cherſones, ſondern auch eine äußerſt ferne Bergſpitze, die zum Syſtem des aſiatiſchen Ida zu gehören ſcheint. Auch nach Weſten breitete ſich bald das Vorland von Enos vor mir aus, das zwar von kleinen Lagunen durchſchnitten doch noch eine fruchtbare Ebene am Fuße des Gebirgs ausmacht.

Die Gebirgsart iſt mannigfach. An den Abhängen ſteht Kalkſtein und Schiefer an. Aber die Hauptmaſſe beſteht aus einem rothen, dichten Fels, der nicht geſchichtet iſt, häufig ſich zu Steinblöcken verſtreut und wunderlich geformte Abſtürze bildet. Schroffere Formen im Großen zeigt dies Geſtein am nordweſtlichen Bergrande, wo am Paſſe zwiſchen zwei Höhen ein maleriſch gelegenes Kloſter den überraſchendſten Geſichtspunct gewährt. Uebrigens iſt das Plateau einförmig und faſt ohne Cultur. Die Vegetation beſteht theils aus Gebüſch theils aus Weiden. In den Schluchten wächſt ſüdliches Geſträuch, und Acanthus **) zeigte ſich in Knospen.

*) Nach Copeland's Meſſung erhebt ſich der Tſchatal-tepé 1305′ engliſche Fuße.

**) Acanthus mollis L., in Geſellſchaft von Colutea arborescens L.

Um 4h erreichte ich beim Dorfe Amidalliak*) den Fuß dieſes Gebirgs. Acht Stunden ohne Speiſe und Trank hatten mich ſehr ermüdet, da die Hitze groß war und die friſche Luft von Keſán mich verwöhnt hatte. Die Schwüle bei heftigem Winde war für meine Nerven noch ein fremdes Phänomen. Ich ſendete den Poſtillon in das Dorf, um Wein oder Milch zu erhalten: allein es fand ſich, daß weder Han noch Caffeehaus darin waren und daß ich auf jede Erfriſchung verzichten müſſe. Nach 70′ traf ich indeſſen in Enos ein. Es iſt eine große Stadt, die mir nicht kleiner als Rodoſtó zu ſein ſchien. Sie iſt faſt durchaus griechiſch und hat nur eine Moſchee. Da Dimitri hier Bekanntſchaften hatte, ſo wendete er ſich an ein ihm befreundetes Kloſter, um Logis für mich zu erhalten. Man hatte jedoch über die Fremdenzimmer deſſelben ſchon anderweitig verfügt und ſo wurde ich in ein Nachbarhaus gewieſen, das einer zum Elend dürftigen Griechin gehörte.

*) Auf der Cotta'ſchen Charte reichen die Lagunen bis an dies Dorf, was ganz fehlerhaft iſt. Vergl. meinen Plan (Taf. II.).

Sechſtes Capitel.

Aufenthalt in Enos.

Hafen von Enos. Seeräuberei. Vorbereitungen zur Ueberfahrt nach dem Athos. Beſchreibung der Stadt. Vegetation an den Lagunen. Hinblick auf Samothrake und auf die umliegende Küſte. Die Kloſterberge und deren Vegetationsverhältniſſe.

Der Hafen von Enos iſt zwar nach Art der Lagunen durch einen ſchmalen Landſtreifen geſchützt, allein er iſt ſo ſeicht, daß die größern Schiffe außerhalb der Erdzunge vor Anker gehen müſſen. Dazu kommt noch ein größerer Nachtheil, den die Geſtalt der Küſte mit ſich bringt. Die Schiffe können nur bei nördlichem oder öſtlichem Winde auslaufen und der regelmäßige Wechſel von Land- und See-Wind ſcheint hier häufig unterbrochen zu werden. Dieſe Verhältniſſe, welche durch die zunehmende Verſchlammung der Maritzamündung von Jahr zu Jahr ungünſtiger werden, ſind ein unüberwindliches Hinderniß für das Emporblühen von Enos, obgleich die geographiſche Lage dieſer Stadt als dem natürlichen Emporium für Bulgarien weit größere Vortheile darbietet, als Gallipoli oder Rodoſtó beſitzen. In der That beſchränkt ſich der Handel, der die Griechen von Enos ernährt, größtentheils auf Küſtenſchifffahrt, die auf dem ruhigen Meere in offnen Barken betrieben wird. Dieſe kleinen Segel-

boote ſind gewöhnlich Eigenthum der Schiffsleute und werden von den Kaufleuten je nach ihrem Bedarf gemiethet.

Anhaltende Weſt- oder Süd-Winde haben daher zur Folge, daß die meiſten Barken, die an dieſen Küſten fahren, ſich allmählig im Hafen von Enos verſammeln, und daß, wenn der Wind ſich nicht ändert, die Schiffer nach und nach ihre Baarſchaft verzehren und in Noth gerathen. Solche Umſtände bewirken bei dem gemeinen Griechen nicht ſelten den raſchen Entſchluß, ſich der Seeräuberei zu ergeben. Es genügt, daß ein verwegener und in Gefahren gereifter Mann die Leidenſchaft zu entflammen weiß, um eine Anzahl von Matroſen zu verſammeln, die bereit ſind, für Gewinn und ungebundenes Leben Alles auf's Spiel zu ſetzen. Ich unterhielt mich über dieſe Verhältniſſe mit einem gebildeten Griechen, der ehemals Kaufmann in Enos geweſen war, und verwunderte mich, wie geringe Schuld er einer Lebensart beimaß, welche ſtets mit den abſcheulichſten Grauſamkeiten verbunden iſt. Er rühmte die Sittlichkeit, die jetzt bei ſeinen Landsleuten herrſche, und meinte, daß kein Volk als das griechiſche ſich ſo geſetzmäßig betragen würde, da der Verdienſt in den letzten Monaten ſchlecht geweſen ſei und viele Schiffer ohne Brod in Enos da lägen. Er ſagte, die Verſuchung ſei groß, und, wenn junge Männer in Gefahren Gewinn oder nur Unterhalt ſuchten, dünke ihm das einigermaßen verzeihlich.

Indeſſen war dieſes Lob des griechiſchen Characters nicht einmal begründet, da eben damals noch eine der kühnſten Banden von Piraten mit mehren Schiffen ihr Unweſen auf dem Meere zwiſchen Volo und Enos trieb, bereits zwei Jahre lang unangefochten gehauſt und ſogar eine förmliche Niederlaſſung auf einer der unbewohnten Teufelsinſeln gegründet hatte, wo ſie im Laufe dieſes Sommers von der griechiſchen Marine überfallen und größtentheils aufgehoben wurde. Es war jedoch augenſcheinlich, daß, während die Eigenthümer der Barken das hohe Meer ſorgſam vermieden, die griechiſchen Kaufleute entweder aus Furcht oder aus Nationaleitelkeit dieſe Gefahren verleugneten und die verübten Gräuel in Abrede ſtellten. Als ich dem Proeſtos der Griechen von Enos meine Aufwartung machte, befragte ich ihn,

ob ich auf der Fahrt von Enos nach dem Athos nichts von Seeräubern zu befürchten hätte, und er verſicherte, alle Erzählungen, die man davon höre, ſeien durch das Gerücht entſtellt und übertrieben, er werde von allen Vorfällen in Kenntniß geſetzt, und könne bezeugen, daß einen Fall auf der Höhe von Volo abgerechnet ſeit langer Zeit ſich nichts der Art ereignet habe. Allein mein Schiffer wagte ſpäterhin nicht in gerader Linie von Enos nach dem Athos zu ſteuern und wich, ſo oft er eines Segels anſichtig wurde, nach der thraciſchen Küſte aus.

Als ich in Enos eintraf, war durch den Weſtwind, der faſt vierzehn Tage ohne Unterbrechung geweht hatte und ſich erſt jetzt in Nordweſt umſetzte, eine Anzahl von einigen zwanzig Barken verſammelt. Ich erfuhr ſogleich, daß zwei Mönche vom Athos ſchon eine Woche lang auf günſtigen Wind warteten, um nach Hauſe zu fahren. Sie hatten Plätze in einem der kleinſten Boote gemiethet und ich überredete den Schiffer, mich in dieſer Geſellſchaft für 100 Piaſter mitzunehmen. Unſere Uebereinkunft erregte jedoch großes Mißbehagen unter den übrigen Seeleuten. Sie meinten, ich wäre der Mann, durch den einer von ihnen eine größere Summe verdienen müſſe. Ich könne leicht gezwungen werden, eine große Barke für mich allein zu nehmen, wofür der zehnfache Preis gefordert ward. Wiewohl ich aus Vorſicht nach abgeſchloſſenem Handel einen Theil meines Gepäcks hatte in's Schiff tragen laſſen, ſo ſiegte doch der Gemeinſinn, und mein Schiffer erklärte unter nichtigen Vorwänden, daß er mich im Stiche laſſen müſſe. Ich ſprach den türkiſchen Voivoden um Schutz an und erreichte dadurch meine Abſicht zum großen Mißvergnügen der Griechen. Man unterließ ſogar nicht mich durch Drohungen zu ſchrecken und gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß unter der Menge von entſchloſſenen Seeleuten, die ſich jetzt in Enos befänden, leicht Einige ſein möchten, die meine Fahrt nach dem Athos zu einer reichlichen Entſchädigung für ausgeſtandene Mühſal zu benutzen verſtänden. Ich wußte ſehr gut, daß dergleichen in einer großen Barke wie in einer kleinen mir begegnen könne und achtete daher auf ihre Vorſtellungen nicht. Um ſo verdrießlicher aber war es, daß der Wind eine ſchleunige Ab-

reiſe vereitelte. Ich wurde dadurch genöthigt, vier Tage in Enos zu bleiben, und da ſich des Morgens einige Male Nordoſtwind einſtellte, der jedoch nach kurzer Weile wieder zurückſprang, ſo erlaubte mein Schiffer nicht, daß ich mich länger als ein bis zwei Stunden aus der Stadt entfernte. Ich konnte mich daher nur in den nächſten Umgebungen umſehen und erſt den letzten Tag, als die Ausſichten noch ungünſtiger waren, wie bisher, und ich mich faſt entſchloſſen hatte, zu Lande über Fered weiterzureiſen, verwendete ich zu einer intereſſanten Wanderung durch einen Theil des Tſchatal-tepé. In der Nacht, die darauf folgte, ſetzte ſich jedoch der Wind um und wir konnten am andern Morgen abreiſen.

Enos war von allen Städten, die ich bis dahin in der Türkei geſehen, die reinlichſte und am beſten gebaute. Die Häuſer ſind anſehnlicher und häufig mit Giebeln oder Erkern verſehen. Nirgends ſtößt man, wie in Conſtantinopel, auf die Trümmerſtätten niedergebrannter Häuſer, deren Reſte dort nicht ſelten Jahre lang liegen bleiben, ehe man an den Wiederaufbau denkt. Auch in Enos ſah ich die Spuren einer Feuersbrunſt, aber die neuen Häuſer waren ſchon wieder aufgerichtet. Die Stadt liegt auf einer Landzunge zwiſchen dem Hafen und einer der Lagunen. Sie iſt daher auf einen ſehr engen Raum zuſammengedrängt, aber dennoch beſitzen die meiſten Häuſer einen Obſtgarten, worin die edelſten Südfrüchte gedeihen. So erſcheint in mehren der engen Gaſſen neben den dunkel gefärbten Wohnungen der Raja's eine freundliche, bunte Verzierung, wenn über die Gartenmauern blühende Granatäpfel und Feigenbäume hervorragen oder das ſilberfarbige Laub des wilden Oelbaums ſich an ſchlanken Zweigen über die Straße ausbreitet. Uebrigens hat Enos ein finſteres und menſchenleeres Anſehen, woraus man nicht auf den Verfall des Orts, ſondern auf die Lebensart ſeiner Bewohner ſchließen kann. Auch der Bazar iſt keineswegs reichlich ausgeſtattet, und Fleiſch iſt nur des Morgens früh zu kaufen. Aber wie es von einer Stadt, die nur durch den Tranſitohandel lebt, erwartet werden kann, ſo concentrirt ſich alles Leben am Hafen. Ein breiter Quai erſtreckt ſich vom Eingang bis zum Ende des Orts.

Hier drängen ſich Matroſen und Handelsleute, hier ſieht man gefüllte Caffeebuden, Kornſpeicher und Magazine, und indem ſich alle Zeichen eines lebhaften Verkehrs auf einem Puncte vereinigen, ſo täuſcht man ſich leicht über die Größe und Bedeutung der Stadt. Es ſetzte mich in Erſtaunen, als der Proeſtos mir erklärte, daß Enos nur 6000 *) Einwohner zähle, von denen ⅚ Griechen ſind und manche ſich des Rufs begüterter Kaufleute erfreuen. Die türkiſche Bevölkerung iſt ſehr gering und nur das Caſtell, welches an der Südſeite der Stadt auf einer Anhöhe liegt und von den Voivoden bewohnt wird, bezeugt die Gegenwart des herrſchenden Volks. Es iſt nach Art des Serails in Conſtantinopel von hohen Mauern umgeben und könnte zur Vertheidigung von Stadt und Hafen dienen.

Ich beſuchte zuerſt die ſchmalen Lagunenzungen, die bei höherm Wellenſchlage von den Fluthen überſtrömt ſich als ſchmale Landſtreifen in das Meer hinausſchieben. Aehnliche Küſtengebilde, deren Widerſtand gegen die Stürme man ſchwer begreift, ſollen bei Venedig eine Mannigfaltigkeit von Gewächſen hervorbringen, aber hier fand ich ſie ſumpfig, unfruchtbar und nur von wenigen geſelligen Pflanzen **) bewachſen. Eine dieſer Erdzungen iſt eine unmittelbare Fortſetzung der Hafenſtraße und dehnt ſich an ihrem äußerſten Ende zu einer ſandigen Fläche aus. Dort ſind einige offene Baraken errichtet, die Quarantaineanſtalt von Enos. Es lagen damals nur wenige große Schiffe vor dem Hafen. Aber gerade als ich mich dort befand, langte ein Kauffahrer aus Alexandrien an. Er brachte die Nachricht, daß dort die Peſt ausgebrochen ſei, und wurde demzufolge zur Quarantaine verurtheilt. Wahrſcheinlich war es das erſte Mal, daß dieſe Maßregel hier in Ausführung gebracht wurde, allein da die Anſtalten keineswegs einen wirkſamen Erfolg verſprachen, ſo mußte man beſorgen, daß

---

*) Hiermit ſtimmen auch die Nachrichten von Webber Smith (a. a. O.) überein, der 1300 griechiſche, 150 türkiſche und 50 von Zigeunern bewohnte Häuſer rechnet.

**) z. B. Carex divisa Huds. Hordeum maritimum With. Cochlearia Armoracia L. Spergularia marina Pers.

die Hoffnung, der ſich Viele bei dieſer Neuerung überließen, in einer wirklichen Gefahr nicht würde gerechtfertigt werden. Die Araber machten es ſich in den Baraken möglichſt bequem, Lebensmittel wurden ihnen mit der üblichen Vorſicht dargereicht, doch nur eine einzige Schildwache unterſagte den Verkehr zu Waſſer und zu Lande. Da jedoch die Kähne im Hafen beſtändig dicht vorüberfuhren, ſo war leicht vorauszuſehen, daß bei eintretender Nacht jeder aegyptiſche Matroſe nach Belieben die Stadt würde beſuchen können.

Nach dem Lande zu fand ich die Küſtenebene von Enos in reichlicher Cultur, ſowohl an Korn und Gemüſe, als an ſorgfältig abgewäſſerten Viehweiden. Die Spatziergänge an den Lagunen gewährten mehre anziehende Proſpecte. Statt der Platanen, deren breite Krone ſo oft ein gefälliges Laubdach verbreitet, iſt es hier die griechiſche Pappel *), die in gewaltigen Stämmen am Ufer der Lagune die anſehnlichſte Baumgruppe bildet. An Höhe ſteht ſie ihrer lombardiſchen Schweſter nicht nach, aber im Wuchs und Laube gleicht ſie der deutſchen. In der Nähe wachſen Bäume von ſehr eigenthümlichem Anſehen. Ihre Krone zeigt eine bläuliche Silberfarbe, jedoch matter und glanzloſer, als beim wilden Oelbaum. Die nadelförmigen Blätter ſind den jungen Trieben der Cypreſſe nicht unähnlich, allein die Zweige bleiben einfach, breiten ſich nach allen Seiten wie ſtraffe Ruthen aus und ſind mit unzähligen Blumenrispen beladen, deren winzige fleiſchfarbige Blüthen erſt bei näherer Betrachtung erkannt werden mögen. Es iſt eine Art der Tamariske **), allein ihr ſtarker 20′ hoher Stamm trennt ſie weit von dem gewöhnlichen Gebüſch dieſer Gattung, das ſich vom Boden aus verzweigt, oder doch nur ſelten unter günſtigen Umſtänden einen kurzen Stamm abzuſondern vermag.

Uebrigens bot die flache Umgegend von Enos dem Botaniker wenig Intereſſe dar. Eine Menge von Unkräutern bedeckte die

---

*) Populus graeca Ait.

**) Tamarix parviflora DC. (T. articulata W. nec Vahl. Thuja aphylla L.).

Felder, es iſt indeſſen bekannt, wie wenig in einer ſolchen Vegetation die europäiſchen Länder ſich unterſcheiden, und wie beſtimmte Pflanzen überall, hat einmal die Cultur die urſprünglichen Gewächſe vertilgt, die Saaten des Landmanns zu begleiten pflegen. So finden ſich denn auch hier in einem Verzeichniſſe, welches 28 *) der am häufigſten auf den Aeckern von Enos wuchernden Arten aufzählt, 18 auch über die norddeutſchen Brachfelder und Raine verbreitet und die übrigen ſind wiederum in Italien anzutreffen. Ihre Samen gelangen mit dem Saatkorn aus einer Gegend in die andere und wachſen und vermehren ſich, in ſo weit ihre Lebensſphäre dem fremden Clima entſpricht. Und ſo erheiſcht die Kunde ihrer urſprünglichen Heimath für den einzelnen Fall eine beſondere Unterſuchung.

Wenn man ſich früh am Tage an das Ufer des Meers begiebt und die jenſeitigen Küſten von der Morgenſonne am günſtigſten beleuchtet werden, ſo muß man ſich billig über die Durchſichtigkeit der griechiſchen Atmoſphäre verwundern, welche auch die entlegenſten Puncte in das Geſichtsfeld treten läßt, ſo weit es die Wölbung der Erde nur geſtattet. Denn zweimal habe ich von dieſem niedrigen Standpuncte den Berg Athos mit völliger Deutlichkeit rechts von der Inſel Samothrake geſehen, und zwar nicht als einen unbemerklichen Punct, den man mit dem Fernrohre ſuchen müßte, ſondern wie eine Pyramide, die glänzend aus den Fluthen hervortaucht und von Jedermann mit unbewaffnetem Auge unterſchieden wird. Bei günſtigem Winde bedarf der Küſtenfahrer, der in gerader Linie von Enos nach dem Athos

---

*) Barbarea vulgaris Br. Erysimum orientale Br. Sisymbrium Sophia L. Lepidium Draba L. Capsella Bursa pastoris DC. Erodium cicutarium l'Hér. var. glutinosa. Malva sylvestris L. M. rotundifolia L. Fumaria officinalis L. Euphorbia helioscopia L. Potentilla reptans L. Conium maculatum L. Galium Aparine L. Carduus crispus L. Asperugo procumbens L. Plantago major L. Pl. Coronopus L. Urtica pilulifera L. — Ranunculus muricatus L. Medicago orbicularis L. M. scutellata L. Torilis nodosa Gärtn. Anthemis altissima L. Nicotiana rustica L. Anchusa undulata L. A. italica Retz. Rumex pulcher L. Triticum villosum M. B.

ſegelt, einer Fahrt von 24 Stunden, und man kann die Entfernung auf 22 g. Meilen ſchätzen. Wäre die Luft unſerer Heimath ebenſo klar als dort, ſo müßte z. B. die Rieſenkoppe am Spreewalde ſichtbar ſein, oder der Brocken, wenn er erhaben genug iſt, um in ſolcher Entfernung aus dem Horizonte hervorzuragen, müßte zu Lüneburg und jenſeits Brandenburg erkannt werden können. Die Brockenſpitze kann ein ſcharfſichtiges Auge auch an den hellſten Tagen nicht weiter als auf zwölf g. Meilen Entfernung wahrnehmen, vorausgeſetzt daß der Standpunct in der Ebene liegt, wie auf dem Wege von Celle nach Hannover. Aus einer ſolchen Vergleichung kann man ſich denn eine beiläufige Vorſtellung von der Verſchiedenheit der Himmelsſtriche in dieſer Beziehung entwerfen.

Es mag wohl keinen Ort im ganzen Archipel geben, wo der Schiffer ſich ganz einſam zwiſchen Himmel und Waſſer befände und nicht durch irgend einen Inſelberg oder eine Küſte für ſeinen Curs eine feſte Regel empfinge. Dieſer Geſichtspunct drängt ſich unwillkührlich auf, ſobald man das aegaeiſche Meer zum erſten Male vor ſich ausgebreitet und nah oder fern die Eilande aufgerichtet ſieht. Erfährt man dann in der Folge, wie oft dieſes Meer im Sommer windſtill und durchaus unbewegt iſt, wie häufig ſchwache Winde aus allen Himmelsrichtungen wechſeln, ſo ſcheint es beſonders geeignet und gleichſam beſtimmt geweſen, den Menſchen in früher Zeit zu den erſten Verſuchen der Schiffahrt zu ermuntern, ſo wie es dann ſpäterhin durch alle Phaſen der Geſchichte von emſigem Zwiſchenhandel belebt geblieben iſt. Gerade in Enos ſchweift die Phantaſie des Reiſenden leicht in jene älteſten und dunkeln Gebiete der griechiſchen Bildung hinüber, von denen ein myſtiſches Monument in der Inſel Samothrake gegenüber liegt. Und einen beſondern Reiz gewinnt dieſelbe für den Naturfreund, ſeit ihre Myſterien im Gewande neuer Dichtung uns als der Dienſt einer bewußtlos zeugenden Natur dargeſtellt wurde, welche wir in unſerm Bewußtſein auszubreiten und zu ergründen bemüht ſind. Kaum ſechs g. Meilen liegt die Bergkuppe der Inſel Samothrake von Enos entfernt, und, da ſie ſich entblößt von Uferland auf allen Seiten nackt und ſchroff

aus dem Meere erhebt und wahrſcheinlich über 5000′ hoch *) iſt, ſo muß man ihren Anblick zu den großartigſten Erſcheinungen dieſer Meere zählen. Man kann die ſteilen Abhänge, welche auch aus größerer Nähe betrachtet nirgends einen bequemen Zugang zu den Höhen der Inſel vermuthen laſſen, füglich mit den Formen einer Kalkalpe vergleichen und würde ſich einen ziemlich genauen Begriff von ihrer Phyſiognomie entwerfen, wenn man in Gedanken den Salzburger Untersberg in den Archipel verſetzte und ihn auf dunkelm, ſtillem Meere ruhend ſich vorſtellen wollte. Wäre das Wetter mir günſtiger geweſen, ſo würde ich nicht verfehlt haben, dieſe anziehende Inſel zu beſuchen: leider mußte ich mich indeſſen mit dem ſchönen Bilde und einigen ſpärlichen Nachrichten begnügen, welche mir einer der Prieſter des nachbarlichen Kloſters zukommen ließ, als er meine ärztliche Hülfe in Anſpruch nahm.

Gegen gichtiſche Beſchwerden waren ihm vor einigen Jahren die Bäder von Samothrake empfohlen, wo ſich heiße Mineralquellen finden, welche eines geringen Rufs in der Nachbarſchaft genießen. Als der Prieſter dem ihm gewordnen Rathe nachkommen wollte, begegnete ihm ein Abenteuer, bei deſſen Erinnerung er noch jetzt, als er es erzählte, in Seufzer und Klagen ausbrach. Er hatte nach der mißtrauiſchen Sitte der Griechen, die vielleicht durch die Umſtände gerechtfertigt wird, ſein ſämtliches Vermögen in baarem Gelde mit ſich nach Samothrake genommen. Er landete bei einem kleinen Dorfe **), welches eine Strecke von den heilſamen Quellen entfernt lag. Weit entfernt, hier eine geordnete Badeanſtalt anzutreffen, mußte er in einer verlaßnen, einſamen Fiſcherhütte ſich einſiedeln und das Waſſer gebrauchen, wie es der Felſen ihm darbot. Aber ſchon am dritten Tage wurde

*) Nach Copeland beträgt die Höhe 5248 engliſche Fuße.

**) Nach der Angabe dieſes Prieſters wohnen nur einige hundert Familien auf der ganzen Inſel. Ich vermuthe indeſſen, daß er ſich hierin täuſchte, da ihm die Südküſte von Samothrake unbekannt blieb. Webber Smith beſuchte ein Dorf in der Nähe des Weſtcaps, welches 300 von Griechen bewohnte Häuſer zählte.

ſeine Cur durch einen Ueberfall von mehren vermummten Männern unterbrochen, die in einer Schlucht vom Gebirge herabkamen und in denen er ſeine eignen Schiffer zu erkennen glaubte. Sie begnügten ſich nicht, ihn ſeines Geldes und ſonſtiger Habe zu berauben, ſondern ſie ſchlugen und mißhandelten ihn dergeſtalt, daß er für todt liegen blieb. Als er ſich erholt hatte, führten ihn Fiſcher von Samothrake aus Mitleid in ſein Kloſter nach Enos zurück. Er klagte, daß ſeine Geſundheit nun völlig von nachfolgender Krankheit geſchwächt ſei und daß jener Geldverluſt ihm ſeitdem die bitterſte Armuth auferlege. So viel iſt indeſſen gewiß, daß ſeit jenem Vorfall die Inſel Samothrake an der ganzen Küſte als ein ungaſtliches Geſtade verrufen iſt, wohin die Rede des Volks manche Schreckbilder der Phantaſie zu verlegen liebt.

Die andere Inſel, deren Gebirge nach Enos herüberſcheinen, iſt Taſſos. Ich werde, da ich ſie beſucht habe, bald mehr von ihr mitzutheilen im Stande ſein. Sie iſt über 15 g. Meilen entfernt und bedarf daher, um deutlich zu erſcheinen, wie der höhere Athos, der Morgenbeleuchtung. Wenn die Sonne höher heraufſtieg und der Seewind ſich mäßigte, verſchwanden die einſamen Umriſſe, einer nach dem andern. Dann veränderte ſich auch die dunkelblaue Färbung der beiden noch übrigen Bergmaſſen von Samothrake und vom Cap Marogna in Thracien. Sie ſchienen um viele Meilen hinausgerückt, wenn man am Morgen, getäuſcht durch die genaue Zeichnung der Schluchten und Felswände, ungeübten Auges in einer Stunde hinüberzufahren ſich wohl hätte getrauen mögen. Nach Mittag pflegten leichte Wölkchen um den Gipfel von Samothrake zu ſchweben, die ſich gegen Abend ſammelten, zu ſchweren, tiefblauen Maſſen anhäuften und dies Haupt der Gebirgsinſel verhüllten. Dann tönten zuweilen dumpfe Donnerſchläge matt herüber, oder, wenn das Gewitter ſich vertheilte, gaben die Wolken zu wunderſam geformten und bunt gefärbten Bildern Anlaß, wie den Sonnenblicken des Abends eigen iſt. Und ſo möchte es einem Künſtler, der dieſen Ort zu ſeinen Studien erwählte, weder an Schönheit noch an Wechſel der Anſchauungen fehlen, falls ihn das Meer, die ſüdliche Natur

und die Zuſammenſtellung von entfernten und nähern Bergformen anzuziehen vermöchten.

Von der Küſte iſt bei Enos nur wenig ſichtbar, da die Ausſicht gegen Süden jenſeits der ſüdlichen Lagune durch ein niedriges Vorgebirge beſchränkt wird, welches in eine ſpitze Landzunge ausläuft und als die äußerſte Fortſetzung der Saroskette betrachtet werden muß. Wir haben geſehen, wie dieſe Bergreihe zuerſt den ſüdlichen Gebirgsſaum des Tekirdagh bildet und weiterhin dieſelbe Bedeutung für das Plateau der Küſtenberge von Enos erhält. Aber auch über dieſe hinaus ſetzt ſie ſich, wiewohl mitunter nur ſchwach angedeutet, am Südrande der Enosebene gegen Weſten und ſpäter gegen Nordweſten fort. Zuletzt wird ſie durch die Lagunen und das Delta der Maritza von den Vorbergen des Despoto-dagh getrennt. Ueber dieſe ragt die höhere Kette hervor, welche bei Fered anhebt und ſich über Makri nach Weſten fortſetzt. Das hohe Cap Marogna, eine ihrer Brüſtungen gegen das Meer, welche ſcharf nach Süden der Inſel Samothrake gegenüber vorſpringt, iſt der äußerſte Punct der thraciſchen Küſte, der von Enos wahrgenommen werden kann. Die Bergreihe von Fered bis zu dieſem Cap iſt der Bai von Enos gegenüber weniger als 1000′ hoch und erhebt ſich erſt am Vorgebirge Marogna zu der doppelten Höhe. Sie läßt indeſſen ihrer Nähe wegen nirgends die höhern Gebirge des Despoto-dagh herübertreten, von denen ich einige in Keſán geſehen hatte. In Nordnordoſt jedoch erblickt man mehre Spitzen, welche entfernter liegen und jenen Bergen von Trajanopolis wahrſcheinlich angehören. In Nordoſt endlich, wo das Delta ſich weit ausbreitet, fällt der Blick auf den unbegrenzten Horizont der Maritzaebene.

Es wurde ſchon früher erwähnt, daß der öſtliche Maritzaarm, nachdem er ſeinen Bogen um das Delta beſchrieben, in weſtlicher Richtung als ein mäßiger, ſchiffbarer Fluß ſtrömend dicht neben der Stadt in deren Seehafen ſich ergießt. Auch die große Deltainſel aus niedrigem Weideland, welche durch dieſen Lauf der Gewäſſer gebildet einen großen Theil des vermeintlichen Meerbuſens von Enos ausfüllt, wurde zur Berichtigung jenes ſeltſamen und einflußreichen Irrthums, wenn gleich nur aus lücken-

hafter Anſchauung, bei der Erörterung dieſes Gegenſtandes angeführt. Als ich nun jetzt jene weite Fläche, die öſtlich vom Hafen und nördlich vom untern Maritzabett ſich ausdehnt, der Stadt gegenüber vom Ufer und ſpäter vom Tſchatal-tepé überblickte, glaubte ich mir die Verwechſelung von Land und Meer an einer von jeher Handel treibenden Küſte kaum anders erklären zu können, als indem ich eine ſpäte Bildung jener Inſel zu hiſtoriſcher Zeit mir vorſtellte. Und da ihre wagerechte Oberfläche, die nur wenige Fuße aus dem Spiegel des aegaeiſchen Meers hervorragt, eine vulcaniſche Hebung derſelben anzunehmen nicht geſtattet, ſo blieb übrig nach Thatſachen zu forſchen, welche das Problem, als ſei ein Meerbuſen, der in einer frühern Periode der Küſtenaufnahmen und Chartenzeichnungen exiſtirte, der aber jetzt größtentheils verſchwunden iſt, durch die Ablagerungen aus der ſchlammreichen Maritza in ein Stromdelta allmählig verwandelt worden, zu beglaubigen oder doch einigermaßen zu unterſtützen vermöchten. Die Tradition des Volks ertheilt hierüber keine Aufſchlüſſe. Daß der Hafen von Enos ſich jährlich mehr und mehr verſchlamme, wurde angeführt: aber entſcheidende Nachrichten können dort, ſelbſt wenn man das Verſtändniß der Frage erreichte, kaum erwartet werden. Der Umſtand jedoch, daß die Waſſerſtrömung, durch welche die Inſel gebildet wird, den Namen Maritza führt und im Sinne der Eingebornen nichts mit dem Meere gemein hat, deutet darauf hin, daß man ſeit alten Zeiten gewöhnt iſt, einen der Arme jenes Stroms neben der Stadt Enos münden zu ſehen.

Aus der Oertlichkeit ſelbſt auf jene Verhältniſſe zu ſchließen, kann ich nur eine einzige Beobachtung anführen, die jedoch kaum geeignet iſt, einen weſentlichen Beitrag zur Löſung der Frage zu liefern. Sie iſt botaniſcher Art und betrifft die Verbreitung der Halophyten. Sobald man von den Lagunen her neben dem Hafen vorüber bis an die Mündung der Maritza gelangt iſt, ſieht man ſogleich jede Spur von denjenigen Litoralpflanzen verſchwinden, die zu ihrer Vegetation einen kochſalzhaltigen oder durch Meerwaſſer getränkten Boden bedürfen. In den phyſiſchen Verhältniſſen des Bodens und der Lage aber findet ſich kein Unter-

ſchied zwiſchen dem Ufer der Lagunen und der Maritza. Daß eben dort ſich auch ſalziges und faſt ſüßes Waſſer begegnen, ſcheint die Erſcheinung völlig zu erklären: allein vielleicht läßt ſich doch noch mehr daraus ſchließen. Daß die Maritza oberhalb ihrer Mündung Flußwaſſer führt, welches vermöge ihres geringen Falls nicht völlig unvermiſcht bleibt, verträgt ſich wohl mit unſerer Hypotheſe, indem bei einer Deltabildung, wenn der Meeresgrund überall und nicht bloß inſelförmig vor der Strommündung durch den Schlamm des Fluſſes erhöht wird, das Meer in der That durch ſtrömendes ſüßes Waſſer verdrängt werden kann. Iſt jedoch dieſe Veränderung bei Enos vor nicht langer Zeit eingetreten, und das heutige Maritzaufer früher beſtändig von Meerwaſſer beſpült worden, ſo iſt kaum zu begreifen, daß Küſtenpflanzen, wie **Spergularia marina P.**, durch jenen phyſiſchen Proceß, der ſeines langſamen Fortgangs wegen kaum eine Cataſtrophe zu nennen wäre, vollſtändig von ihrem natürlichen Standorte ſollten verdrängt ſein. Denn da dieſe und andere Halophyten nur eine ſo geringe Menge Kochſalz zu ihrer Ernährung bedürfen, daß man ſie in andern Gegenden oft eine Strecke weit in's Land verbreitet ſieht und die Bedingung ihres Fortkommens vormaligen Ueberſchwemmungen zuſchreiben möchte: ſo würde entweder ein geringer Reſt von Salzen in der ehemaligen Küſte des Meerbuſens jene Gewächſe haben erhalten können, oder ſelbſt der eigne Salzgehalt ihres Gewebes hätte, von Generation zu Generation theils durch den Samen theils durch die verweſenden Reſte der Mutterpflanzen am Standorte des Gewächſes feſtgehalten, bei ihrem geſelligen Wachsthum, ihrer wuchernden Lebensart lange Zeiträume hindurch ſie an ihren urſprünglichen Wohnort zu feſſeln vermocht. Wenn aber nun die Spergularie am Ufer der Maritza durchaus vermißt wird, ſo möchte ſchon dieſer, dem Anſcheine nach kleinliche Umſtand auf die Vermuthung leiten, daß ſie dort niemals vorkam, oder, auf unſere Frage angewendet, daß die Maritzainſel der erſten Annahme entgegen nicht durch Ausfüllung eines ehemaligen Meerbuſens entſtanden ſei, ſondern daß nur eine breite, vielarmige Strommündung hier allmählig ſich verſchlammt habe. Inzwiſchen ſteht dieſer Schlußfolge der Fall

entgegen, daß während der Deltabildung auch das äußerſte Ufer durch neu angelagerte oder fortgeriſſene Erdſchichten weſentlich mochte verändert und verſchoben ſein, und mit dieſem Einwande verirrt ſich die Anwendung jener pflanzengeographiſchen Thatſache in ein erfolgloſes Spiel mit möglichen Ereigniſſen.

Genauern Aufſchluß, den die Unterſuchung der organiſchen Reſte in den Schlicklagern der Maritzainſel vermuthlich gewähren würde, haben mir die örtlichen Verhältniſſe nicht dargeboten: allein ich hoffe mich nicht zu täuſchen, indem ich die Anſicht ausſpreche, daß dieſe Frage durch Ueberlieferungen aus dem Alterthume genügend erledigt zu werden ſcheint, und zwar in dem Sinne, daß ſeit mehr als 2000 Jahren keine weſentliche Veränderung in jener Gegend vorging, daß der Meerbuſen von Enos ein völlig leeres Hirngeſpinſt der Geographen des Mittelalters war, das bis auf unſere Tage herabgekommen iſt.

Neuere Schriftſteller, welche ſich mit der Geographie des alten Thraciens beſchäftigt haben, nehmen an, daß der oft genannte Campus Doriscus, wo die große Armee des zweiten perſiſchen Kriegs gezählt wurde, ein Vorland ſei, das von der Weſtmündung der Maritza bis zum Vorgebirge Makri ſich erſtrecke. Mit dieſer Annahme ſteht jedoch die Topographie jener Küſte im entſchiedenſten Widerſpruche. Der Doriscus war eine große Ebene am Meere *). Weſtlich von der Weſtmündung der Maritza aber treten die Vorberge der Rhodope ſo nahe an die See, daß von da bis über das Cap Marogna hinaus der ſchmale, oft durch Klippen unterbrochene Küſtenſtreif nirgends eine Ebene genannt werden kann. Ferner bemerkt Herodot ausdrücklich, daß die Maritza den Doriscus durchſtröme **), daß alſo die Ebene auch an der Oſtſeite ihrer Mündung zu ſuchen ſei.

Zwiſchen Enos und Makri und weiter nach Weſten giebt es heutiges Tags an der thraciſchen Küſte keine andere Ebene, als die Inſel des Maritzadelta. Ihre Lage, ihre Größe und ihre

---

*) *αἰγιαλός τε καὶ πεδίον μέγα* Herod. 7. c. 59. — Decem millium hominum capax Plin. 4. c. 11.

**) *διὰ δὲ αὐτοῦ* (sc. *τοῦ Δορίσκου*) *ῥέει ποταμὸς μέγας Ἕβρος* Her. ib.

ebene Oberfläche entſprechen genau der Beſchreibung, welche die alten Schriftſteller vom Doriscus entworfen haben. Von Enos, heißt es bei Herodot, umzog Xerxes den Hafen *) Stentoris und gelangte ſo nach dem Doriscus. Auf dieſer Ebene nahm er die Zählung der Truppen vor, während er die Schiffe nicht, wie man dargeſtellt hat, an demſelben Orte, ſondern auf einem neben dem Doriscus liegenden Küſtenſtriche an's Land ziehen ließ, der ſich bis an das Vorgebirge Serrium erſtreckte und auf dem die Städte Sale und Zone lagen **). In dieſen Worten liegt die deutlichſte Beſchreibung der Gegend, wenn man unter dem Doriscus die Maritzainſel und unter dem benachbarten Küſtenſtriche die Strecke von der weſtlichen Mündung bis zum Cap Marogna verſteht, welche von jener Inſel eben nur durch den weſtlichen Arm der Maritza getrennt wird. Später finde ich Gelegenheit zu bemerken, weshalb man unter dem Vorgebirge Serrium das Cap Marogna und nicht das von Makri wahrſcheinlich wird verſtehen müſſen. Aus dem Umſtande, daß man bisher, ohne den Text des Herodot wörtlich ***) genau zu nehmen, ſich den Doriscus bis zum Vorgebirge Serrium ausgedehnt dachte, erklärt ſich leicht das Mißverſtändniß, welches der natürlichen Beſchaffenheit des Landes zuwider dieſe Ebene an die Weſtſeite der Maritza verlegt hat.

Wie auffallend wäre es auch bei ſo getreuen, der heutigen Küſtengeſtalt ſo genau entſprechenden Ueberlieferungen, wenn des großen Meerbuſens der Charten, der dem Zuge des Heers ein ſo großes Hinderniß in den Weg gelegt hätte, auf keine Weiſe ſollte gedacht ſein! Wie viel natürlicher iſt es anzunehmen, daß er

---

*) *Αἶνον — καὶ Στεντορίδα λιμένα παρεξιὼν, ἐς ὃ ἀπίκετο ἐς Δορίσκον.* ib. Die richtige Lesart iſt nämlich *λιμένα* ſtatt *λίμνην*, da Plinius (l. 4. c. 11.) in derſelben Reihenfolge: **Os Hebri. Portus Stentoris. Oppidum Aenos** aufzählt.

**) *ἐν τῷ Δορίσκῳ — τῆς στρατιῆς ἀριθμὸν ἐποιέετο — τὰς νέας — — ἐς τὸν αἰγιαλὸν τὸν προσεχέα Δορίσκῳ ἐκόμισαν, ἐν τῷ Σάλη — πεπόλισται πόλις καὶ Ζώνη, τελευταία δὲ αὐτοῦ Σέῤῥειον ἄκρη ὀνομαστή.* ib.

***) Der zweimal gebrauchte Ausdruck *αἰγίαλος* für zwei verſchiedene, wenn auch benachbarte, Oertlichkeiten macht dieſen Irrthum noch begreiflicher.

damals ebenſo wenig, als heutiges Tages exiſtirte! Ueberhaupt wäre es unbegreiflich, daß auch in ſpätern Zeiten beſtändig die große Heerſtraße des Orients von Dyrrhachium nach Byzanz über die Stadt Enos geführt hat, wenn deren Lage auf unſern Charten auch nur einigermaßen der Wahrheit *) ſich näherte. Wer würde über eine Landſpitze, die in einen großen Meerbuſen hineinragt, den Weg nehmen, während er einige Stunden weiter nach Norden ohne Umweg oder Schwierigkeit des Terrains dieſen Golf hätte umgehen können?

Aus ſolchen Gründen, aus ſo vollkommner Uebereinſtimmung von Herodot's Schilderung mit der heutigen Küſtengeſtalt ſcheint mir mit Sicherheit geſchloſſen werden zu dürfen, daß die Ma-

---

*) Zu dieſer Betrachtung würde auch die Beweisführung erforderlich ſein, daß das heutige Enos an der Stelle des alten Aenos liegt. Da dieſer Punct mir keinem Zweifel unterworfen zu ſein ſcheint, ſo führe ich der Kürze wegen nur zwei Beweismittel an: einmal den Zug des Xerxes, der vom Meerbuſen von Saros in weſtlicher Richtung Aenos erreichte: *»ἐπ' οὗ* (sc. *τοῦ Μέλανος κόλπου καὶ ποταμοῦ) ἤϊε πρὸς ἑσπέρην* **Her. l. c.**, und zweitens den Abſtand von Rodoſtus und Aenos, der nach den Itinerarien beiläufig **20** g. Meilen betrug. Da man die Lage der alten Ortſchaften auf dieſem Wege noch nicht mit den heutigen verglichen hat, ſo führe ich bei dieſer Gelegenheit an, was meine Reiſeroute in dieſer Hinſicht ergiebt. Apri lag nach ſeiner Entfernung von Rodoſtó auf dem Plateau zwiſchen Ainadgik und Málgara und ſcheint völlig vertilgt zu ſein. Der hohe Tumulus, den ich in dortiger Gegend bemerkte, muß in der Nähe jener Stadt gelegen haben. Siracella oder Sirogellae entſpricht nach dem Abſtande von Enos ziemlich genau dem heutigen Málgara, ebenſo Zorlanae dem heutigen Keſán. Nach Angaben von Eingebornen findet ſich ein Caſtrum in der Nähe des Abſinthos weſtlich von Enos, das vielleicht der alten Ortſchaft Colla angehört. Zur Vergleichung diene folgende Ueberſicht, wobei die Millienabſtände der alten Itinerarien (5 : 1) und meiue türkiſchen Stunden (3 : 2) in geogr. Meilen verwandelt ſind:

Aenos — Colla = 4 M.	Enos
— Zorlanae = $7\frac{2}{5}$ M.	— Keſán = 8 M.
— Siracella = $10\frac{3}{5}$ M.	— Málgara = $10\frac{2}{3}$ M.
— Apri = $14\frac{4}{5}$ M.	— Han = $13\frac{1}{3}$ M.
— Bedizus = $17\frac{1}{5}$ M.	— Ainadgik = 16 M.
— Regiſtus = $19\frac{3}{5}$ M.	— Rodoſtó = $18\frac{2}{3}$ M.

ritzainſel kein Product hiſtoriſcher Zeiten ſei und daß der vermeintliche Meerbuſen von Enos von jeher ein reiches Weideland gebildet habe, welches von Armen der Maritzainſel bewäſſert und umfloſſen wird. Erleidet es gleich keinen Zweifel, daß, wie im Delta des Nils und anderer Ströme, ſo auch hier ſtetige Veränderungen in der Richtung der Flußarme, in ihrer Anzahl, in der Tiefe ihres Betts, in der Geſtalt der Deltainſeln vorgegangen ſind, ſo haben wir dagegen hier keins jener großen Naturphänomene anzunehmen, wodurch dem Meere durch die Thätigkeit eines Stroms ein bedeutendes Gebiet in neuern Zeiten abgewonnen wäre, eine Annahme, zu der man lediglich durch geographiſche Irrthümer veranlaßt werden könnte.

Die nordweſtlichſten Höhen des Küſtengebirgs von Enos, die den öſtlichen Horizont begrenzen und deren Lage aus dem angehängten Plane hervorgeht, gaben, als ich ſie beſuchte, mir zu verſchiedenen Beobachtungen Anlaß, die ich jetzt mitzutheilen beabſichtige. Um des kürzern Ausdrucks willen werde ich jene Berge, welche den nordweſtlichen Winkel des Tſchatal-tepé bilden, die Kloſterberge nennen, da meine Wanderung mich dort in das Kloſter Pandelémona *) führte. Es ſind unregelmäßig neben und über einander geordnete Hügel, welche das Plateau des Gabelbergs von der Ebene und Maritza trennen. Man kann ſich eine Vorſtellung von der Erhebung dieſer Hügel machen, wenn man ſie terraſſenförmig aufgeſtapelt ſich denkt, wobei der Fuß der Terraſſe gegen Weſten gerichtet die Ebene von Enos berührt.

Wenn man von Enos längs der Maritza nach den Kloſterbergen geht, ſo trifft man eine halbe Stunde von der Stadt, bei α zuerſt auf anſtehendes Geſtein. Bis dahin führt ein Fußſteig, der neben der Windmühle, welche vor dem Orte liegt, links vom Reitwege nach Keſán abgeht, über Viehweiden, worauf Pferde gehalten wurden. Auf kleinen Raum in großer Anzahl zuſammengedrängt, hatten ſie Gras und Kräuter kahl abgeweidet. Doch ſchienen auch hier, wie jenſeits der Küſtenberge, die Gräſer

---

*) *Παντελέμονα* sc. *εἰς τόν*.

vorzuherrſchen *). Das Ufer der Maritza ſelbſt wird von jener Binſenformation eingefaßt, von welcher Herr Meyen bemerkt, daß ſie in vielen Ländern die ſtehenden Gewäſſer wie mit einem dichten Walde umgiebt **). Von einer ähnlichen Grasvegetation, deren Standort, hoher Wuchs und geſelliges Vorkommen mit jener übereinſtimmt, iſt mehrmals auf der Donaufahrt die Rede geweſen, aber dort beſtand ſie ausſchließlich aus Phragmites-Rohr, welches hier nur einzeln zwiſchen Simſen und Cypergräſern ſich einfindet. Demungeachtet können die Uferpflanzen der Maritza auf ſüdlichen Typus keinen Anſpruch machen, und gleichen, wiewohl eine der Simſen auf das Becken des mittelländiſchen Meers eingeſchränkt iſt, im äußern Anſehen der Vegetation an nordeuropäiſchen Teichen oder langſam ſtrömenden Flüſſen. Unter den Binſen und Simſen wächſt wie dort Brunnenkreſſe und Froſchlöffel, ja in dem ſtillen, ſchlammreichen Fluſſe ſchwimmt ſogar eine Abart des gemeinen Potamogeton ***).

Die Felſen (α), von denen eben ſchon die Rede war, bilden auf einer kurzen Strecke eine ſenkrechte Uferwand, deren Höhe gegen 50′ beträgt. An ihrer Baſis ſind ſie vom Waſſer ausgewaſchen, und man kann aus der Höhe, bis zu welcher dieſe zerſtörende Wirkſamkeit der Maritza ſichtbar iſt, einen ſichern Schluß ziehen, wie weit periodiſche Ueberſchwemmungen des Stroms reichen. Denn es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß jene Auswaſchungen in gegenwärtiger oder erſt kürzlich verfloſſener Zeit Statt gefunden haben. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß die Maritza hoch genug anſchwellen kann, um nicht bloß einen Theil ihrer Inſeln, ſondern auch die Wieſen auf der Fläche zwiſchen Enos und den Kloſterbergen zu über-

*) Jedenfalls hat dieſe den Ueberſchwemmungen der Maritza ausgeſetzte Weide nichts mit den Weiden, die ich ſpäter beſchreiben werde, gemein.

**) Meyen Pflanzengeographie S. 67.

***) Vorherrſchend ſind Scirpus maritimus L., Juncus bottnicus Wahlb., J. acutus L., J. maritimus Lam.; häufig Nasturtium sylvestre R. Br. und Alisma Plantago L.; einzeln Arundo phragmites L. Häufig im Waſſer Potamogeton natans var. angustifolia. Am gegenüberliegenden Ufer der Maritza iſt dieſelbe Vegetation wiederzuerkennen.

ſchwemmen. Die Stadt ſelbſt iſt durch etwas höhere Lage geſchützt und lehnt ſich an die Dünen, welche das Caſtell und die Windmühle tragen.

Sobald ich die Felſen, welche rückwärts in das Vorland der Kloſterberge übergehen und gegen die Ebene ſanft geneigt ſind, auf dem Fußwege erklimmte, fand ich das übrigens kahle Geſtein von einer der wohlriechendſten Roſen *) geſchmückt, deren umherſproſſende Zweige, mit einfachen weißen Blumen beladen, einen unförmlichen Felsblock in zierlichem Wachsthum belebten. Dieſe Roſe, die ich nie zuvor in ſo vollkommner Ausbildung geſehen hatte, war für mich eine glückliche Vorbedeutung von bedeutendern Ergebniſſen, die mir bevorſtanden.

Mir iſt auf meinen botaniſchen Wanderungen nie ein Ort vorgekommen, der eins der Hauptprobleme in der Pflanzengeographie, nämlich die Frage nach dem Verhältniſſe zwiſchen Boden und Vegetation, mit ſolcher Beſtimmtheit löſte, als die Gegend, die ich jetzt zu betreten im Begriff ſtand. Ich will meine Anſicht, die ich früher hegte und für welche ich hier wie mir ſcheint erſchöpfende Beweiſe fand, zuerſt dogmatiſch hinſtellen, um darauf meine ſpeciellen Beobachtungen zu beziehen.

Seitdem Herr Unger, um die Abhängigkeit des Vorkommens beſtimmter Pflanzenarten von der geognoſtiſchen Beſchaffenheit ihres Standorts nachzuweiſen, eine Landſchaft von Tyrol in dieſem Sinne mit Vorſicht und Genauigkeit prüfte, war man trotz einzelner Widerſprüche aus früherer oder ſpäterer Zeit allgemein der Anſicht, daß zwar viele Pflanzen ſich über die verſchiedenſten Felsarten verbreiten, gewiſſe Arten aber mehr oder minder oder ganz abſolut an eine beſtimmte geognoſtiſche Unterlage gebunden ſind, und dieſer einen eigenthümlichen Vegetationscharacter verleihen. Ich war weit entfernt, dieſen Satz für ſolche Pflanzen in Zweifel zu ziehen, welche unmittelbar auf dem Geſtein wurzeln oder zu den ſogenannten Felspflanzen gerechnet werden. In den Alpen, wo ein nicht geringer Theil der Flora aus dergleichen Gewächſen beſteht, mußte ihre Abhängigkeit von der kalkigen oder

*) Rosa alba L.

ſchieferigen Felsart am deutlichſten erkannt werden können. Allein da der größte Theil der Pflanzen von dem feſten Gebäude der Erde durch eine pulverige Erdkrume getrennt wird, ſo ſchien mir die phyſiſche oder chemiſche Beſchaffenheit der letztern für dieſe Gewächſe dieſelbe Rolle zu ſpielen, wie für jene die Art des Geſteins. Da nun die Natur des Bodens durchaus nicht allein von ſeiner geognoſtiſchen Unterlage abhängt, ſondern durch die leichte oder ſchwere Verwitterung benachbarter Geſteine, durch die Neigung der Erdoberfläche, durch Quellen, Flüſſe und atmoſphäriſche Niederſchläge, ſo wie durch die Vegetation einmal vorhandener Gewächſe gleichfalls beſtimmt wird, da auf derſelben Formation oft die verſchiedenſten Bodenarten wechſeln, da über zwei benachbarte, fremdartigſte Formationen oft dieſelbe Erdkrume ausgebreitet erſcheint, ſo bildete ich die Hypotheſe aus, daß das Vorkommen der meiſten Gewächſe nicht von der geognoſtiſchen Formation, ſondern von der Art des Bodens bedingt werde. Dieſe Anſicht, weit entfernt die übrigen Einflüſſe der Außenwelt auf das Zuſammenleben der Pflanzen zu leugnen, ſteht nur der rein geognoſtiſch-pflanzengeographiſchen Theorie gegenüber und bedarf, erſchiene ſie auch übrigens in der Natur der Sache begründet und im Bewußtſein der meiſten reiſenden Botaniker mehr oder minder klar ausgeſprochen, dennoch einer beſtimmten Begründung durch ſolche Beobachtungen, die bei einer entſchiedenen Gleichartigkeit der ſonſtigen Lebensverhältniſſe den Parallelismus zwiſchen Veränderungen des Bodens und der Vegetation nachweiſen. Zu dieſem Zwecke ſchien mir jede Beobachtung von Bedeutung zu ſein, welche entweder die Identität des Pflanzenwuchſes auf zwei verſchiedenen und benachbarten Formationen darthun, oder entſchiedene Vegetationsgrenzen auf derſelben Felsunterlage nachweiſen würde und im letztern Falle Gegenſätze in der Beſchaffenheit der Erdkrume aufzufinden im Stande wäre. Ueberzeugt endlich, daß den negativen Beobachtungen über abſolutes Fehlen beſtimmter Arten in einem umſchloſſenen Bezirke weniger Beweiskraft zugeſchrieben werden kann, wollte ich mein Augenmerk beſonders auf das Vorherrſchen und Zurücktreten einzelner Arten, auf den phyſiognomiſchen Ausdruck ſolcher Gegen-

den richten, ſo wie es denn ſchon aus den ausgezeichneten Unterſuchungen Unger's hervorgeht, daß die Vegetation der Kalkalpen von dem Schiefergebirge beſonders im Vorwalten der Individuen beſtimmter Formen ſich unterſcheidet.

Die Kloſterberge von Enos beſtehen aus zwei geognoſtiſchen Formationen, von denen die eine die Hügel bildet, die andere Thäler und Vorland zuſammenſetzt. Schon eine ſolche Begrenzung der Felsarten läßt es vorausſetzen, daß jeder Hügel einem beſondern Hebungsdurchbruche entſpreche, daß wir auf vulcaniſchem Boden uns befinden. Noch beſtimmter geht dies daraus hervor, daß die Hügel aus einem dichten, ungeſchichteten Geſtein beſtehen und die zweite Formation deſſen Conglomerat iſt. Die erſtere Gebirgsart iſt die nämliche, welche ſchon oben auf der Reiſe über das Küſtengebirge als ſeine Hauptmaſſe bildend dargeſtellt wurde. Da es von rother Farbe iſt und die Lagerungsverhältniſſe ſeine vulcaniſche Entſtehung darthun, ſo ſcheint es zu gewiſſen Thonporphyren zu gehören, denen die Cryſtallausſonderung nicht ſelten in großen Felspartieen fehlt. Es iſt indeſſen wahrſcheinlich, daß noch andere vulcaniſche Gebirgsarten entweder in der Nachbarſchaft anſtehen, oder doch bei der Hebung thätig geweſen ſind. Dies ſchließe ich aus der Zuſammenſetzung des Conglomerats. Das Eingeſchloſſene deſſelben ſind unregelmäßige Stücke nicht ſelten von beträchtlicher Größe, von denen zwar ein Theil jenem Porphyr entſpricht, ein anderer aber Trachyt iſt und ein dritter Beſtandtheil einem Grauwacke-artigen Geſteine angehört. Das Bindemittel dieſer Felsarten iſt eine zerreibliche, hellrothe und in's Grauliche ſtechende Maſſe, die ſandiger Natur iſt und der Verwitterung nur in ſehr geringem Grade widerſtehen kann. Ich bemerkte darin keine Spur von angeſchmolzenen Kieſeltheilen. So zerfällt das Conglomerat denn leicht in einen kiesreichen Sandboden, deſſen Kies aus den weniger zerſetzbaren, früher eingeſchloſſen geweſenen Gebirgsarten beſteht.

Dies Conglomerat erſtreckt ſich nach dem Plane von $\alpha - \gamma$, ſetzt ſich durch das Thal zwiſchen δ und ε fort, reicht von da bis an den Fuß von ϑ, kehrt noch einmal zwiſchen ϑ und $\varkappa$ wieder und kann von da bis zum Kloſter von Pandelémona verfolgt

werden. Innerhalb der Kloſterberge ſteht es an vielen Orten an, dagegen bildet es im Vorlande außer bei α und γ *) keine anſtehende Felſen, daher es noch bezweifelt werden könnte, ob es daſſelbe wirklich durchaus zuſammenſetze. Aus dem Porphyr beſtehen die Hügel δ, ε, ζ, ϑ und ϰ, d. h. alle diejenigen, welche ich unterſucht habe.

Die Bodenarten, welche hier vorkommen, ſind theils mannigfaltiger als die geognoſtiſche Zuſammenſetzung, ohne daß die Formationen örtliche Abänderungen in der Mengung ihrer Beſtandtheile zeigten, theils fallen die Grenzen, an denen die Bodenarten ſich berühren, nicht mit den Grenzen von Conglomerat und Porphyr zuſammen. Der Porphyr trägt zwar überall einen humusreichen, dichten, feinpulverigen Thonboden, aber dieſer bedeckt auch, wie aus der Bewäſſerung leicht erklärlich, alle Thäler zwiſchen den Porphyrhügeln, wiewohl dieſe aus Conglomerat beſtehen. Er breitet ſich auch am weſtlichen Abhange des Hügels bis γ oder bis über den Rand des Vorlandes aus. Zwiſchen γ und β ſcheint er ſich mit dem Erzeugniß des Conglomerats vermiſcht zu haben, und ſo entſteht hier ein kiesreicher Lehmboden. Bei β ſelbſt ſchlängelt ſich ein Bach nach der Maritza. Deſſen Waſſer hat den Kies der Umgebungen fortgeſpült, und ſo wird hier unter dem Einfluß von Leguminoſenvegetation und Vitexgeſträuch **) am Bache aus dem kiesreichen Lehmboden ein humoſer. Endlich bei α ſelbſt tritt der humusarme, kiesreiche Sandboden des Conglomerats in ſeiner Reinheit auf.

Um dieſe Darſtellung von jedem Schein des Hypothetiſchen, der die Erklärung der Entſtehungsart jener Bodenarten trifft, zu befreien, ſtelle ich die Thatſachen noch auf folgende Weiſe zuſammen:

1. Das Vorland beſteht aus ſandigem Kiesboden (bei α), humoſem Lehmboden (bei β), und aus kiesreichem Lehmboden (bei γ).

---

*) Am letztern Orte kann die Begrenzung des Phorphyrs und Conglomerats wahrgenommen werden.

**) Vitex agnus castus L.

2. Die Kloſterberge beſtehen überall, wo das Geſtein nicht zu Tage ſteht, aus humoſem Thonboden.

Die Ausführung dieſes Details ſollte den Satz vorbereiten, daß mit dieſen ſcharfen Grenzen der Bodenarten auch ſcharfe Vegetationsgrenzen, durch Vorherrſchen oder Zurücktreten gewiſſer Familien und Arten ausgedrückt, zuſammenfallen, ſolche Gegenſätze aber den Geſteingrenzen fehlen. Meine Beobachtungen, welche den Beweis dieſes Satzes enthalten, haben den Vorzug, daß ſie ſich nur auf krautartige Gewächſe beziehen. Das Vorland, der Hügel δ, eine Strecke im Thale zwiſchen δ, ϑ und η beſteht, in ſo weit es zur Löſung jener Frage benutzt wird, aus Weideland. Die Cultur hat nichts dafür gethan. Das Licht kann gleichförmig einwirken. Die Höhe des Vorlandes iſt übereinſtimmend und entſpricht den Thälern innerhalb der Hügel. In der Bewäſſerung hat kein Ort vor dem andern mehr voraus, als die Natur des Bodens mit ſich bringt. So ſind alle Umſtände, die auf die Vegetation wirken, mit der einzigen Ausnahme des unmittelbaren Subſtrats, ſo gleichartig, daß die Vegetationsunterſchiede ausſchließlich auf das letztere bezogen werden müſſen.

1. Der ſandige Kiesboden trägt den Stempel der Unfruchtbarkeit. Denn jedes Individuum ſteht für ſich. Gräſer herrſchen vor, nur einige Leguminoſen und Diſteln treten zwiſchen ihnen auf. Von der Grasvegetation des humoſen Thonbodens unterſcheiden ſich die hier vorkommenden Gräſer ſowohl durch dünnes Wachsthum, dem die Kiesſtücke hinderlich ſind, als durch größere Uebereinſtimmung der Formen und durchgreifende Verſchiedenheit der Arten *). Sie ſind von dem zweiten Gebiete des Vorlands ſcharf abgeſchloſſen.

2. So wie der Boden die Kiesſtücke verliert, zugleich ſchwärzer wird und an Thongehalt zunimmt (β), hören jene Gräſer auf. An ihre Stelle tritt eine dichte Decke von Leguminoſen,

---

*) Die Gräſer des ſandigen Kiesbodens ſind: Triticum villosum MB. Aegilops ovata L. und Melica minuta L. Häufig fand ich Galium divaricatum Lam., einzeln Trifolium globosum L. Andere Pflanzen ſtanden noch nicht in Blüthe.

und zwar eine beſondere Vereinigung von mehren Kleearten, die zum Theil feſt am Boden liegen, oder ſich kaum von ihm erheben, und äußerſt geſellig wachſen, unter denen einzelne große Arten derſelben Gattung einſam ſich erheben und die ſämmtlich dem ſüdlichen Europa eigenthümlich ſind, aber auch nirgends ſo reichlich und unvermiſcht als hier von mir beobachtet wurden. Unter dieſen Trifolien kommt beſtändig ein Gras vor, welches dem Sandboden fremd war. Auch dieſe Vegetation *) iſt genau auf den humoſen Lehmboden beſchränkt. Nur das eben erwähnte Gras bildet auch einen vorherrſchenden Beſtandtheil der Flora des humoſen Thonbodens, wächſt aber dort in anderer Geſellſchaft.

3. Der kiesreiche Lehmboden, deſſen Humusgehalt nach der Farbe zu ſchließen geringer iſt, als bei der vorigen Bodengattung, entbehrt wiederum eines dichten Pflanzenwuchſes, aber die hier vorkommenden Kräuter ſtanden im üppigſten Wachsthum, und ihr Gebiet war ſchon aus der Ferne an zahlloſen ſchwefelgelben Blüthenköpfen kenntlich, welche in der Nähe einen äußerſt ſtarken und aromatiſchen Geruch verbreiteten. Die Pflanze, eine Santolina, enthält dieſen kräftigen und der Art eigenthümlichen Duft nicht bloß in den Blumen, ſondern im ganzen Kraute, aus dem ſich die Blüthenſtiele fußhoch erheben. Trotz jener Eigenſchaft wird dieſe Gegend von den Thieren mit beſonderer Vorliebe aufgeſucht und abgeweidet. Als ich dort war, bot ſie eben einen intereſſanten Anblick dar. Eine Heerde von 40 Cameelen **) hatte ſich angeſiedelt und hielt ſich ſtreng im Bereich der blühenden Santolinen, wiewohl weiterhin das Futter reichlicher wuchs. Da der Platz nicht geräumig iſt und die meiſten Thiere mit dem Wiederkäuen ſich beſchäftigten, ſo mochte man ſich mit einiger Phantaſie vorſtellen, daß ſie ſich des gewürzhaften Krautes nur als Nachtiſch bedienten. Dieſe Menge von großen Thieren, die faſt ſämmtlich in einem wohlbehaarten Felle ſteckten, deſſen Man-

---

*) Die characteriſtiſche Vegetation des humoſen Lehmbodens beſteht aus: Trifolium hirtum All., tomentosum L., subterraneum L., globosum L. und Stipa tortilis Derf. Zerſtreut wächſt Trifolium angustifolium L.

**) Camelus bactrianus L.

gel ſie in der Regel zu entſtellen pflegt, ihre verſchiedenartigen Stellungen, ihr menſchenfreundliches Naturell, welches erlaubt ihnen nahe zu treten, ſie zu ſtreicheln, in die ſtiergroßen und doch klugen Augen zu blicken: alles dies gewährte einen Eindruck, den ich Thiermalern gewünſcht hätte. Die ganze Heerde bildete einen Halbkreis. Im Mittelpuncte ſtanden die meiſten Cameele aufrecht und bewegten ſich langſam hin und wieder. Nur den Kopf ſenkten ſie, um zu graſen, an die Erde. Auf den Seiten befanden ſich größtentheils die Thiere, welche ihr Mahl ſchon beendet hatten. Einige knieeten auf den Vorderfüßen und ſahen in dieſer Stellung aus der Ferne beinahe wie Känguru's aus; andere lagen ganz ausgeſtreckt am Boden. Unbeweglich ruhten ſie aus; nur die Kinnladen blieben in ſteter Thätigkeit: übrigens jedes Glied ſtill, wie im Schlaf. Einem Jeden, dem nur etwas Sinn für Naturgeſchichte gegeben iſt, müßte ſolch ein Anblick genügen, um trotz der unähnlichen Geſtalt die natürliche Verwandtſchaft des Cameels mit dem Rinde ausſprechen zu können. Alſo das Futter, das dieſe Thiere ſich gewählt hatten, beſtand nicht aus Gräſern, ſondern aus Kräutern. Wiewohl unter dieſen die Santolina am meiſten in die Augen fiel, ſo theilte ſie doch ihr Recht auf den Beſitz des Bodens noch mit drei andern Krautarten*), von denen jedoch nur die Chamille, welche uns von Keſán ſchon bekannt iſt, mit ihr an Größe wetteifert. Die beiden andern liegen winzig am Boden, und eine derſelben, ein Klee, iſt dem Kies- und Lehmboden gemeinſam. Aus dieſen vier Pflanzen beſteht die Vegetation der Cameelweide.

4. Endlich die vierte und ausgebreitetſte Bodenart, der humoſe Thonboden, der aus der Zerſetzung des Porphyrs entſtanden iſt, zeigt zunächſt die Eigenthümlichkeit, daß er nicht wie die bisher betrachteten in ſcharfer Begrenzung abgeſchloſſen iſt, ſondern daß der kiesreiche Lehmboden am Fuße des Hügels δ allmählig in ihn übergeht, indem die Kiesſteine ſeltener werden und

---

*) Die Pflanzen des kiesreichen Lehmbodens ſind: Lyonnetia tenuiloba DC.? (Santolina montana Sibth.). Anthemis sp. Trifolium hirtum All. Scleranthus perennis L.

der Sand ſich mehr und mehr aus der Erdkrume verliert. Auch dieſer Umſtand ſpiegelt ſich ſehr characteriſtiſch in der Vegetation. Zuerſt findet ſich unter jenen Kräutern ein geſelliges Gras *) ein; es wird immer häufiger; die Kräuter vereinzeln ſich; andere Grasarten treten auf. Wo der humoſe Thonboden ſich rein entwickelt hat, bedeckt ihn eine dichte Grasvegetation, von der faſt jede blatttragende Pflanze ausgeſchloſſen bleibt. Namentlich verſchwindet die Santolina mit den letzten Kiesſtücken, um welche ihre raſenartigen Zweige ſich ſo gern verſchlingen und zwiſchen denen die ſchwache Wurzel, die doch den hohen Stengel zu tragen beſtimmt iſt, ſich ſo leicht befeſtigen kann. Wenn nun aber zahlreiche Grasformen den Raum völlig einnehmen, ſo würde man doch den Ort nicht wohl eine Wieſe nennen können. Es entwickelt ſich hier vielmehr vollſtändig der weſentliche Gegenſatz, den man bei einer Vergleichung der ſüd- und nordeuropäiſchen Grasarten überhaupt in beſchränkterem Sinne ausſprechen kann. Die Gramineen, welche die Flora des mittelländiſchen Beckens vor dem nördlichen Europa voraus hat, haben größtentheils eine zarte Zaſerwurzel und dauern daher nicht länger als ein Jahr aus **). Die Grasvegetation der Kloſterberge beſteht durchaus nur aus jährigen Arten ***). Damit hängt nun natürlich zuſammen, daß der Schmuck dichten Raſens ganz fehlt und daß man nur Halm an Halm, Rispe an Rispe gedrängt ſieht. Man

---

*) Stipa tortilis Desf.

**) In der Flora des mittelländiſchen Beckens ſind 85 Gramineen allgemein verbreitet, welche dieſſeits der Alpen nicht vorkommen. Von dieſen ſind 53 monocarpiſch, nur 32 perenniren. — Dieſſeits der Alpen wachſen in Deutſchland 171 Gräſer, unter dieſen 49 monocarpiſche und 122 perennirende. — Dieſe Angaben, welche den Beweis des oben aufgeſtellten Satzes enthalten, gründen ſich auf Zählungen in den beiden ſynoptiſchen Werken von Kunth und Koch. Bei der erſtern ſind die auf einen Theil von Süd-Europa beſchränkten Gräſer unberückſichtigt gelaſſen.

***) Aegilops triaristata W. Phleum tenue Schrad. Agrostis pallida DC. Avena tenuis Mch. Bromus ex sect. Br. madritensis L. Poa annua L. und Stipa tortilis Desf. ſind die Beſtandtheile der Grasvegetation des humoſen Thonbodens.

kann ſich davon eine Vorſtellung machen, wenn man bei uns auf verwahrloſten Aeckern dichte Haufen von Windhalm betrachtet. Ein bedeutender Unterſchied beſteht jedoch darin, daß in jener dem ſüdlichen Europa eigenthümlichen Gräſerformation mehre Arten mit einander vermiſcht wachſen. Dies iſt der Typus der Grasfläche, welche einen Theil der Kloſterberge bedeckt. Ihre Arten ſind daher größtentheils der Flora dieſſeits der Alpen fremd. Uebrigens läßt ſich nicht wohl ermitteln, welche unter ihnen das Hauptmaterial der Formation liefern. Vielmehr ſind hierin an verſchiedenen Standpuncten Abweichungen ohne beſtimmte Regel zu erkennen. Die Stipa war am häufigſten am Fuße des Hügels δ, auf deſſen Höhe Aegilops. Ein Punct wäre jedoch noch ausdrücklich hervorzuheben, daß nämlich, wie dort der humoſe Thonboden über die Geſteingrenze des Porphyrs und Conglomerats hinübergreift, dieſem entſprechend auch die Grasvegetation noch auf dem Conglomerate beginnt.

Man kann gegen die Darſtellung, welche ich mit dieſer Bemerkung beſchließe, einwenden, daß man niemals an dem beſtimmten Einfluſſe des Bodens auf die ſpontane Vegetation gezweifelt habe. Aber ſelten wird man Gelegenheit haben, dieſen Einfluß durch ſo frappante Gegenſätze nachweiſen zu können. Die Regel iſt, daß heterogene Bodenarten nicht ſchroff neben einander beſtehen, ſondern auf weiten Strecken allmählig in einander übergehen: hier ſehen wir deren drei, die ohne Vermittelung ſich berühren, und zwar auf kleinem Raume. Je größer das Feld ſolcher Beobachtungen iſt, deſto unſicherer und ſchwankender werden die Reſultate. Aendert ſich das Niveau, greift die Cultur der Aecker oder Waldungen ein, ſo häufen ſich die Einflüſſe auf das Pflanzenleben zu ſehr, als daß man dieſe Erſcheinungen mit Sicherheit auf eine einzelne Potenz beziehen kann. Es kam überhaupt hier nur darauf an, für eine Lehre, die durch allgemeinere Erfahrungen gültig geworden und niemals angefochten iſt, neue und entſcheidende Thatſachen mitzutheilen und zugleich darauf hinzudeuten, daß dieſelben Thatſachen für die Frage nach dem unmittelbaren Einfluſſe der geognoſtiſchen Formation auf das Vorkommen der Pflanzen ein negatives Reſultat ergeben.

Einiges bleibt noch übrig, um das Bild von der Flora der Kloſterberge zu vervollſtändigen. Der Bach, welcher das Vorland bewäſſert, giebt Anlaß zu einer beſondern Ufervegetation. Erſt ſeit Kurzem auf ein ſchmales Bett, das auch bald verſiegen wird, eingeſchränkt, hatte er in ſeinem Thale ſumpfige Gründe und Lachen zurückgelaſſen, in denen einige der gewöhnlichſten, waſſerbedürfenden Pflanzen, z. B. Vergißmeinnicht und weißer Ranunkel *) unter Schilf und Binſen ſich verbreiteten. Das ganze Thal aber war von dem ſchon oben erwähnten Geſträuch **) dicht bewachſen, das man in Frankreich Gatilier, in Griechenland Lygaria nennt. Von der Krim her über alle Küſten des ſüdlichen Europa verbreitet, iſt dieſer ſchöne Strauch mir in Rumelien nur dreimal vorgekommen, dann aber geſellig den moraſtigen Boden oder den Kies der Flüſſe üppig bedeckend. Erſt im Spätſommer, wenn ſeine violetten, hellrothen oder weißen Blumentrauben ſich entwickeln, zeigt er ſich ſo zierlich und duftend, daß er wohl dazu einladen mochte, aus ſeinen biegſamen Schößlingen und weichem Laube zur Zeit der Thesmophorien den griechiſchen Jungfrauen ein keuſches ***) Lager zu bereiten. Indeſſen iſt der Wohlgeruch nicht auf die Blüthen eingeſchränkt: auch die Blätter und Zweige hauchen einen lieblichen Duft aus, der zwiſchen dem Aroma der Melone und der Feige gleichſam in der Mitte ſteht. Wollte man dieſen ganz eignen Geruch noch näher bezeichnen und ſich der hergebrachten Ausdrücke bedienen, ſo würde man ihn weder durchaus zu den ambroſiſchen, noch zu den rein aromatiſchen Stoffen zählen können, wiewohl er dieſen Claſſen am meiſten ſich nähert. Er iſt höchſt angenehm und zart und

*) Myosotis palustris With. Ranunculus fluitans Lam. Solanum Dulcamara L.

**) Vitex agnus castus L. (Λυγαρία).

***) Von dieſem Gebrauche, der mit der Meinung einer dem Campher analogen Wirkſamkeit des Gewächſes in Verbindung ſtand, ſtammt der Name ἁγνός, dem in der Folge die lateiniſche Ueberſetzung pleonaſtiſch beigefügt wurde. Dieſer Name hat ſich nach Sibthorp gleichfalls unter den Griechen als ἀγνειά erhalten.

die Angabe von Smith, daß er die Nerven zu betäuben im Stande ſei, weiß ich mir nicht zu erklären. Nicht minder anziehend iſt die Bildung des Laubes, welche dem Strauche bei den Arabern den dichteriſchen Namen »Hand der Maria *)« verſchafft hat. Fünf zierliche Blättchen ſind wie die Finger einer Hand an dem Blattſtiele ſternförmig ausgebreitet und glänzen auf der untern Fläche von einem zarten weißen Flaum. Wegen dieſer Anordnung der Blätter haben Einige das Gewächs Hanfſtrauch genannt, aber es widerſpricht ihrem rein gezeichneten, elaſtiſchen Gewebe, ſie mit den rauhen, gezackten Blättchen des Hanfs zuſammenzuſtellen. Vielmehr gleicht ſie im Laube der Lupine, in den Blumenſträußen dem Lavendel und im Wuchſe der Korbweide, wenn ſie, wie dieſe, ein dichtes, mannshohes Ufergebüſch bildet. Auch hier waren die einzelnen Sträucher ſo eng zuſammengedrängt und verflochten, daß nur ein einziges Kraut, eine Doldenpflanze **), ſparſam in ihrem Schatten gedeihen mochte.

Als ich am Bache hinaufging, erreichte ich bald ſeine Quellen, eine ſumpfige Grasfläche, aus der das Waſſer langſam hervorrieſelte. Nun begann auch auf der Weide hie und da einzelnes Geſträuch ſich zu zeigen, immergrüne Eichen und Paliurus vorherrſchend, Asparagus ſteter Begleiter, Dracunculus und Geranium ***) einzeln hinzugefügt.

Auch in den Kloſterbergen ſelbſt iſt ſolches Geſträuch häufig anzutreffen. Aber die Arten bleiben nicht immer dieſelben †) und

---

*) Kaf Marjam nach Forskål Flora p. LXVIII.

**) Oenanthe pimpinelloides L.

***) Quercus coccifera L. Paliurus aculeatus Lam. — Asparagus acutifolius L. — Arum Dracunculus L. Geranium lucidum L.

†) Außer der Coccuseiche herrſcht an einigen Orten ein anderer Eichenſtrauch vor, der im Winter das Laub verliert. Bei dem Verſuche, die nicht hinreichend bekannten Eichenarten Griechenlands auseinanderzuſetzen, ſtößt man auf die große Schwierigkeit, daß die Species foliis deciduis, wenn ſie, was die Regel iſt, ſtrauchartig bleiben, niemals oder doch nur äußerſt ſelten fructiſiciren. In der Form und Behaarung der Blätter habe ich ſie höchſt variabel gefunden. Außer Formen von Quercus pedunculata Ehrh. u. Q. Cerris L. habe ich namentlich eine ſtrauchartige Eiche mit behaarten Blättern angetrof-

zuweilen rücken die einzelnen Gebüſchgruppen ſo dicht zuſammen, daß ganze Bergabhänge aus der Ferne völlig bewaldet erſcheinen. Allein wo ſie zerſtreuter wachſen, füllt die oben geſchilderte Grasvegetation ſtets die Zwiſchenräume aus. Nur in einem der Thäler fand ich Cultur, Felder von Linſen, Kichererbſen und Weizen *).

Faſt undurchdringlich war der Hügel ϑ von 8′ hohen Coccuseichen bewachſen und es koſtete ungemeine Anſtrengung, die Spitze zu erreichen. Dies iſt der höchſte Punct, den ich überhaupt im Tſchatal-tepé erſtiegen habe und von hier aus nahm ich die Winkel auf, worauf der beigefügte Plan ſich gründet. Ich ſchätze die Höhe jenes Hügels auf 1200′ und ſie wird nur von dem Berge ϰ, den Copeland **) gemeſſen zu haben ſcheint, übertroffen. Die Form dieſer beiden höchſten Erhebungen des Gabelgebirgs iſt, wiewohl ſie aus demſelben Material gebaut ſind, ſehr verſchieden: die weſtliche (ϑ) iſt ein Kegel mit abſchüſſigen Gehängen, die öſtliche ſteigt, zwar ebenfalls ſteil, aber mit einer breiten Wendung empor, wodurch oben ein länglicher Grat gewonnen wird. Wenn übrigens, wie ſchon erwähnt wurde, ungeachtet der ſchroffen Neigung dieſer Berge dichtes, grünes Gebüſch ſie bedeckt, wenn die Ausſicht, die in der Ferne, von der Stadt zur Ebene, von den Küſtenhügeln zu den Wieſen der

---

ſen, welche ganz allgemein über Thracien und Macedonien verbreitet iſt. Ich bin, ſo eifrig ich darnach ſuchte, nie ſo glücklich geweſen Blüthen oder Früchte zu finden oder auch nur Bäume von dieſer Eiche anzutreffen. Sie gehört jedenfalls nicht zu Q. pubescens W., die an der albaniſchen Küſte zuerſt auftritt und vielleicht nur eine Littoralform unſerer Eiche ſein mag. Der rumeliſche Eichenſtrauch ſcheint mir hingegen zu der wenig bekannten Q. Esculus L. zu gehören, von der ich jedoch keine entſcheidende Abbildung kenne und die Beſchreibungen neuerer Schriftſteller unter einander widerſprechend finde. Am nächſten ſteht ſie der gleichfalls vielgeſtaltigen Q. pyrenaica W. — Außer dieſen Eichen praedominirte in den Kloſterbergen Ostrya carpinifolia Scop.; einzeln kamen Colutea arborescens L. und Pyrus salicifolia L. vor.

*) Ervum Lens L. Cicer arietinum L. Triticum vulgare Vill.

**) Das Reſultat ſeiner Meſſung, 1305′, iſt ſchon oben angeführt.

Maritza und von dem Meere zu den thraciſchen Gebirgen und zur Inſel Samothrake hinüberſchweifend, den reichſten Wechſel vereinigt und doch nur in milden Farben und ſanften Formen erſcheint, ſo reiht ſich ein Vordergrund ohne Wildheit leicht und in künſtleriſchem Ebenmaaß an die Bilder der reizenden Landſchaft. Die Felſen verſchwinden vor der Ueppigkeit des Pflanzenwuchſes, wo das Gebüſch zurücktritt, ſind die Porphyrberge ſchwächer geneigt und ſanfter gerundet. Im nächſten Thale breiten ſich Felder und Weideplätze aus. Im Grunde erheben ſich, zu den Seiten durch Bäume verdeckt, die ſtattlichen Gebäude des Kloſters Pandelémona *).

Die Spitze des Hügels ϑ hat nur wenige Quadratfuße Grundfläche. Von da reicht der öſtliche Abhang in eine tiefe, enge Schlucht, welche die beiden Berge trennt. Eine Ziegenheerde ward hier gehütet, und, als ich den Hirt um Trinkwaſſer anging, winkte er mir ihm zu folgen und verſchwand eilig unter Felsplatten. Die Schlucht hatte ein ſo trocknes Anſehen, daß ich nicht erwartete, meinen Durſt ſtillen zu können. Als ich jedoch den Knaben eingeholt, und dieſer ſeine unbändigen Hunde, die mich wüthend anfielen, beſchwichtigt hatte, zeigte er mir in der von den Felſen überdachten Grotte eine irdene Scherbe, welche mit reinem, kühlem Waſſer gefüllt war. Tropfen für Tropfen ſickerte aus dem überhangenden Geſtein hervor und ſo mochte eine Stunde vergehen, bis die kleine, zerbrochene Schale ſich füllte. Der Knabe war ſtolz, dieſe ſchwache Quelle, die für ſein tägliches Leben ſo werthvoll war, entdeckt zu haben, und freute ſich, daß ohne ſeine Vorrichtung Niemand davon Gebrauch machen könne. Wenn nun aber eine Beſchäftigung, wie die ſeinige, jeden empfänglichen Menſchen auf die Beobachtung der ihn umge-

*) Auf dieſer Spitze fand ich eine intereſſante Pflanze, welche hier vielleicht ihren nordweſtlichſten Standort hat. Es iſt die Statice Echinus **L.**, welche auf den Bergſyſtemen des Caucaſus und Taurus, ſo wie auf dem Ida in Creta verbreitet iſt. Sie unterſcheidet ſich von ihren Gattungsgenoſſen ſehr auffallend durch ihr Vorkommen im Gebirge, ohne wie jene einen Salzgehalt im Boden zu bedürfen.

benden Natur leitet, ſo mochte er uns erzählen, daß die ſparſamen Waſſertropfen ſeiner Grotte zwar das ganze Jahr hervorträufeln, daß aber der Regen einen beſondern Einfluß darauf zu äußern vermag, der jedoch immer erſt mehre Tage nachher, wenn die Luft wieder trocken geworden iſt, eintritt und noch andere geheime Wege durch die Porphyrfelſen dem Waſſer eröffnet. Jetzt aber, behauptete er, ſei in dem innern Gebirge außer dieſer verſteckten Grotte kein Tropfen Quellwaſſer anzutreffen, und man würde, ſich zu erfriſchen, ſtets zum Kloſter hinübergehen müſſen.

Der Fußpfad, der zum Kloſter führt, iſt zwar nicht lang, aber ohne Schatten, unbequem und ſteinig. Man wird für die Mühe des Wegs durch die reizende Lage von Pandelémona entſchädigt. Aus einer Thalſchlucht erhebt ſich das hohe, vierſeitige Gebäude. Der Pforte gegenüber ſprudelt eine reiche Quelle in ein ſteinernes Baſſin, von gewaltigen Bäumen überſchattet. Dicht vor dem Kloſter führt eine Brücke über das tiefe Felſenbett des Gebirgsbachs, der jetzt ſchon völlig ausgetrocknet war, aber in einer andern Jahrszeit zu den Annehmlichkeiten des Orts in hohem Grade beitragen muß, da er alsdann im Mittelpuncte der engen Schlucht einen 30′ hohen Waſſerfall bildet und, wie er unerwartet aus der Felſenumgebung heraustritt, ebenſo plötzlich unterhalb der Cascade wieder in der Windung des waldigen Thals verſchwindet.

Iſt man durch die Pforte in das Kloſter eingetreten, ſo gelangt man auf einen Hof, der von den vier Flügeln des Gebäudes eingeſchloſſen wird. Eine Treppe führt vom Hofe links auf die Gallerie, durch welche die einzelnen Zellen des einſtöckigen Wohnhauſes in Verbindung ſtehen. So geräumig es iſt, ſo wird es doch für gewöhnlich nur von einem einzigen griechiſchen Prieſter bewohnt. Manche der Klöſter in Thracien haben, ſtatt ein abgezogenes Leben zu begünſtigen, vielmehr die Beſtimmung erhalten, theils die Feſte der Kirche durch prunkende Feier zu verherrlichen, wozu ſich dann alle Prieſter der benachbarten Gegend vereinigen und eine große Volksmenge nach ſich ziehen, theils zu ländlichen Vergnügungen der Griechen zu dienen, wobei dieſe freilich nicht unterlaſſen, irgend einen religiöſen Vorwand

zu gebrauchen. Eine fröhliche Geſellſchaft zieht über Land, Männer und Frauen, zu Roß und zu Fuße, in's Kloſter, findet die Pforte ſtets geöffnet, und überläßt ſich hier einem heitern Zuſammenſein, das kein Osmane zu ſtören wagt. Hier wenigſtens leben ſie für ſich, ohne Furcht, ohne unterwürfige Demuth, ohne verſchmitzte Anſchläge und befreit von der Empfindung, vor Feinden und Bedrückern, und doch von Natur ihnen untergeordneten Menſchen auf beſtändiger Hut ſein zu müſſen. Da iſt ihr Stillleben zu beobachten, die gemüthliche, edle Seite eines Characters, dem ſo viel Sinn für die Ehre der Familie und für die Geſchichte der Nation eigen iſt. So kann man denn auch manche Klöſter, die im Gebirge verſteckt liegen und dem Auge der Welt entzogen ſind, als Aſyle der Heiterkeit und des Frohſinns betrachten, welche für den Griechen einen hohen Werth behalten müſſen, zumal da er, wie der Orientale, den Genüſſen der Natur ergeben ſich ſeines ſchönen Himmels zu erfreuen weiß. Zu Hauſe hat der Begüterte ſeinen Reichthum zu verbergen, den ſtets gefährdeten Beſitzſtand zu ſichern, die Erpreſſungen ſo gut es gehen will abzuwehren; gewährt ihm das Glück eine milde Regierung, ſo pflegen Intriguen und Zwiſtigkeiten unter den griechiſchen Familien ſelbſt zu herrſchen; im häuslichen Kreiſe aber nimmt das andere Geſchlecht eine erniedrigte Stellung ein, welche Stolz und Abſonderung hervorruft und die beſten Güter des Lebens verbannt. Wenn aber das Loos des reichen Griechen bei der Vergleichung mit unſern Zuſtänden ſchon ſo düſter und unerfreulich erſcheint, um wie viel mehr wird dies bei denen der Fall ſein, die erſt zu erwerben und ſich emporzuſchwingen hoffen. Ein ſchattenreiches Bild, aber doch durch Lichtreflexe gehoben, die aus beſſern Tagen herüberſcheinen und zu tief begründet ſind, als daß die Corruption von Jahrhunderten es ganz zu verdunkeln und die urſprünglich nationalen Züge zu verwiſchen vermocht hätte. Strenger Gehorſam gegen alle Vorſchriften der Kirche, Stolz auf ihre Religion, die ſie unter allen Nationen, denen der Muſelmann gebietet, allein ohne Apoſtaſie rein erhalten haben, das Bewußtſein, daß ſie dieſer ihre geiſtige Ueberlegenheit verdanken: alles dies hat ſich ſcharf unter ihnen ausgeprägt und es

erhält ihre Klöſter in Blüthe und Wirkſamkeit. Wenn auch die Prieſter häufig über die gegenwärtigen Zeiten Klage führen, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß viele Klöſter, ohne ſelbſt begütert zu ſein, noch jetzt durch die Almoſen beſtehen, die ihnen zuflie- ßen, und daß bei dieſer Abhängigkeit vom Gemeinſinn ihr Wohl- ſtand groß genug iſt, um hie und da neue Bauten zu unterneh- men und jedem Fremden ein gaſtliches Obdach zu gewähren. Wer freilich nicht aus Dürftigkeit, ſondern als Reiſender oder um irgend eine Feier zu begehen, ihre Behauſung aufſucht, ſetzt eine Ehre darin, durch ein reichliches Geſchenk die Gaſtfreund- ſchaft zu belohnen und zugleich ſeinen frommen Sinn zu beur- kunden.

Die Geſellſchaft von Griechen, welche ich im Kloſter Pan- delémona antraf und die mich zu dieſen allgemeinern Bemerkun- gen über die Bedeutung der griechiſchen Klöſter veranlaßte, war zahlreich und beſtand aus mehren Kaufmannsfamilien von Enos. Sie hatten einer Hochzeit in einem benachbarten Dorfe beigewohnt und beſchloſſen, eine häusliche Nachfeier im Kloſter zu halten und erſt am folgenden Tage nach Hauſe zurückzukehren. Der Prieſter, welcher Pandelémona bewohnt, war nicht zugegen und hatte, was mir characteriſtiſch zu ſein ſcheint, obwohl er vielleicht erſt nach mehren Tagen von einer Berufsreiſe heimkehren mochte, die Pforte des Kloſters und die Beſuchzimmer unverſchloſſen und unbewacht zurückgelaſſen. Hier waren nun die Griechen eingezo- gen, und da ſie kalte Küche mitgebracht und einen Heerd aus aufgeleſenen Steinen zum Caffeekochen hergerichtet hatten, ſo entbehrten ſie die Gegenwart des Geiſtlichen und Hausherrn durch- aus nicht. Durch dieſe Vorgänge wurde ich, ermüdet und nach Trank und Speiſe verlangend, freilich einigermaßen in Verlegen- heit geſetzt, indem ich ſah, daß hier für Geld nichts zu bekom- men war. Allein die Kaufherrn kamen mir mit einer ſo gut- müthigen freundlichen Einladung entgegen, an ihrem Abendbrod Theil zu nehmen, daß ich erfreut ſein mußte, in dieſe anſpre- chende Geſellſchaft mich unerwartet eingeführt zu ſehen, um ſo mehr als eine ältliche Dame, welche die Honneurs machte, fran- zöſiſch und ihre Tochter italieniſch ſprach.

Trotz dieſes ſeltnen Zeichens höherer Bildung zeigte ſich hier nichts von dem, was man im Abendlande geſellige Formen nennt, und die nationelle Eigenthümlichkeit ſprach ſich unverhüllt aus. Die Männer, wie die Frauen, ruhten auf einer am Fußboden ausgebreiteten Strohmatte in jener bequemen Körperlage, zu der eine Erhöhung des Sitzes nicht erfordert wird. Eine der jungen Damen, die den Caffee bereitet hatte, trug die volle Taſſe jedem Einzelnen hin und verharrte vor ihm mit auf der Bruſt gekreuzten Armen, bis er ſie zurückgab. Als ich in Folge der Einladung, welche durch Dimitri vermittelt worden war, zuerſt in dieſen Kreis eintrat, erhoben ſich Alle und grüßten, indem ſie mit der flachen Hand Herz, Mund und Augen berührten. Wiewohl dieſe Form der Höflichkeit ganz allgemein unter den Griechen dieſer Gegend beobachtet wird, ſo war ſie mir doch zuvor nicht ſo auffallend und eigen ausdrucksvoll vorgekommen. Wie aber jede Gebärde einen urſprünglichen Sinn hat, den man entweder kennt oder hineinzulegen weiß, ſo erklärte man lächelnd, wie viel jener Gruß zu bedeuten habe. Mein Herz ſchlägt für dich, will er ſagen; meines Mundes Rede ſoll dir wohlgefällig ſein und nur Gutes von dir erzählen; meine Augen bedecke ich aus Demuth vor einem ſo würdigen Manne, oder vor einem Weibe, weil deſſen Schönheit ſie blendet. Nach einer andern Verſion ſoll jedoch die Bewegung der Hand nach den Augen nur andeuten, daß ſie ſich freuten, den Freund zu erblicken. In ſolchen Bildern und Uebertreibungen gefällt ſich die Redeweiſe des Griechen nicht minder, als die orientaliſche Dichtung, und heutiges Tags verſchwendet er im täglichen Umgange jenen demuthsvollen Ausdruck *), den ſein Ahnherr ſich nur für die Anbetung der Götter vorbehielt und, um den Königen zu huldigen, verſchmähte.

Wiewohl nun die Unterredungen, die bei ſolcher Gelegenheit gepflogen wurden, zu ſehr aus allgemeiner Höflichkeit hervorgingen oder von Neugierde herrührten, als daß ſie der Ueberlieferung werth erſchienen, ſo war doch die Scene ſchon um deswillen an-

---

*) προςκυνῶ.

ziehend, weil die beiden Familien, welche die Geſellſchaft ausmachten, ihren feſtlichſten Kleiderſchmuck angelegt hatten und zu den anſehnlichſten Häuſern von Enos gehörten. Das ſeidene Leibgewand der Männer war von ſchwerem Stoffe und, wie es durch den Gürtel feſt an den Körper anſchließt, ſo beſtätigt es den Grundſatz, daß eine warme Tracht am beſten für das warme Clima geeignet ſcheint. Denn obgleich ſie darüber noch einen mit Pelzwerk verbrämten Tuchmantel trugen und die übermäßig weiten Beinkleider allein das Gewicht eines engliſchen Sommeranzuges übertreffen mögen, ſo dachten ſie doch nicht daran, in der Schwüle des Abends weder eins dieſer Kleidungsſtücke, noch den Fez abzulegen. Dabei litten ſie weniger von der Hitze, als die Frauen, die doch viel leichter gekleidet waren und über dem einfachen Gewande nur eine kurze Caſſawaika trugen. Dieſe war bei einer der jüngern Damen, deren Anzug ſo geſchmackvoll war, daß ich ihn aufgezeichnet habe, von hellbraunem Merino, mit langen Aermeln und reich mit Pelz beſetzt. Ohne Schnürbruſt, ohne Leibchen, ſchloß das griechiſche Kleid mit langer Taille dicht an den Körper und reichte bis an die Kniee, von wo die bauſchigen Beinkleider, hellfarbig wie jenes, ſichtbar wurden. Ueber der Bruſt war noch ein ſpitz ausgeſchnittenes, weißes Tuch ſehr vortheilhaft angelegt. Aber am meiſten zierte ſie der Kopfputz, zu dem jedoch Stärke des Haars nothwendig erſcheint. Dieſes bildet vorn mit ſchiefem Scheitel einen dichten, langgeſtreckten Puff und löſt ſich nach hinten zu zahlreichen, in voller Länge herabhängenden Flechten. Der Puff wird durch einen überall anſchließenden, daher ganz niedrigen Fez in der Lage erhalten und um dieſen ſchlingt ſich in der gefälligſten Form ein reicher, in vielen Windungen übereinander gelegter Turban von blauem Seidenzeug, der den rothen Fez größtentheils verdeckt.

Ich blieb im Kloſter, bis die Sonne ſank, und entfernte mich unter herzlichen Wünſchen einer glücklichen Reiſe, die jedoch noch mehr meinem Dolmetſcher, als mir zu gelten ſchienen. Es war mir von Anfang an aufgefallen, wie aufmerkſam meine Wirthe Dimitri behandelten und wie dieſer ihre Freundlichkeit befangen und verlegen erwiederte. Ich hatte zwar bemerkt, daß

er mit dem Senior dieſer Familien ſchon von früher her bekannt ſein müſſe, allein erſt auf dem Heimwege klärte er mir den allerdings wunderbaren Zuſammenhang auf. Da ich keinen Grund habe, in ſeine Wahrheitsliebe Zweifel zu ſetzen, und da ſeine Schickſale, auch wenn er ſie etwas auszuſchmücken für gut fand, bei aller Einfachheit doch auf die Zuſtände und die Lebensart der Griechen einiges Licht werfen, ſo erlaube ich mir, ſie in Kürze zu erzählen.

Aus Smyrna gebürtig, gehörte er einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie an. Er verlor jedoch früh ſeine Eltern und folgte als Knabe ſeiner einzigen Schweſter, die ſich nach Cairo verheirathete. Seine Jugendjahre verlebte er im Hauſe ſeines Schwagers, der einer der angeſehenſten griechiſchen Kaufleute jener Stadt war und ihn wie ſeinen Sohn behandelte. Da er von frühen Jahren an ſo viel Geld in die Hände bekam, als er wünſchte, und weder zu Lehrſtunden, noch zu regelmäßigen Geſchäften angehalten wurde, ſo lebte er nur ſeinen Vergnügungen und erfreute ſich eines bedeutenden Anſehens unter den jungen Griechen von Cairo, theils als guter Geſellſchafter, theils, weil ſeine Familienverbindungen ihm einigen Einfluß verſchafften, den er dazu verwendete, ſeinen Freunden nützlich zu werden. Auch lebte er viel unter den Franken und erwarb ſich hier im täglichen Umgange ſeine Sprachkenntniſſe. »Damals,« pflegte er zu ſagen, »kannte ich keine Sorge, konnte jeden Wunſch befriedigen und verſäumte darüber, mir die Fertigkeit im Schreiben anzueignen, die zum kaufmänniſchen Geſchäfte erforderlich iſt.« In dieſen glücklichen Verhältniſſen, in denen er, unbekümmert um die Zukunft, bis in ſein Mannesalter lebte, machte er auch die Bekanntſchaft des Griechen, den wir ſo eben im Kloſter getroffen hatten und der ihm ſeitdem nie wieder begegnet war. Damals erlaubten ihm zufällige Umſtände, dieſem einen wichtigen Dienſt zu leiſten, wobei er den vornehmen Protector und jener, nun unter den erſten ſeiner Stadt, den unbekannten Schützling geſpielt hatte. Deshalb überkam Dimitri die Scham, daß er jetzt als Dienender dem einſt gering Geachteten entgegentreten müſſe, und er klagte über den Zufall, der ihm dieſe Erniedrigung be-

reitet habe. Indeſſen überhebt ſich der Grieche, der die Ungewißheit der Glücksgüter ſo lebhaft vor Augen hat, auch wohl ſeltener über den arm gewordenen Freund, und unſer Kaufmann, ebenſo wie ſonſt von Dank und Erkenntlichkeit gegen ſeinen ehemaligen Beſchützer erfüllt, hatte ihn ſogleich eingeladen, bei ihm, ſo lange er in Enos bleibe, als Gaſt und Genoſſe ſeines Hauſes zu wohnen.

Ein großer Theil von Dimitri's väterlichem Erbtheil war durch Unglücksfälle verloren gegangen, ohne daß ſeine Stellung in Cairo dadurch geändert worden wäre, da jedes ſeiner Bedürfniſſe durch die Wohlthaten des Schwagers gedeckt ward. Aber zeigten die Menſchen ſich wohlwollend, ſo blieb ihm das Schickſal feindlich. Einſt wüthete die Peſt in Egypten und die Schweſter Dimitri's erlag der Krankheit. Er fühlte, daß er nun nicht mehr in gewohnter Weiſe fortleben könne, und obwohl der Schwager, an ſeinen Umgang gewöhnt, ihn mit Bitten beſtürmte, bei ihm zu bleiben, und ihm verſprach, ſtets für ihn ſorgen zu wollen, als wäre die vermittelnde Gattin noch unter ihnen, ſo erklärte Dimitri, es ſei nun die Zeit gekommen, wo er ſich ſelbſt im Leben verſuchen müſſe. Er raffte den Reſt ſeines eigenen Vermögens zuſammen, empfing außerdem vom Schwager ein großmüthiges Geſchenk und ging nach Conſtantinopel. Anfangs verſuchte er, einen kleinen Handel zu treiben und, als dies nicht glücken wollte, kaufte er ein Haus und verwendete einen beträchtlichen Theil ſeiner Baarſchaft auf die Anlage einer Caffeewirthſchaft und Zuckerbäckerei, wovon er ſich bedeutenden Gewinn verſprach und ſich auch eine Zeitlang mit gutem Erfolge ernährte. Hierbei muß bemerkt werden, daß die gewerbetreibenden Griechen in Conſtantinopel, wie ſie jetzt häufig mit der wahren oder vorgeſchützten Behauptung, im Königreich Griechenland geboren zu ſein, unter den Schutz von deſſen Geſandtſchaft ſich zu ſtellen und hierdurch von den Abgaben der Raja's befreit zu werden bemüht ſind, ſo auch damals zuweilen durch Verbindung mit Franken einen Anhaltspunct gegen türkiſche Uebergriffe fanden. Dimitri, durch ähnliche Verhältniſſe begünſtigt, verſicherte, obgleich in Smyrna geboren, doch nie zu den Raja's gerechnet und immer

von dem Karadſch *) verſchont geblieben zu ſein. Als ſeine Geſchäfte im beſten Flor waren, wurde plötzlich der Befehl erlaſſen, daß in dem Stadtviertel, welches er bewohnte, kein Chriſt ein Haus beſitzen oder Handel treiben ſolle, und daß die Raja's, die ſich hier den beſtehenden Vorſchriften entgegen nach und nach eingedrängt hätten, binnen drei Tagen ihr Quartier räumen müßten. Da Dimitri ſeine Waaren nicht unterzubringen wußte und hoffte, durch den Einfluß ſeiner Geſandtſchaft eine Entſchädigung zu erhalten, ſo ſchloß er ſeinen Laden und wartete den Erfolg ſolcher Bemühungen ab. Dieſe ſchlugen jedoch fehl und während der verlorenen Zeit verdarb ſein Zuckerwerk. Da er auch ſein Haus nicht ſogleich verkaufen konnte, ſo gerieth er in Schulden und fand ſich bald in der bedrängteſten Lage. Jetzt nahm der engliſche Geſandte, der den Erſatz für das verlorene Eigenthum nicht hatte erwirken wollen oder es nicht vermocht hatte, ſich ſeiner an und übertrug ihm die Lieferung der Victualien für ſein Hotel. Auf dieſem einträglichen Poſten verbeſſerten ſich Dimitri's Umſtände binnen einigen Jahren ſo weit, daß er von Neuem einen Handel auf eigene Rechnung unternehmen konnte. Durch die frühern Verſuche indeſſen abgeſchreckt, entſchied er ſich dies Mal für die Schifffahrt. Er kaufte ein kleines Fahrzeug und kreuzte anderthalb Jahre im Archipel und Marmormeer, indem er Früchte und Nahrungsmittel von einem Hafen zum andern führte. Da er davon wenig Gewinn hatte und von Unfällen nicht verſchont blieb, ſo beſchloß er zuletzt, noch eine bedeutende Speculation zu wagen und ſich dann von dieſem Geſchäfte zurückzuziehen. Er ſteckte ſein ganzes Vermögen in eine Schiffs-

---

*) Kopfſteuer, welche nur die Raja's zahlen. Sie beträgt in drei Abſtufungen jährlich 2½, 5 oder 10 Piaſter. Zur Erläuterung des Verhältniſſes von Dimitri dienen folgende Angaben aus v. Hammer's Werk über die Staatsverfaſſung des osmaniſchen Reichs. Bd. 2. p. 151.: „Den im Dienſte fremder Geſandten ſtehenden Raja's werden jährlich beſondere Befreiungszettel gegeben — und ſo wenig als die Vorzeiger dieſer Zettel, dürfen von den Eintreibern der Kopfſteuer alle mit den Patenten fremder Miniſter, als wirkliche Unterthanen einer freundſchaftlichen Macht erklärte Individuen beläſtigt werden."

ladung von Orangen, die er in Smyrna kaufte, um ſie in Conſtantinopel wiederabzuſetzen. Während der Fahrt trat eine Windſtille ein und während derſelben verfaulten die Orangen. Dies war das Ende ſeiner kaufmänniſchen Laufbahn. In der Verzweiflung über ſein Schickſal erinnerte er ſich ſeiner Sprachkenntniſſe und begleitete von jetzt an die fremden Franken auf ihren Reiſen.

In einem Leben, wie das ſeinige, werden die Gedanken vorzugsweiſe auf die Preiſe der Lebensmittel an verſchiedenen Orten und auf deren Schwankungen gerichtet. Indem er mich oft von dieſen, ſeinen Lieblingsvorſtellungen unterhielt, ſo lenkte er meine Aufmerkſamkeit auf eine bei der Betrachtung des gegenwärtigen Zuſtandes der Türkei vielleicht nicht hinlänglich beachtete Thatſache, welche mir wichtig und glaubwürdig genug erſcheint, um ſie näher zu berühren.

Seit zehn Jahren, behauptete Dimitri, der gerade dazumal als Lieferant aus erſter Hand zu kaufen und überhaupt den Abſatz im Kleinen kennen zu lernen im Stande war, ſei in Conſtantinopel der Preis der erſten Lebensbedürfniſſe, namentlich von Korn und Fleiſch, auf eine beiſpielloſe Weiſe größtentheils bis auf das Dreifache geſtiegen. Franken*) werden ſelten im Falle ſein, über ſolche Verhältniſſe perſönliche Erfahrungen zu ſammeln: in Pera ſollen die Preiſe höher ſein, als in Conſtantinopel, und die Canäle, durch welche die Hauptſtadt ernährt wird, ſind zu zahlreich, als daß der Fremde ihren Organismus überſchauen könnte. Um Dimitris Behauptung zu prüfen, ließ ich mir mittlere Preiſe von den Jahren 1829 und 1839 nennen, ließ ſie ſpäter von Neuem aus dem Gedächtniſſe wiederholen und fand

*) Indeſſen wurde mir auch von Franken die Vertheuerung des Lebens in Conſtantinopel als augenfällige Thatſache mitgetheilt und namentlich, als damit im Zuſammenhang ſtehend, die Höhe des Tagelohns angeführt. Tagelöhner der geringſten Claſſe, die im Garten des neuen Palais den Erdboden ebneten, erhielten täglich 8 Piaſter, und dabei waren ſie ſo träge, daß ihr Aufſeher (vergl. S. 33.) verſicherte, ihrer ſechs verrichteten in einem Tage weniger, als ein einziger Wiener Gartenarbeiter.

ſie ſo übereinſtimmend, daß ich auf genaue Sachkenntniß ſchließen zu können glaubte. Vorausgeſetzt, daß ſie völlig der Wirklichkeit entſprechen, ſo ſcheinen ſie ein bedeutungsvolles Licht auf die Zuſtände der Hauptſtadt und, wenn dieſe mit dem ganzen Reiche gleichen Schritt hielt, auch auf dieſes zu werfen. Die Angaben Dimitri's ſind im Einzelnen die nachfolgenden.

Vor zehn Jahren betrug der übliche Zinsfuß in Conſtantinopel 12 Procente, jetzt geben die Banquier's 18 *), die Türken 24 und mehr. In demſelben Sinne, allein in höherm Grade, iſt ſeit jener Zeit der Preis der Lebensmittel geſtiegen:

			koſteten Piaſter:		koſten Piaſter:
20	Oka **)	Weizenmehl (blé)	1829 — 6		1839 — 18.
28	»	Hafer	»	$3\frac{1}{2}$	» 10.
1	»	Weizenbrod (1. Qual.)	»	$\frac{3}{5}$	» $1\frac{1}{2}$.
1	»	Weizenbrod (2 Qual.)	»	$\frac{2}{5}$	» 1.
1	»	Reis	»	$1\frac{1}{5}$	» $2\frac{3}{4}$.
1	»	Hammelfleiſch	»	1	» 4.
1	»	Huhn	»	$1\frac{1}{2}$	» 5.
100	Eier in der beſten Jahrszeit		»	3	» 15.
1	Oka Butter		»	$3\frac{1}{2}$	» 11.

Dieſe Vertheuerung der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe in Conſtantinopel iſt keineswegs nur eine Folge des verminderten Münzwerthes: denn während dieſer zehn Jahre iſt der Piaſter höchſtens um 50 Procent ***) ſchlechter ausgeprägt, während jene

*) Ganz dieſelbe Angabe erhielt ich auf Erkundigungen bei angehenden Kaufleuten in Conſtantinopel, welche ihre Erſparniſſe den Banquiers zu überbringen pflegten und dafür ohne Schwierigkeit 18 Proc. Zinſen erhielten.

**) 1 Oka enthält $266\frac{2}{3}$ Drachmen oder Miscal: alſo beiläufig 2 Pfund 2 Loth.

***) Folgende Zuſammenſtellung giebt eine Vorſtellung von der Verſchlechterung des Münzfußes. Der urſprüngliche Werth des Piaſters ſcheint = 60 X. oder einem öſterreichiſchen Conventionsgulden gleich geweſen zu ſein. Die erſte Ausprägung von Piaſtern geringeren Gehalts fand nach Muradgea d'Ohſſon (Tableau 3. p. 374.) im J. 1771 ſtatt und die Werthverringerung

Artikel um 300 Pr. theurer geworden ſind. Wollte man die Angaben meines Griechen gerade deshalb verdächtigen, weil er eben jene Artikel für mich zu kaufen hatte, ſo erwiedere ich, daß er nur einen ſehr geringen Gewinn davon gehabt hätte, indem ich faſt immer bewirthet wurde und freiwillige Geſchenke gab, daß die Preiſe im Innern nach den Umſtänden geringer wurden, und daß, ſo oft ich auch ſeine Treue auf die Probe ſtellte, ich ſie ſtets gediegen fand. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil gerade bei Mittheilungen dieſer Art der Reiſende nicht mißtrauiſch genug gegen ſeine Quellen ſein kann, von leichtfertiger Gefälligkeit, Prunkſucht, Betrug und fremdem oder eignem Mißverſtändniß zu unaufhörlichen Irrthümern verleitet.

Geſetzt alſo, jene Verhältniſſe ſeien mir der Wahrheit gemäß berichtet, ſo laſſen ſie ſich mit andern Thatſachen in Verbindung ſetzen, die vielleicht die bedingenden Urſachen jenes Umſchwungs geweſen ſind. Allgemein war die Klage der Kaufleute über die beiſpielloſe Abnahme des Handels mit türkiſchen Producten in Smyrna und Salonichi, den beiden Plätzen, wo der fränkiſche Handel ſich concentrirte, nicht als hätte der Markt ſich nach andern Orten gezogen, ſondern weil in Rumelien und beſonders in Anatolien überall ſeit dem letzten Decennium die Cultur des Bodens in Abnahme begriffen ſei. Leicht könnte der Reiſende, wenn er große Flächen unbebaut findet, wenn er hört, daß der größte Theil des Landes im Innern von Kleinaſien beim trefflichſten Boden und Clima wüſt liege, in dieſer Rückſicht irrigen Anſichten Raum geben, indem er den Eindruck der Gegenwart überſchätzt, ohne für die Vergangenheit einen vergleichenden Maßſtab zu beſitzen. Allein der Kaufmann beſitzt ihn. Er rechnet darnach, und ſeine Ausſagen, wenn ſie allgemein ſich wiederholen, verdienen Vertrauen.

---

betrug gleich damals 22 Procent. Nach v. Hammer hatte der Piaſter 1787 einen Werth von $43\frac{1}{2}$ X., 1794 von 30 X., 1813 von $21\frac{1}{2}$ X.; nach v. Prokeſch 1824 von $13\frac{1}{3}$ X.; nach Urquhart 1830 von $7\frac{1}{2}$ X.; nach Brunner 1831 von $6\frac{1}{5}$ X. Zur Zeit meiner Reiſe hielt ſich der Curs kaum noch auf 6 X.

Noch deutlicher aber ſpricht die große Korneinfuhr aus den ruſſiſchen Häfen nach Conſtantinopel zum täglichen Bedarf dieſer Stadt. Bedenkt man die hohen Preiſe, ſo wird man ſich leicht überzeugen, daß der Ackerbau an den Küſten des Marmormeers und Archipel's für die Ernährung von Conſtantinopel nicht ausreicht. Noch dazu liegt die Sorge dafür in den Händen der Regierung. Bei meiner Anweſenheit waren mehre Schiffe von Odeſſa ausgeblieben, welche Korn von der geringſten Qualität herbeiführen ſollten. Dieſer Umſtand ließ Folgen befürchten, die an die Geſchichte von Rom hätten erinnern mögen, wenn dort die Korneinfuhr von Sicilien geſtört ward. Ich ſelbſt ſah Hunderte von Menſchen vor den Brodläden zuſammengedrängt, und, während die Meiſten ſich vergebens bemühten, von dem wohlfeilen Brod, das ſie allein bezahlen konnten, zu erhalten, wurde der geringe Vorrath in der kürzeſten Zeit ausverkauft. Dieſer Brodmangel hatte ſchon über einen Monat gedauert, und, wie man verſicherte, wiederholt er ſich oft. Seit welcher Zeit dauern dieſe Zuſtände? welche Folgen werden ſie hervorrufen?

Wenn man ſich des polemiſchen Standpunctes erinnert, auf welchen dieſe und ähnliche Fragen insbeſondere durch Herrn Urquhart geſtellt ſind, ſo wird man gegründetes Bedenken tragen, die beobachteten Thatſachen durch Reflexion erweitern zu wollen. Allein, wie ich mich enthalte, ſie allgemeiner aufzufaſſen und als den Reflex eines tiefen Uebels zu betrachten, ſo wünſche ich doch nicht, eine Bemerkung über die Bedeutung ſolcher Erſcheinungen für die Wohlfahrt des Ganzen zu unterdrücken. Wenn jener Schriftſteller das türkiſche Familienleben kennt und werthſchätzt, wenn er in der hohen Ausbildung der Municipalrechte eine feſte Grundlage des osmaniſchen Staats erblickt: ſo würde er ihn doch durch die Einführung unſerer Kenntniſſe und Künſte nicht auf die Höhe des Abendlands erheben können, falls das Capital inzwiſchen in's Ausland ſich zu verlieren fortführe. Was helfen dieſe neuen Inſtitutionen, wenn Ackerbau und Gewerbe fortdauernd ſinken und die Urſachen ihres Verfalls fortdauern?

Die nachgewieſene Erhöhung der Kornpreiſe kann hervorgehen aus Vermehrung des Capitals, der Nachfrage, der Bevölke-

rung, oder aber aus Verminderung des Vorraths und der Production. Kann es *) zweifelhaft ſein, welche dieſer Urſachen in der Türkei gewirkt habe? Die Höhe des Zinsfußes kann bedingt werden von der Productivität des Capitals, wie in Nordamerica, oder aber von der Unſicherheit des Beſitzthums **) und von dem Mangel an hypothekariſchen Inſtituten. Wo iſt der Beſitz noch heute gefährdeter, als unter den Osmanen? wo der Gläubiger mehr vom perſönlichen Character des Schuldners abhängig?

Wenn nun die Ausfuhr des Landes von dem Werthe der Einfuhr überſtiegen wird, wenn dieſe ſich auf nothwendige Lebensmittel erſtreckt, die um jeden Preis angeſchafft werden müſſen, weil ſie im Lande nicht in hinreichender Menge erzeugt werden, wenn ſie mit baarem Gelde bezahlt werden müſſen, da die auswärtigen Kaufleute keinen Credit geben, wenn das vorhandene Geld weder durch Anleihen vermehrt, noch das verſchwundene durch Handel oder Bergwerke erſetzt wird: ſo ſcheint hier wirklich der außerordentliche Fall eintreten zu müſſen, daß allmählig nicht bloß der Wohlſtand ſinkt, ſondern auch das im Umlauf nothwendige oder in todten Schätzen noch aufgehäufte Geld ſo lange dem Auslande zufließt, bis die Criſen eintreten, welche vielleicht einen ganz eigenthümlichen Character annehmen mögen. Wer ſich weiter in dieſe Probleme vertiefen wollte, dürfte zwei Thatſachen nicht überſehen, einmal die wachſende Abnahme der türkiſchen Population, und zweitens den Umſtand, daß die Reformen, beſonders im Militairweſen, gegen die Berechtigung ***) der Mu-

---

*) Folgende Aeußerung hörte ich von einem Kenner dieſer Verhältniſſe in Conſtantinopel: »Da mit der Vertheuerung der Lebensmittel die Erwerbsquellen der Türken nicht geſtiegen ſind, ſo leben ſie jetzt noch ſchlechter, als zuvor, und Manche erhalten ihre Exiſtenz eine Zeit lang durch Schulden, indem ſie das angeliehene Capital bis zu 36 Procent verzinſen.«

**) Kurze Zeit, ehe ich nach Conſtantinopel kam, ſchenkte der Sultan ein dem Huſſein Paſcha von Widdin gehöriges Privathaus am Bosporus ohne Wiſſen des Eigenthümers an einen andern Paſcha, der es jetzt bewohnte. Bekanntlich hat Huſſein Paſcha die größten Verdienſte um die Krone.

***) Wie aber dieſe den Wohlſtand einzelner Gegenden begünſtigte, hat

nicipalitäten gerichtet waren, als gegen die ſtärkſte Hemmung der centralen Regierungsgewalt, und daß dieſe Schwächung der Municipien ſchon durch die ſteigende Macht einiger Statthalter vorbereitet war, gleichſam des Geſchlechts der Ali, bei denen Bedrückung und Erpreſſung erblich zu ſein ſcheinen.

Urquhart in lehrreichen Beiſpielen an der Geſchichte von Ambelakia und den Bergwerksdiſtricten Chalcidice gezeigt.

Siebentes Capitel.

Reiſe von Enos nach dem Hájion-Oros.

Abfahrt. Küſte von Makri. Cap Marogna. Marulia und Hafen von Marogna. Nachtmahl an der thraciſchen Küſte. Schakals. Gebirgszug der Rhodope. Die Mönche von Hájion-Oros. Oertliche Luftſtrömungen. Die Inſel Taſſos. Hafenplätze von Panajia und Caſavi. Ueberfahrt von Taſſos nach dem Hájion-Oros.

30. Mai. Morgens 4ʰ wurde ich mit der kaum noch gehofften Nachricht geweckt, es ſei günſtiger Wind eingetreten und wir würden ſogleich abfahren. Eine Viertelſtunde ſpäter befand ich mich reiſefertig am Hafen. Da indeſſen der Douanen-Officiant, dem die Ladung des Boots nachzuſehen oblag und dem jeder durchreiſende Raja bei der Abfahrt 5 Piaſter zu entrichten hatte, noch nicht am Platze war, ſo wurden wir, obgleich unaufhörlich zu ihm geſchickt ward, beinahe drei Stunden aufgehalten. Dieſe Verzögerung, woran nur die türkiſche Bequemlichkeit Schuld war, die in der That an einem Seehafen unbegreiflich iſt, hatte leider in der Folge großen Einfluß auf unſere Seereiſe, indem der Landwind ſchon nach wenigen Stunden aufhörte, noch ehe wir das hohe Meer erreicht hatten. Der Türke entſchuldigte ſeine Nachläſſigkeit keineswegs, ſondern erhob noch im Augenblick der Abfahrt die Schwierigkeit, meine Effecten unterſuchen zu wollen, ein Anſinnen, dem die Entfaltung des Ferman mit Erolg entgegentrat.

Ich war erſtaunt über die Zahl und das Ausſehen der Paſſagiere, mit denen ich reiſen ſollte, aber noch mehr über die Kleinheit des Bootes. Man erklärte mir jedoch, daß der unmittelbar an den Quai grenzende Theil des Hafens, der eigentlich zu den Lagunen gehört, ſo ſeicht ſei, daß unſer Fahrzeug, welches jenſeit der Erdzunge vor Anker liege, nicht näher habe einlaufen können. Dieſer Nachricht folgte auch ſogleich die Beſtätigung: denn, kaum hatten wir uns in Bewegung geſetzt, als das Kiaik auf den Boden rannte und nur mit Mühe und neuem Zeitverluſt wieder flott gemacht werden konnte. Als wir endlich unſer Schiff erreichten, ergriff mich wirklich ein gelinder Schauder: denn bis auf den höhern Maſt ſchien es um nichts geräumiger zu ſein, als das Boot, worin Jeder dem Andern den Platz ſtreitig zu machen genöthigt war. Das Fahrzeug gehörte ohne Zweifel zu der kleinſten Gattung von Schiffen, womit man das aegeiſche Meer zu beſchiffen wagt, und dennoch ſollte es dreizehn Perſonen faſſen und war außerdem mit einigen Gütern befrachtet. Der Eigenthümer war ſchlau genug geweſen, mir, als ich den Contract abſchloß, ein fremdes Schiff als das ſeinige zu bezeichnen, und behauptete jetzt, er habe es ſpäter beſchädigt gefunden, und, um ſeiner Verpflichtung nachzukommen, das vorliegende gemiethet, deſſen Vorzüge im ſchnellen Segeln und feſter Bauart er nicht verfehlte lockend auszumalen. Ich aber ergab mich in mein Schickſal.

Die Geſellſchaft beſtand aus den beiden Prieſtern vom Athos, deren zwei Dienern, zwei gemeinen Griechen, einem Bulgaren nicht minder niedrigen Standes und den vier Schiffern, den Capitain eingerechnet. Mit dieſen Perſonen, von denen wahrlich nicht viel Reinlichkeit und Anmuth zu erwarten war, hatte ich das Vergnügen, ſechs Tage und fünf Nächte im engen, offnen Boote zu leben, und, da mein Mundvorrath nur auf einen oder zwei Tage berechnet war, bald auch von Hunger und ſchlechten Nahrungsmitteln zu leiden.

Gegen 8^h wurde endlich der Anker gelichtet und mit friſchem Winde ſteuerten wir nach Weſten in ein ruhiges Meer. Als jedoch um Mittag die vollkommenſte Windſtille eintrat, lagen wir

Makri gegenüber auf der ſpiegelglatten Fläche mehre Stunden unbeweglich da, und ich durfte mich nur an dem Hinblick auf die majeſtätiſche Samothrake erfreuen, der wir uns jetzt auf 3 geogr. Meilen genähert hatten. Zuletzt erhob ſich ein weſtlicher Wind, und, um nicht nach Enos zurückgetrieben zu werden, ſuchten die Schiffer durch Rudern die Küſte am Cap Marogna zu erreichen. Dies gelang zwar, nicht aber, wie ſie wünſchten, demſelben die Weſtſeite abzugewinnen. So wurden wir genöthigt, in einer Bucht vor Anker zu gehen, die zwiſchen dem ſpitzen Vorgebirge und Makri liegt, und zwar ſo ſehr von Bergen umlagert, daß es unmöglich iſt, von hieraus das Cap ſegelnd zu umkreiſen. Noch ein Verſuch wurde gegen Abend mit den Rudern gemacht, und, nachdem ſich die Schiffer vergebens abgemattet hatten, gegen Wind und Strömung anzukämpfen, kehrten ſie in die Bucht zurück und warfen den Anker zum zweiten Male.

Zuvor ließ ich mich an's Land bringen, mich zu baden und die Vegetation der Küſte kennen zu lernen. Das Bad gewährte wahren Genuß. Das Meer hatte 16° R., die Luft 20° Wärme. Die Sonne war gerade im Untergehen. Leiſer, ſtiller Wellenſchlag kräuſelte die dunkle Fluth.

Die Küſtenkette des Despoto-dagh, die ich von Enos erblickt hatte, lag nun dicht vor uns. Sie läuft vom weſtlichen Maritza-Arm aus der Küſte parallel und biegt ſich zuletzt nach Süden, indem ſie in das Cap Marogna ausgeht, welches weit und ſcharf in die See einſchneidet. An dem Orte, wo ich gelandet war, iſt der Fuß dieſes Gebirgs eine halbe Stunde vom Meere entfernt. Das Ufer ſelbſt iſt flach und zum Theil angebaut. Da ſieht man Pflanzungen von Oelbäumen, die vernachläſſigt, wie ſie ſind, vielmehr einer Wildniß gleichen, aber auch eingehegte Weideplätze und Kornfelder. Einige Häuſer von Makri und ein Dorf, welches weſtlich von dieſem Städtchen am Abhange eines Hügels liegt, ſind gleichfalls vom Uferplatze ſichtbar. Ein großer Theil der Umgegend aber liegt wüſt und dann haben ſich gewöhnlich immergrüne Sträucher des Bodens bemäch-

tigt: Coccuseichen, Ciſten und Poterium *). Auf dem Gerölle längs des Ufers hat ſich eine üppige und artenreiche Vegetation angeſiedelt, in welcher Küſtengräſer und Kräuter **) gleich bedeutend auftreten.

Als ich an Bord zurückkehrte, waren meine Genoſſen beim Schein eines brennenden Holzſpans beſchäftigt, ihr Abendbrod zu verzehren. Sie begnügten ſich mit geſalzenen Fiſchen und nicht weniger übelriechendem Käſe. Zum Schlafen war ſo wenig Raum, daß ſich Niemand ausſtrecken konnte. Zuerſt fiel ein ſanfter Regen, dann ging der Mond auf und die milde Luft ließ jede Beſchwerde vergeſſen.

31. Mai. Das Vorgebirge Marogna erhebt ſich kühn aus dem Meere und ſeine ſenkrechten Felſen werden mehr als eine Stunde weit von den Wellen beſpült. Auf den Charten erſcheint es als ſchwache Wölbung der thraciſchen Küſte, in der Natur ſpringt es als ſpitzwinkeliges Dreieck in die See hinaus und weiſt gegen Süden nach der Inſel Samothrake hinüber. Der Weſtwind hatte eine ſo heftige Strömung an der Spitze dieſes Caps erzeugt, daß der ganze Tag darüber verfloß, bis wir es gegen Strömung und Wind rudernd umſchifft hatten: und ſelbſt das koſtete die äußerſte Anſtrengung und erforderte einen geſchickten Wechſel in der Verwendung unſerer ſämmtlichen Kräfte.

So wie eine Reihe von Vorbergen überall die Südkette der Rhodope begleitet, ſo ſondern ſich auch am Vorgebirge Marogna zwei übereinander geſtapelte Terraſſen beſtimmt von einander ab. Aber wie ſie ſich hier auf engem Raume zuſammendrängen, ſo bildet ſchon die untere Terraſſe, die bei Makri ein bebautes Hügelland darſtellt, ſobald ſie ſich gegen das Meer wendet, felſige

*) Quercus coccifera L. Cistus villosus Lam. Poterium spinosum L. Unter ihnen wächſt Trifolium spumosum L. und in größter Menge die ſchon auf den Weiden von Eski-Heracli bemerkte Sinapis taurica Fisch., vielleicht die gemeinſte Pflanze der thraciſchen Flora.

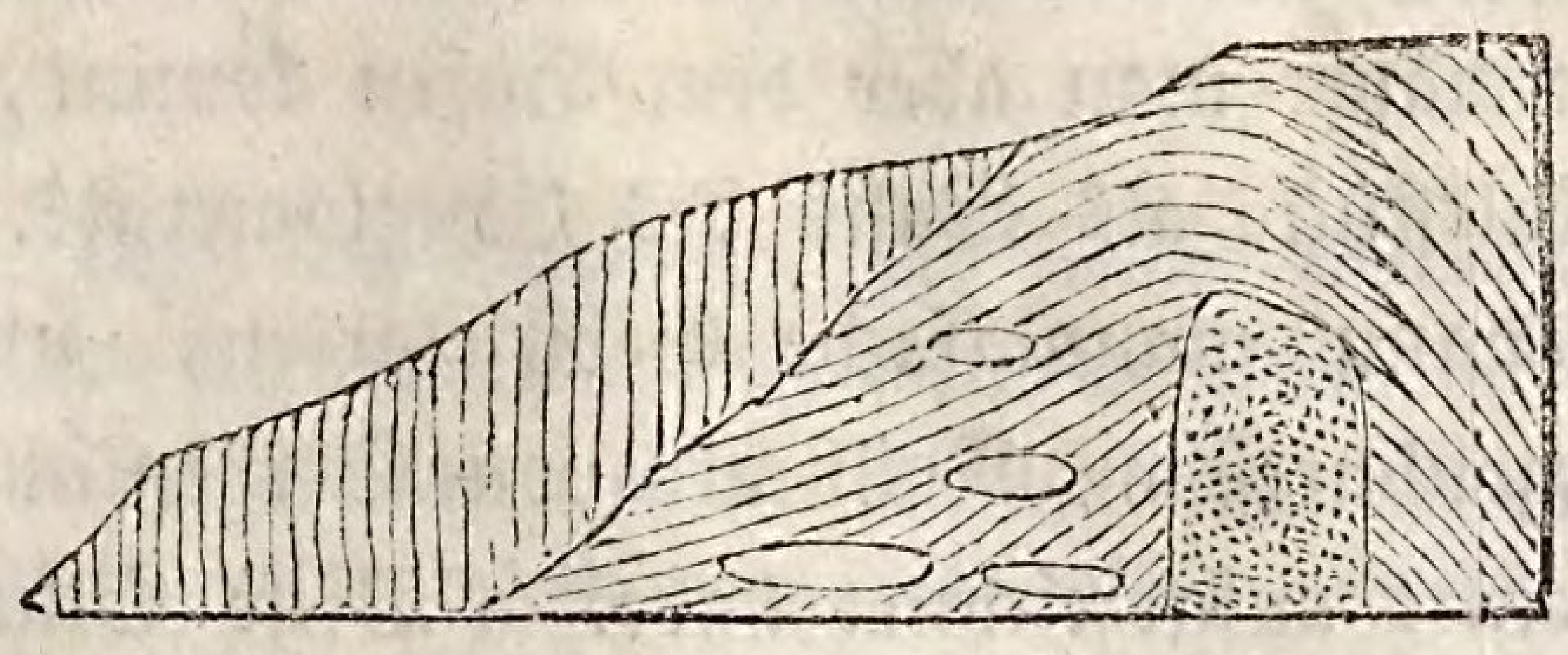
**) Z. B. Triticum junceum L. Lolium rigidum Gaud. Hordeum bulbosum L. Lagurus ovatus L. Andrachne telephioides L. Onosma sp. Maruta fuscata DC. Asteriscus maritimus Cass. Matthiola tricuspidata Br.

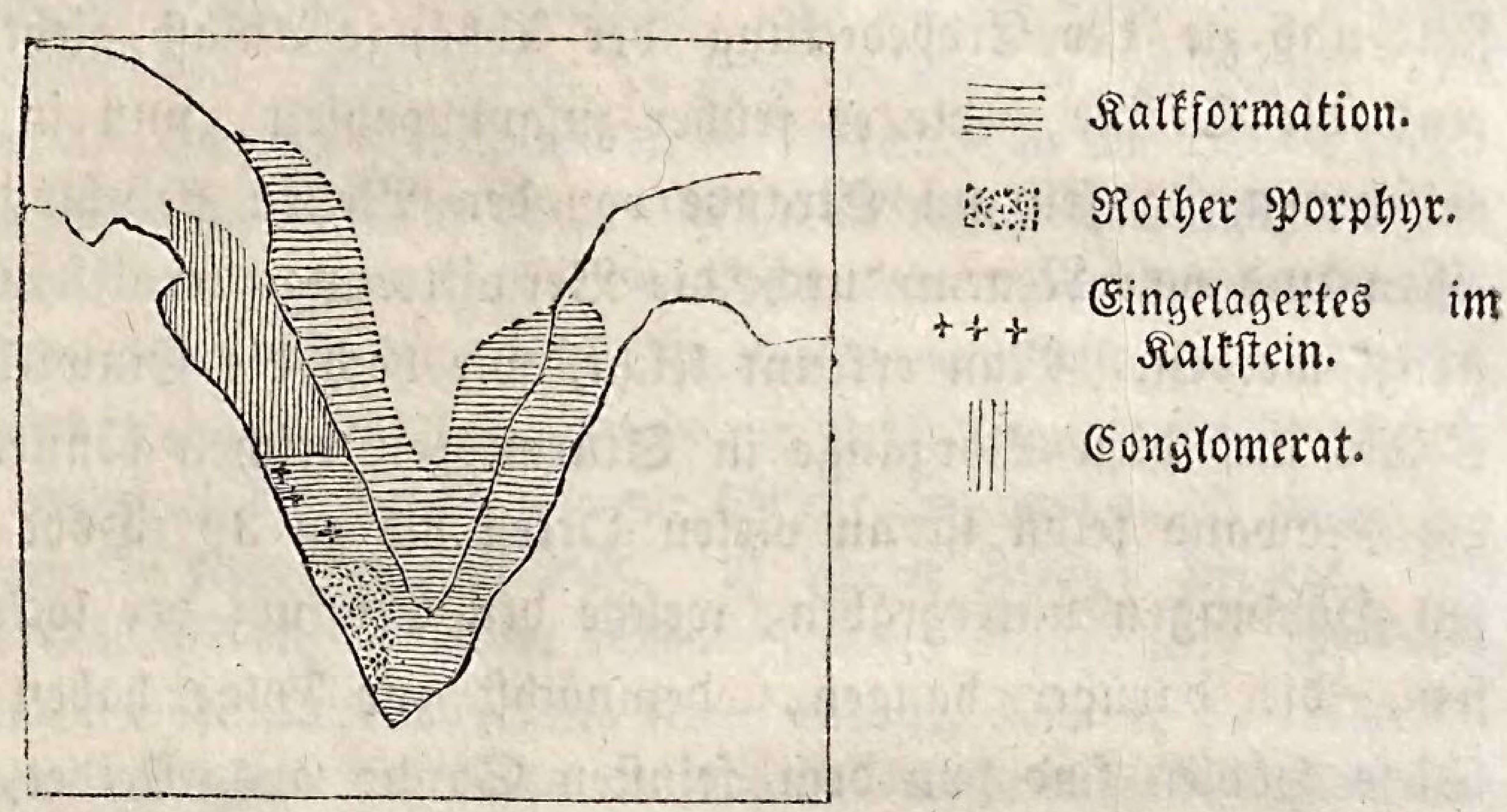
Abhänge, die bald darauf in die ſenkrechte Wand übergehen, welche die Spitze des Caps ausmacht und deren Höhe ich nach dem Augenmaaße auf 500′ ſchätzte. Die obere Terraſſe, die von dieſer durch ſchmales Tafelland getrennt wird, erhebt ſich nach Copeland's Meſſung am Vorgebirge ſelbſt zu 2174′ und erreicht damit zugleich die bedeutendſte Höhe der thraciſchen Küſte oſtwärts vom Golf Lagos. Wenn man dieſen hohen Berg ſo jäh über ſich emporſteigen ſieht und ſich die Neigungsverhältniſſe ſeiner Abhänge einprägt, ſo blickt man unwillkührlich nach Samothrake hinüber, deſſen Gebirge in ſeiner äußern Geſtaltung eine auffallende Uebereinſtimmung wahrnehmen läßt. Giebt es wirklich eine tiefere Beziehung zwiſchen dieſer Inſel und der Rhodope, ſo würde man ſie gewiß zunächſt vom Cap Marogna herleiten und die Felsarten dieſer beiden Puncte vergleichen müſſen. Uebrigens zweifle ich nicht, daß Samothrake vor den meiſten Inſeln des Archipels den längern Beſuch eines Naturforſchers verdienen und belohnen würde.

Das Cap Marogna, klippenreich und von Vorland entblößt wie es iſt, bietet einige intereſſante geognoſtiſche Erſcheinungen dar. Wiewohl ich einen Punct, der mir der wichtigſte zu ſein ſcheint, genügend zu beobachten nicht Gelegenheit fand, ſo theile ich meine Anſchauungen doch um ſo lieber mit, als ſie vielleicht Andere auf dieſe abgelegene Gegend aufmerkſam machen können. Die Oſtſeite der unteren Terraſſe beſteht aus einem maſſigen Kalkgeſtein von grauer Farbe, deſſen Schichtung nur an einzelnen Orten angedeutet iſt. Die Felſen der obern Terraſſe, die gleichfalls ſehr ſchroff anſteigt und jedesmal ſichtbar wurde, wenn wir uns beim Laviren ein wenig vom Ufer entfernten, ſcheinen aus derſelben Gebirgsart gebildet zu ſein und ſetzen ſich gleichförmig nach Weſten über das Cap hinaus fort. Sobald man die Südſpitze umſchifft hat, fällt eine ſehr ausgezeichnete rothe Porphyrwand in's Auge, welche nicht ganz ſo hoch iſt, als die aus Kalkſtein gebildete Südſpitze ſelbſt, aber ebenſo ſenkrecht aus dem Meere hervorſteigt. Der Kalkſtein iſt von beiden Seiten dem Porphyr angelagert, ſeine Schichten richten ſich an dem ungeſchichteten Porphyr in die Höhe. Es mag wenig Orte in Eu-

ropa geben, wo die Beziehung zwiſchen den vulcaniſchen und geſchichteten Formationen ſo klar aufgeſchloſſen, in ſo überſichtlichen und doch nicht minder großartigen Verhältniſſen betrachtet werden könnte, als hier. Und als wollte die Natur dem Vorüberſchiffenden das Zeugniß ihres Wirkens noch anſchaulicher darlegen, ſo iſt gerade an dieſem wichtigen Orte die Schichtung des Kalkſteins deutlicher entblößt, als anderswo. Die Porphyrfelſen ſind auf die untere Terraſſe beſchränkt und haben auch, wiewohl ſie ihrer grellen*) Farbe wegen aus bedeutender Entfernung ſchon hervortreten, nur eine geringe Ausdehnung der Breite nach. Dann kehrt die Kalkformation wieder, nun aber, wie geſagt, an dem Porphyr in entgegengeſetzter Richtung hinaufgelagert. Jedoch auch dieſe Gebirgsart iſt an der Weſtſeite des Vorgebirgs weniger entwickelt, zeigt aber in ihrem Bereich eine ungewöhnliche Erſcheinung. Es findet ſich nämlich darin eine höchſt auffallende Einlagerung von ſchwarzer Farbe, welche gleichſam in mächtigen Gängen den Kalkſtein durchſetzt und an den Klippen in breiten Maſſen zu Tage tritt. Obgleich es mir nicht gelang, dieſes ſchwarze Geſtein zu berühren und näher zu betrachten, ſo konnte ich doch ihr ſchlackenartiges Gefüge und ihre Schichtungsloſigkeit wohl erkennen. Das Auftreten dieſer pechſchwarzen Felſen im hellen Kalkgebirge und ihr glänzendes Anſehen waren ſo auffallend, daß einer der Prieſter ſogar ſeine Aufmerkſamkeit darauf richtete und die Bemerkung äußerte, hier ſcheine ein großes Steinkohlenlager anzuſtehen, und wenn die Deutſchen dieſen Ort kennten, würden ſie von hieraus alle Dampfſchiffe auf dem Archipel mit Feuerung verſehen können. Für mich, dem ſie nichts mehr als eine vulcaniſche Gebirgsart zu ſein ſchienen, hatte ſie freilich kein ſolches praktiſches Intereſſe, aber mit Verwunderung überblickte ich ihr Verhältniß zum Kalkgeſtein. Denn wiewohl ſie große Felſen bildete, die ich mit der benachbarten Porphyrwand hätte vergleichen mögen, ſo war ſie doch ſtets der Kalkformation ſo vollſtändig eingelagert, daß dieſe ſie rings umher, oben und unten am Meere wie einen eingelagerten Gang umgab.

*) Sie gleichen hierin dem Porphyr von Enos.





Dabei aber ſchien die Schichtung derſelben keineswegs geſtört zu ſein. Wer in der Folge dieſes Vorgebirge beſuchen ſollte und zu verweilen Gelegenheit hätte, würde die Oertlichkeit nicht verfehlen können. Von dem Hafen bei Marogna wird er am Strande in einer halben Stunde die erſte dieſer ſchwarzgefärbten Klippen hart an der Grenze der Kalkformation erreichen. Sein Weg führt ihn alsdann über die vierte Gebirgsart des Caps. Etwa auf halbem Wege von der Südſpitze zum Hafen werden die Felſen der Uferwand niedriger und, indem ſie von da ſich allmählig immer tiefer ſenken, ſo bleibt ihnen zuletzt am Hafen ſelbſt nur eine Höhe von 50′. Zugleich büßen ſie ihre Feſtigkeit und Steilheit ein, und, immer noch ſchroff, werden ſie doch hier von Erde bedeckt. Denn an dem Puncte, wo die Senkung des Ufers beginnt, hört das Kalkgeſtein der unteren Terraſſe auf und ein Conglomerat bildet ſich nach und nach aus ihm hervor. Dies iſt den Kalkfelſen aufgelagert und bekundet ſeine ſpätere Entſtehung dadurch, daß es Anfangs noch größere oder kleinere Kalk-

ſteine, die von der nachbarlichen Formation herſtammen, einſchließt. Je näher man aber dem Hafen kommt, deſto ſeltener werden die Kalkſtücke als Baſis des Conglomerats. Statt ihrer erſcheinen alsdann mannigfache Gebirgsarten, unter denen ich, als die ausgezeichnetſten, Rollſtücke von Serpentin und von einer feſten Schieferart aufgezeichnet habe. Dieſe Stücke werden von einem ſandigen Bindemittel eingeſchloſſen, welches ſehr leicht zerfällt und zu der Erdbedeckung der Abhänge Anlaß giebt, während die Steine, die es früher zuſammenhielt, nun in rein gewaſchenen Haufen am Strande von den Wellen beſpült, fortgeriſſen und von Neuem durch die Verwitterung der Uferwand ergänzt werden. Man erkennt leicht, wie hoch die Einwirkung des Meers auf dieſe Vorgänge in Sturmeszeit reichen könne. Denn die Erdwand ſelbſt iſt an vielen Orten bis zu 30′ Höhe von tiefen Höhlungen untergraben, welche den Einſturz der lockern Maſſen, die darüber hangen, demnächſt zur Folge haben müſſen. Dieſe Höhlen ſind von dem feinſten Sande ausgekleidet, indem die Wellen das Bindemittel auf das Zarteſte gepulvert und den Thon mit dem Humus fortgeſchlämmt haben. In einigen derſelben hatte dieſer Sand eine äußerſt intenſive, blutrothe Färbung, die auf einen bedeutenden Eiſengehalt dieſes Conglomerats ſchließen läßt. Zum Schluſſe bemerke ich noch, daß das häufige Vorkommen von Serpentin in demſelben die Hypotheſe begünſtigt, daß auch die erſterwähnten ſchwarzen Felſen nichts Anderes ſein mögen, als Serpentinlager. In dieſem Falle würde ſich meine Beobachtung an ähnliche Erfahrungen anſchließen, nach denen im Alpenkalk des Aviſiothals gleichfalls gangartige Räume von Serpentin ausgefüllt werden.

Da der Wind ſich nicht änderte, ſo wurde am ſpäten Nachmittage im Hafen von Marogna Anker geworfen. Ich nenne dieſen Ort nach dem Dorfe, das jedoch vom Meere entfernt im Gebirge liegt. Denn nach der Zerſtörung der Stadt Maronea iſt dieſes Ufer, ein Paar Fiſcherhütten abgerechnet, unbewohnt geblieben, ſo ſehr auch ihr Handel durch die Lage begünſtigt werden mußte und ſo ſelten gute Häfen an der gebirgigen Küſte von Thracien anzutreffen ſind. Wegen der Abſchüſſigkeit des

Ufers lag jene Stadt *) zwar unmittelbar am Geſtade, aber auf

---

*) Ich trage zwar kein Bedenken, auf fremde Autorität und auf die Uebereinſtimmung des Namens mich ſtützend, dieſe Stadt in den gegenwärtig vorhandenen Ruinen zu erkennen, allein ich kann nicht umhin, einige Zweifel anzuregen, welche zu löſen ich Kundigen überlaſſe. 1) Ich weiß nicht, ob man nachweiſen könne, daß Maronea unmittelbar am Meere gelegen habe. Statt deſſen wird von Herodot angeführt, daß an der Stadt das Flüßchen Sthenas vorbeifließe. Nun ergießt ſich zwar ein Bach in den Hafen, aber auf der den Ruinen entgegengeſetzten Seite. Unmittelbar am Oſtende derſelben iſt die Uferwand gleichfalls durch eine grabenförmige Vertiefung bis zum Niveau des Meers eingeſchnitten. Indeſſen ſcheint dieſer trockne Graben, auch wenn er in anderer Jahrszeit Gebirgswaſſer aufnehmen mag, künſtlich angelegt worden zu ſein und hat vielleicht zur Befeſtigung der Stadt gedient, indem die außerhalb des Hafens gelegene Oſtſeite der Ruinen die einzige iſt, die nicht von der Natur geſchützt wird. 2) Ferner erwähnt Herodot, daß öſtlich von Maronea der bedeutende Landſee Ismaris belegen ſei. Ich kenne an der ganzen Südküſte von Thracien keinen Landſee, wenn ich die durch Inſeln verdeckte Nordſpitze des Golfs von Lagos, welche von den Alten See Biſtoris genannt wurde, abrechne. Aber ebenſo wenig zeigen unſere Charten irgend einen See im Innern des Landes. Dabei iſt jedoch zu berückſichtigen, daß das Innere der Rhodope ſehr wenig bekannt iſt und daß dort auch leichthin ein See im Lauf der Zeiten entwäſſert ſein mag: während es keinem Zweifel unterliegt, daß an der Küſte ſelbſt, auf dem ſchmalen Vorlande zwiſchen dem Cap Marogna und der Maritzamündung, niemals ein beträchtlicher Landſee beſtanden haben kann, da es wohl nirgends breiter als höchſtens eine halbe g. Meile iſt. 3) Ich bezweifele kaum, daß das im Alterthume berühmte Vorgebirge Serrium in dem Cap Marogna zu ſuchen ſei, da dies die einzige Landſpitze iſt, die weit in das Meer vorſpringt und namentlich von Enos geſehen bedeutend hervortritt. Das Cap Makri iſt niedrig und unbedeutend. Nun würde es befremden, wenn man bei Maronea die auffallende Lage hart am Cap Marogna ſollte unerwähnt gelaſſen haben. — Könnte man nachweiſen, daß Maronea, wie das heutige Marogna, vom Meere entfernt gelegen habe, ſo würde es ein wichtiges Problem bleiben, welcher Stadt die weitläuftigen Ruinen angehören, welche ich betreten habe. Wenn nicht die ganze Geographie der alten Küſte Thraciens einer Reviſion unterworfen werden muß, ſo wird jene Frage nicht leicht zu beantworten ſein. Zu ihrer Löſung kann vielleicht die Bemerkung Couſinéry's beitragen, daß die Ruinen, welche er, wie es ſcheint, ohne zu landen, nur vom Schiffe ſah (Voy. dans la Macédoine II. p. 103.), heutiges Tages nicht wie ein benachbartes Dorf Marogna, ſondern Marulia heißen.

der Höhe einer weitläuftigen und ebenen Platte, welche durch die Uferwand an der Oſtſeite des Hafens begrenzt wird. Maronea muß von ziemlicher Bedeutung geweſen ſein, da der Umfang ihrer Ruinen noch jetzt eine halbe Stunde beträgt. Die ganze Fläche iſt durchaus mit altem Gemäuer und verſtreuten Ruinen bedeckt, und da, ſo viel mir bekannt geworden, noch Niemand ihrer Unterſuchung ſich gewidmet hat, ſo dürfte ſchon die Ausdehnung der Ruinen den Freund des Alterthums einladen, an dieſem einſamen und vom Bedarf des Menſchen unberührt gebliebenen Orte nach verborgenen Inſchriften ſich umzuſehen. Wahrſcheinlich erlebte die Stadt Maronea eine ſpäte Zeit. Denn wie ſie von byzantiniſchen Schriftſtellern erwähnt wird, ſo erhebt ſich auch aus dem alten Mauerwerk, das, der Erde gleich gemacht, hie und da ſchon lange dem Geſträuch und der Trümmervegetation **) Raum giebt, ein einzelner Thurm, welcher der Verwüſtung Trotz bot und deſſen Bauſteine, wie byzantiniſches Gemäuer in Conſtantinopel, durch Schichten von ſchmalen Ziegelſteinen reihenweiſe von einander getrennt werden.

Der Hafen von Marogna bildet eine kleine Bucht, die ehemals einen guten und ſichern Ankerplatz dargeboten haben ſoll. Als er jedoch ſeiner verdeckten Lage wegen, die gleichwohl von den benachbarten Höhen aus einen weiten Horizont zu überblicken geſtattet, häufig von Piraten benutzt wurde, befahl die türkiſche Regierung, in dem Hafen Steine zu verſenken und ihn dadurch jedem größern Fahrzeuge unzugänglich zu machen. Seitdem hat Thracien einen ſchönen Hafen weniger und die Seeräuber haben andere Zufluchtsorte aufgeſucht. Die verſenkten Steine aber dienen einer bunten Welt von Actinien zum Wohnort und unzählige Fucoideen haben ſich an ihnen befeſtigt. Als ich mich vergnügte, mir ſchwimmend und tauchend eine Kenntniß dieſer Formen zu verſchaffen, gerieth ich in die Schlingen ihrer durchwachſenen Zweige, und als ich, mich von ihnen zu befreien,

---

*) Z. B. häufig Hyoscyamus albus L., eine an der ganzen thraciſchen Küſte verbreitete Pflanze, gewöhnlich vereinzelt, hier aber geſellig auftretend.

meine Kräfte erſchöpft hatte und mit letzter Anſtrengung zum Boote zurückſchwamm, entfernte ſich dieſes in dem Augenblicke meiner Ankunft, ohne daß die Schiffer mich bemerkten. Sie glaubten mich am Lande und hatten, wie ich nicht ahnen konnte, den Anker aufgewunden, um nach der andern Seite des Hafens zum Holzfällen hinüberzurudern. In dem Augenblicke, in welchem ich plötzlich das Schiff ſich bewegen ſah, fühlte ich meine Muskeln wie gelähmt. Selbſt die Stimme zu erheben, verſagte der paniſche Schrecken, aber der Zufall rettete mich, daß meine Füße, als ſie ſanken, ebenſo unerwartet den feſten Boden berührten. Einem der verſenkten Felsblöcke verdankte ich meine Sicherheit.

Um wo möglich die Lagerſtätte des ſchwarzen Geſteins kennen zu lernen, benutzte ich die letzte Stunde vor Sonnenuntergang, um längs der Küſte eine Strecke weit nach Südoſten zurückzugehen. Allein eine ſteile Klippe, zwanzig Minuten vom Hafen entfernt, verhinderte die Ausführung meines Vorhabens. Dann erkletterte ich die Uferwand an einer zugänglichen Stelle; indeſſen verlief die gemeſſene Zeit und ich eilte über die Ruinen zurück. Ich fand die Fläche zwiſchen dieſen und den Felſen des Caps nicht ohne Cultur. Weizen- und Kichererbſen-*) Felder waren von undurchdringlichen Paliurus-Hecken eingehegt, und einige Pferdeweiden wurden mir durch ihre ſeltſame Vegetation **) merkwürdig. Weiterhin aber breitet ſich längs der Uferwand ein völlig undurchdringliches Dickicht von Coccuseichen und Agroeleá ***) aus, eine wahrhaft unheimliche Einöde, durch welche

*) Cicer arietinum L.

**) Dieſe beſtand nämlich faſt ausſchließlich aus Aegilops ovata L. und aus einer neuen Knautia. — Zugleich bemerke ich, daß das Ufergerölle hier nicht die reiche Küſtenflora von Makri wiederholt, vielleicht wegen des loſern Gefüges und des raſchen Wechſels der Erdkrume, der durch die ſtete Zertrümmerung des Conglomerats bedingt wird. Ich habe hier außer einem kleinblumigen Echium nur Koeleria setacea DC. und Medicago circinnata L. geſammelt.

***) Agroeleá (Ἀγροελαιά) iſt der neugriechiſche Name für die gewöhnlich ſtrauchförmig bleibende Stammart des Oelbaums, die ſich vom cultivirten

finſtere enge Fußpfade und tiefe Schluchten führen. Das iſt die Wohnung des Schakals und ſolches Geſtrüpp bedeckt die Ebene bis an den Fuß der obern Terraſſe.

Wenn ſich nun die Plattform, auf welcher die Ruinen liegen, auf ſolche Weiſe ohne Erhebung nach Oſten und Südoſten eine Strecke weit ausdehnt, ſo lehnen ſich dagegen die Hügel, welche den Nordrand des Hafens bilden, unmittelbar an die höhern Kalkberge, die dem Cap Marogna ſelbſt nur wenig an Höhe nachſtehen. Dieſe Abhänge ſind jedoch nicht überall ſo ſteil, um die Bebauung des Bodens zu verhindern. Sie enthalten ſogar Pflanzungen von Oliven und Maulbeerbäumen, deren Eigenthümer wahrſcheinlich jenſeit der Berge wohnen.

Hier fand ich bei der Rückkehr die Reiſegefährten und Matroſen unter dem Laubdache der Maulbeerbäume um ein hoch loderndes Feuer verſammelt. Sie hatten in den nahen Fiſcherhütten einen Hammel gekauft und wollten ihn, wie die Griechen ſagen, nach Klephtenart verzehren. Er wird abgezogen, ausgeweidet, auf einen hölzernen Pfahl geſteckt, über dem Feuer befeſtigt, ſo lange gewendet, bis durch die verbrannte Oberfläche die Hitze in die Tiefe gewirkt hat, und zuletzt mit roher Hand zerlegt. Das iſt der einfache Hergang eines ſolchen Mahls, während die Theilnehmer, im Kreiſe um das Feuer gelagert, ſich die wilden Thaten ihres Landes erzählen. Die Romantik dieſer Scenen, zu denen das milde Clima den Griechen einladet, äußert auf dieſe Nation einen unwiderſtehlichen Reiz, und, ſo lange ſie dauern, fühlt Jeder ſich frei, wie der Räuber, den er nicht mißachtet, und überläßt ſich dem zwangloſen Erguſſe ſeiner Perſön-

---

Baume durch kleinere und breitere Blätter, ſo wie durch dornige Zweige unterſcheidet. Der Oelbaum ſelbſt heißt in der einfachen Form Eleá (Ἐλαιά). Da einige Schriftſteller die Agroeleá (Olea Oleaster Lk. l. Olea europaea L. α sylvestris Aut.) für eine verſchiedene Art gehalten haben, ſo verdient es bemerkt zu werden, daß in einer Olivenpflanzung auf der Inſel Taſſos an mehren der cultivirten Stämme Wurzeltriebe vorkamen, welche in die Stammform zurückgeſchlagen waren. Ich weiß nicht, ob dies ſchon häufiger beobachtet iſt, aber dem Griechen, der mich begleitete, war die Erſcheinung wohl bekannt.

lichkeit. So berühmte man ſich auch hier der verwegenen Züge piratiſcher Landsleute und feierte im Gedächtniß einen Strauß, der vor Jahren an dem nämlichen Orte mit einer türkiſchen Kriegsſchaluppe ausgefochten war. Arglos hatten die Seeräuber unter dieſen Maulbeerbäumen ihre Abendmahlzeit gehalten, als plötzlich der Feind erſcheint und ihre beiden Schiffe im Beſitz hat, ehe ſie ſelbſt noch vom Ufer abzuſtoßen bereit ſind. Aber die Türken wollen nicht bloß die Schiffe, ſondern auch die Menſchen in ihrer Gewalt ſehen, und greifen ſie daher zu Lande an. Hier nun hatten die Piraten Kenntniß des Orts und Sicherheit im Schießen für ſich, ſchwächten den Feind und brachten zuletzt ſämmtliche Schiffe in ihre Gewalt. Nach einer leidenſchaftlichen Darſtellung dieſer Thatſachen wurde weiter erzählt, wie die Türken ſich nicht anders, als durch Vernichtung des Hafens hätten helfen mögen, und wie nunmehr dieſe Gegend ganz ſicher geworden ſei und die Piraten ſich ſelten über Monte ſanto hinauswagten. Als dies beſprochen wurde, fiel Einer der Fiſcher, die herbeigekommen waren, dem Redner in's Wort und verbreitete durch die Mittheilung der neueſten Ereigniſſe in der Geſellſchaft nicht geringe Beſtürzung. Er begann mit der Plünderung der Marine von Panajia auf Taſſos, einem ältern Vorfall, der den Meiſten bekannt war, erzählte aber weiter von einem Capitain, der vor ganz kurzer Zeit auf der Höhe von Cavala, alſo ganz in der Nähe, ausgeplündert und mißhandelt ſei, und verſetzte die reiſenden Prieſter in große Betrübniß, indem er behauptete, die Piraten hätten in voriger Woche eine Landung auf Monte ſanto ausgeführt und eins der heiligen Klöſter genommen, beraubt und mehre Prieſter getödtet. Seit Jahren habe an dieſen Küſten nicht ſolcher Schrecken geherrſcht, als jetzt, zumal da die Piraten, wie einſt in Grabuſa, ſo jetzt in Jura-Pula verſchanzt lägen. Wenn dieſe bedenklichen Nachrichten auch nicht ſämmtlich gegründet oder doch übertrieben waren, ſo gehörte ihr Vortrag und deſſen Wirkung doch zu den anziehenden Intermezzos dieſes Abends, den wir bis tief in die Nacht zu verlängern uns nicht verſagten.

Der hohe Raſen, in dem wir hingeſtreckt lagen, die duftenden Kräuter, das dunkle Laub, das die Flammen beleuchteten,

dieſe ſelbſt, wie ſie im Meere geſpiegelt in die dunkle Nacht hinaus glänzten, die Klarheit der Geſtirne, die milde Nachtluft, die ſchweigende Natur: wer hat ähnliche Eindrücke erfahren und bewahrte ſie nicht gern in ſeiner Erinnerung auf? Aber nicht bloß für beſchauliches Genießen, auch für den Wechſel des Reizes war geſorgt. Ein ſteiler Pfad führte hinab an's Meer, den ich mit Mühe, auf die Schulter des Capitains gelehnt, im Dunkeln hinabglitt. Der Kahn nahm uns auf, und, als das ſtille Meer von den Rudern geſchlagen wurde, leuchtete es wunderbar hell und eine glänzende Furche folgte uns nach. Ich ſchöpfte von dem Waſſer eine Flaſche, in der die Bewegung des Fingers hellſtrahlende Funken hervorzauberte. Wer das Leuchten des Meers noch nicht kennt, dem wäre die Erſcheinung in ſolcher Schönheit und ſolcher Umgebung zu wünſchen.

Auf dem Schiffe wurde es bald völlig ſtill. Das Meer war ganz ohne Bewegung. Nur die Sterne und das Feuer, das oben am Ufer ruhig fortbrannte und die nächſte Laubumgebung erleuchtete, ſchienen durch die finſtere Nacht. Ich erinnerte mich einer Scene aus frühern Jahren, als ich Nachts durch ein Alpenthal des Dauphiné fuhr, an einem Tage, der vor Sonnenaufgang durch auf den Höhen angezündete Feuer feſtlich begangen wurde. So wie damals leuchteten die Flammen von der Klippe des Ufers herab. Plötzlich ertönten in dieſer Richtung klägliche Stimmen, die ſich bald wie zu lautem Angſtgeſchrei ſteigerten. Es litt keinen Zweifel, daß dieſe Töne von unſerm Feuer herüberkamen. Ich dachte an einen Scherz der Matroſen und fragte, ob Jemand zurückgeblieben ſei. Man erwiederte indeſſen einſtimmig, daß es die Thiere des Dickichts ſeien, die niemals verfehlten, auf der verlaſſenen Lagerſtätte ſich einzufinden und ihr Geheul ausſtießen, wenn ſie ſtatt des Fleiſches die glühenden Kohlen erblickten und um die übrig gebliebenen Knochen ſich ſtritten. Ich gedachte der häufig überlieferten Erzählung, daß die Stimmen der nächtlich verſammelten Schakale dem Geſchrei erſchreckter Kinder glichen und, indem ich dieſe Vergleichung im Allgemeinen zu billigen Anlaß fand, ſo war ich doch der Meinung, als ich längere Zeit dieſem fremdartigen, lauten, gellenden Geräuſche mein

Ohr lieh, man könne den Eindruck näher beſtimmen und möge den Wechſel, der darin herrſcht, gleichfalls zu bezeichnen im Stande ſein. Denkt man ſich im Walde eine Anzahl von Menſchen verſteckt, die ſich verabredet haben, einen Wanderer, der ihre Gegenwart nicht ahnet, durch verſtellte, bald jauchzende, bald angſtvoll klagende Stimmen in der Nähe und Ferne und aus vielfacher Richtung auf ihn eindringend zu necken oder zu erſchrecken, und ſtellt man ſich dieſe Töne in unharmoniſchen Accorden vor, aber ſtets mit Heftigkeit hervorgeſtoßen: ſo würde eine ſolche Scene die wunderbare Muſik nachahmen, die der Schakal erſchallen läßt, wenn er des Nachts aus dem Dickicht der Rhodope Nahrung zu ſuchen hervorkommt und ſich in Schaaren zuſammenfindet. Die Schiffer nannten und beſchrieben das Thier, und ſeine Stimme, die durchaus der menſchlichen gleicht, wenn dieſe ungegliedert in der Leidenſchaft aus der Bruſt hervortritt, ſchien mir jeden Zweifel zu verbannen, daß ſie wirklich dem Schakal angehöre, ſo wie dieſe Laute denn an dem menſchenleeren Geſtade ſtundenlang ohne Verringerung forttönten, bis das Feuer völlig niedergebrannt war. Denn hätten ſich Menſchen dort beluſtigt, ſo würden ſie auch wohl das Feuer unterhalten und mit uns eine Verbindung angeknüpft haben. Indeſſen unterlag die Verbreitung des Schakals in Europa ſo lange Zeit dauernden Zweifeln und Ungewißheiten, daß ich mir gern ein unbedingtes Zeugniß für ihre Anweſenheit verſchafft hätte. Ich bot den Schiffern eine Summe, wenn ſie mir eins der Thiere erlegen wollten. Allein ſie verſicherten, der Schakal ſei ſo ſcheu, daß man ſich nicht unbemerkt nähern könne, und indem ſie vorgaben, ungeſäumt abfahren zu wollen, waren ſie nicht einmal zu bewegen, mich ſelbſt an's Land zu ſetzen, wobei ſie zugleich bemerkten, wie thöricht es ſei, einem ganz vergeblichen Verſuche Zeit und Mühe zu opfern.

1. Junius. In der That ſegelten wir noch in der Nacht mit halbem Winde ab. Da dieſer ſich jedoch noch vor Mittag legte und die ſchwachen Luftzüge, welche von Zeit zu Zeit aus verſchiedenen Richtungen wehten, die Segel zu füllen nur ſelten vermochten, ſo trieben wir kaum auf dem Meere fort und ge-

langten gegen Abend nur bis zur Höhe von Baluſtra-Burun, dem Vorgebirge auf der Weſtſeite des Golfs von Lagos, auf deſſen Spitze ein Leuchtthurm ſteht. Das Feuer deſſelben wurde jedoch, als wir vorüberfuhren und ihm gegenüber einen Theil der Nacht verbrachten, keineswegs unterhalten, mochte nun die Nachläſſigkeit der Aufſeher daran Schuld ſein, oder mochten die Türken, welche heute das Gebiet von Abdera bewohnen, der Anſicht Raum geben, daß die Küſte nur bei ſtarkem Winde Gefahr drohe und die Vorſicht der Beleuchtung eines Punctes erheiſche. Der Golf von Lagos, an welchem die Ruinen jener Stadt liegen ſollen, konnte zwar vom Auge nicht bis zu ſeinem nördlichen Ende überſehen werden, aber an allen übrigen Orten der Küſte war die ſtolze Kette der Rhodope ſichtbar, die nunmehr, da wir uns weiter vom Lande entfernt hatten, beſtändig über die niedrigern Uferberge hervorragte. In dieſer Jahrszeit noch vielfältig mit Schneegefilden ausgeſtattet, erſcheint ſie dennoch dem Meere ſo nahe gelegen, daß man ſich verſucht fühlen kann, dieſes Küſtenhochgebirge mit der ſpaniſchen Sierra Nevada zu vergleichen, der es zwar an Höhe bedeutend nachſteht, aber in langer Erſtreckung längs der Südküſte des Landes und in ſchroffer Erhebung aus dem Meere gleichkommt. Die mittlere Höhe dieſes Theils der Rhodope beträgt wahrſcheinlich nirgend über 4000′, wiewohl weiter gegen Weſten in der Nachbarſchaft der Ruinen von Philippi höhere Spitzen dieſen ſüdlichſten Gebirgszug beſchließen. Eine der ausgezeichneten Höhen, die ich heute vom Schiffe erblickte, die Xanthe, nordnordweſtlich vom Baluſtra-Burun, hat Copeland gemeſſen und ſchreibt ihr eine Erhebung von 3815′ zu. Ich weiß nicht, woher der Name Despoto-dagh, den wenigſtens die ſüdliche Kette der Rhodope heutiges Tags bei den Eingebornen führt, abſtamme und was er bedeute. Ich fragte meine Reiſegefährten, die Prieſter vom Athos, nach dem Namen dieſer Berge und konnte jenes Wort, wiewohl einigermaßen abgeändert, ausſprechen hören. Sie ſagten: Dospada-dagh, beharrten mit Sicherheit auf dieſer Ausſprache und wollten von einem Zuſammenhange mit dem griechiſchen Dhespotis, als dem Herrn der Berge, oder den Mönchen, die ſie bewohnen, nichts wiſſen.

Ich habe Einiges zur Characteriſtik dieſer Athosprieſter, die ich im engern Zuſammenleben zu beobachten Gelegenheit hatte, aufgezeichnet und theile es mit, da ich ſpäter habe bemerken müſſen, daß meine Reiſegefährten, welche ich für beſonders unwiſſend und ungeiſtlich zu halten geneigt war, doch in dieſer Rückſicht ihren Brüdern nicht nachſtanden, als angeſehene Männer ohne hervorſtechende Eigenſchaften auf dem heiligen Berge lebten und das Typiſche der dortigen Zuſtände ſich vollſtändig angeeignet hatten. Der eine der beiden Prieſter war nicht ohne Neugierde und hegte den Wunſch, ſich auf leichte Art belehren zu laſſen, ohne jedoch einem ſolchen Geſpräche eine ernſthafte Folge zu geben. Sein Hauptbeſtreben beſchränkte ſich vielmehr darauf, die Kleinigkeiten kennen zu lernen, die der Abendländer, um weſentlichen Bedürfniſſen abzuhelfen, auf der Reiſe mit ſich führt, und wenn ihm etwas Fremdes oder auffallend Zweckmäßiges aufſtieß, ſo pflegte er zu ſagen: »das iſt ſchön« (καλὸ πρᾶγμα). Der andere hingegen äußerte eine vollkommene Gleichgültigkeit, und, wenn er im dunkelfarbigen Mantel, der ſeine ſtattliche Figur völlig einhüllte, mit dem ſchwarzen Fez auf dem Haupte, mit breitem, bärtigem Antlitz und unveränderlich ernſten Zügen als eine würdige Erſcheinung da ſtand, ſo mußte man ſeine Zurückhaltung für bedeutender, ſeinen Grundſatz, für Weltliches und für ungewohnte Gegenwart theilnahmlos und ohne Erſtaunen zu verharren, ſeiner Stellung für angemeſſener halten, als die Offenherzigkeit ſeines Genoſſen. Allein, als die Verſchloſſenheit ſich mäßigte und wie eine angenommene Rolle allmählig aufgegeben wurde, zeigte er ſich in allen menſchlichen Dingen ſo unglaublich naiv und unwiſſend, daß die gute Meinung, man erblicke hier einen Mann, der die weltlichen Triebe aus Ueberzeugung für immer abgeſtreift und zur Seite gelegt habe, keineswegs länger beſtehen konnte. Da ich im Urtheil über dieſe Beiden nicht im Stande bin, die Beſchränktheit ihres Geſichtskreiſes ſo deutlich darzuſtellen, als ſie in unſerm Geſpräche ſich unaufhörlich bekundete, ſo begnüge ich mich, nur in wenigen Zügen ihre Unwiſſenheit in Geſchichte und alltäglicher Wiſſenſchaft darzulegen. Ich

befragte ſie nach der Vorzeit des heiligen Bergs *) und erfuhr ſogleich die wenigſtens für eins der Klöſter beglaubigte Ueberlieferung, daß Kaiſer Conſtantin dieſe Wohnungen des Friedens gegründet habe. Als ich jedoch weiter nach den noch ſichtbaren Spuren des Xerxescanals mich erkundigte, war ihnen der Name Xerxes, ſo wie jegliche Thatſache der altgriechiſchen Geſchichte, völlig unbekannt, und verwundert und zweifelnd an der Wahrheit, ließen ſie ſich von mir, dem Fremdling, die vormaligen Geſchichten ihrer nächſten Umgebung und die Großthaten ihrer Ahnen erzählen, wobei denn im Hinblick auf den Athos und auf die Berge von Philippi die antike Größe meine Seele berühren und meine Worte beleben mochte. Stellt man ſich vor, wie manche gebildete Reiſende den Athos in dieſem Jahrhundert beſucht und wie gewiß Alle von dieſen Dingen geſprochen haben, und bedenkt man, daß die Geſchichte der Scholle, die man bewohnt, ob auch die Sage davon ſich unter dem Volke verloren habe, einmal wieder von Außen her mitgetheilt, ſchnell von Neuem im Munde der Menſchen lebendig zu werden und ein bedeutendes Intereſſe zu erregen pflegt: ſo muß man ſich billig verwundern, daß die Prieſter vom Monte ſanto bei dem einförmigſten Leben nicht einmal dieſe Erinnerungen allgemein unter ſich verbreitet haben. Ich weiß wohl, daß die Griechen nicht ſelten die Höflichkeit beobachten, ſich belehren zu laſſen, auch wenn ſie ebenſo gut als der Erzählende unterrichtet ſind, indeſſen fand dieſe Bemerkung auf den gegenwärtigen Fall keine Anwendung.

Ich wurde von einem der Reiſenden befragt, ob es wahr ſei, wie man im Archipel behaupte, daß Syra genau in der Mitte der Erde liege, und als ich ihm erwiederte, daß Delos bei den Alten für den Mittelpunct der Erdſcheibe gegolten, weil ih-

*) Für diejenigen, welche die neuern Reiſen nach den Athosklöſtern nicht kennen, bemerke ich, daß die ganze Halbinſel Acte jetzt Hájion-Oros (ἅγιον ὄρος), oder in fränkiſcher Ueberſetzung der heilige Berg, Monte ſanto, genannt wird. Das Vorgebirge am Ende der Halbinſel hat den Namen des Alterthums unter den Griechen bewahrt und heißt Ston-Athona (εἰς τὸν Ἄθωνα). Die Franken nennen es insgemein Capo di Monte santo.

nen nicht bekannt geweſen, daß die Erde rund ſei wie eine Kugel, fiel mir der Verſtändigere der beiden Prieſter in die Rede und bemerkte, dies wären heidniſche Irrthümer, Jeruſalem ſei der Mittelpunct der Welt, dies lehre die Religion, und es ſei auch begreiflich, daß Chriſtus inmitten aller Völker erſchienen ſei. Von Kugelform der Erde habe er nicht gehört und dergleichen Behauptungen würden auch ſeinem unumſtößlichen Satze zuwiderlaufen.

Im Ganzen lagen die beiden Prieſter, ohne ſich zu regen oder viel zu reden, phlegmatiſch für ſich, hingeſtreckt auf ihre Matte, aßen mit den übrigen Paſſagieren geſalzene Fiſche und alten Käſe und zeichneten ſich vor dieſen nur durch ihre anſtändige Kleidung aus. Allein Dimitri verſtand die Kunſt, ſie zum Sprechen zu bringen, und wußte ſie, als die Seereiſe ſich verlängerte, zu bewegen, einen reichen Schatz von Heiligen- und Mönchs-Geſchichten, verwebt mit weltlichen und kirchlichen Gedanken, vorzutragen. Zur Unterhaltung und Sprachübung ließ ich mir Alles getreulich überſetzen. Beiſpielsweiſe erzähle ich eine dieſer Anecdoten, die ein Spiegelbild der übrigen iſt und deren Stoff, wenn ich nicht irre, auch in Balladen des Abendlandes benutzt wurde. Satan ſendete einſtmals drei ſeiner Teufel in die Welt, um Schaden anzurichten. Der Erſte kehrte zurück und berichtete, er habe durch einen Sturm auf dem Meere drei Schiffe mit Pilgern zum gelobten Lande, kurz bevor ſie es erreicht und dadurch das Recht auf den Himmel erworben hätten, verſenkt und die Gläubigen in ihren Sünden ſterben laſſen. Auf die Frage Satans, wie viel Zeit dies gekoſtet habe, erwiederte er: 30 Stunden, und empfing 100 Stockſchläge, weil er ſo viel Zeit zu dergleichen Kleinigkeiten gebraucht hätte. Der Zweite erzählte, er habe bei der Hochzeit des ſchönſten Paars in Griechenland eine Blutſchuld angeſtiftet und der jugendliche Bräutigam ſei während der Trauung von der Hand ſeines Freundes ermordet zu Boden geſunken. Auch dieſer Teufel, der zu der Ausführung ſeiner That zwei Stunden gebraucht, ward für ſeine Zeitverſchwendung beſtraft. Der Dritte endlich kommt und ſagt, es ſei durch ihn ein Prieſter vom Hájion-Oros zur Sünde verleitet und zu die-

ſem Erfolge habe er ihn 30 Jahre lang in Verſuchung geführt. Da ſprach der Satan; »Du haſt wohlgethan und deine Kunſt übertrifft aller Teufel Künſte.«

Während wir nun durch ſolche Unterhaltungen für die vom Winde uns auferlegten Hinderniſſe und für unſere unbequeme Gemeinſchaft uns zu entſchädigen und möglichſt gegen die Wärme der frei herabſtrahlenden Sonne durch die Segeltücher zu ſchützen ſtrebten, blieb unſere Aufmerkſamkeit beſtändig auf die Zuſtände der Atmoſphäre gerichtet, die, nicht ohne häufigen und unerwarteten Wechſel, doch unſer Ziel in eine unbeſtimmte Ferne hinauszurücken ſchienen. Bei der fortgeſetzten Spannung auf den Zuſammenhang der hierher gehörigen Erſcheinungen konnte es nicht ausbleiben, einzelne beſtimmte Beobachtungen zu machen, welche ich bemüht war mit den Bemerkungen der Schiffer in Einklang zu bringen und ſie durch ihre Mittheilungen zu ſichern oder zu erweitern. Man trifft zwar im Allgemeinen auch an dieſen Küſten die gewöhnlichen Land- und See-Winde, jene des Nachts, dieſe bei Tage, die letztern jedoch häufig mit Calmen untermiſcht, von denen ich keine beſtimmte Rechenſchaft zu geben wüßte: allein der einfache Wechſel jener beiden Winde, den die verſchiedene Erwärmung und Abkühlung der Luft über dem Waſſer und Lande bei Tage und bei Nacht bedingt, wird auffallend genug durch die Nähe des höhern Küſtengebirgs modificirt und zu häufigern Gegenſätzen geſteigert. Indem ſich die Abhänge deſſelben in der Höhe und Tiefe nach verſchiedenen Geſetzen abzukühlen oder zu erwärmen ſcheinen, bewirken ſie in der Atmoſphäre mächtigere Strömungen, welche den ſchwachen Land- oder See-Wind überwältigen.

Jene Geſetze, welche mit dem nicht genügend gelöſten Probleme, die Abhängigkeit der Wärme von der Höhe, Gebirgsform und Beſchaffenheit des Bodens zu beſtimmen, in Verbindung ſtehen, laſſen ſich freilich keineswegs in der flüchtigen Erſcheinung feſthalten, allein eine einzelne Verkettung von Urſache und Wirkung, die ihrem Bereiche angehörte, ſtellte ſich hier mit befriedigender Deutlichkeit in's Licht der Erfahrung. Wird die örtliche Erwärmung einer Landſpitze im Gegenſatze zu benachbarten Re-

gionen der Atmoſphäre ſo bedeutend, daß ſie eine ſeitliche, gegen den warmen Punct gerichtete Luftſtrömung bewirkt, ſo füllt er ſich begreiflicher Weiſe anfänglich in eine Wolke, indem der kältere Wind, der auf den Berg eindringt, ſich mit deſſen warmen Umgebungen vermiſcht. Da nun die Wärme des Berges ſelbſt die Urſache dieſer Luftſtrömung iſt, ſo beginnt ſie in ſeiner Nähe zuerſt und theilt ſich erſt von da allmählig der weitern Umgegend und der Tiefe über der Meeresfläche mit. Hierin beſitzt man folglich ein Mittel, den örtlich entſtehenden Wind eine Weile vorauszuſehen, und wenn eine der Bergſpitzen auf den Inſeln oder im Deſpoto-dagh plötzlich durch eine Wolke verhüllt wurde, während eine Calme uns unbeweglich an unſern Ort bannte, ſo konnte ich mit Sicherheit vorausſagen, daß binnen einer Stunde etwa ein leichter Wind ſich erheben würde, deſſen Richtung der des Berges entgegengeſetzt ſei.

So verließen wir Enos mit dem regelmäßigen Landwinde aus Nordoſt, als die Berge von Samothrake und Thracien durchaus heiter vor uns lagen. Samothrake blieb klar, aber die Rhodope hüllte ſich vor Mittag in Nebel, die an der obern Scheide des Gebirgs hafteten. Dieſer Wolkenbildung folgte auf dem Fuße ein Südwind, alſo eine Strömung von der klar gebliebenen Samothrake nach der bedeckten Rhodope, und dieſe verhinderte uns, das Cap Marogna zu umſchiffen. Aber am auffallendſten zeigte ſich dieſer Zuſammenhang am letzten Tage unſerer Seereiſe, als wir, faſt in jeder Richtung von hohen Bergſpitzen umgeben, uns auf dem Wege von Taſſos nach dem Häjion-Oros befanden. Während zuerſt alle Küſtenketten am Golf von Orfano bis zur Gegend von Cavala abwechſelnd durch Nebel umhüllt wurden, blieb der Athos ſelbſt, der höchſte Punct am Horizonte, völlig klar. Mit dieſer Erſcheinung ſtand ein beſtändiger Südoſtwind in Verbindung, alſo eine Strömung vom Athos gegen den Golf und von den unbewölkten Gebirgen auf Taſſos gegen die Küſte von Cavala. Es war ein heftiger Wind, den wir jedoch nur wenig benutzen konnten, und er begann eine geraume Weile, nachdem ſeine Vorboten, die in Nordweſt gelagerten Wolken, ſich ſchon lange gebildet hatten. Aus dieſen Nebeln entwickelte ſich gegen

Abend ein Gewitter, welches anfänglich den Golf von Orfano umkreiſte, ſich ſpäter über den Buſen von Stellaria zog und zuletzt, an der Bergkette des Häjion-Oros fortſchreitend, den Athos ſelbſt erreichte und in deſſen Schluchten ſich völlig entlud. Zuerſt ſchwebten leichte Wölkchen um das Haupt der Athospyramide, ſie verdichteten ſich und bald war der majeſtätiſche Berg unſern Blicken entzogen. Obwohl es ſchon lange Zeit blitzte und donnerte, ſo äußerte das Gewitter doch Anfangs keinen Einfluß auf den herrſchenden Wind. Vielmehr trat, als es den Athos umlagert hatte, eine unerwartete Calme ein und dauerte noch fort, als es ſich gelöſt hatte. Wie wir nun ſtill dalagen, wurden allmählig alle umliegenden Gebirge wieder klar, das ganze, prächtige Amphitheater begegnete unſern Blicken, nur der Athos allein blieb im Nebel verſteckt. Dann erhob ſich ein günſtiger Wind, der genau in der Richtung dieſer einzigen Wolkenbildung wehte und unſere Fahrt eine Stunde lang auf das Günſtigſte förderte. Zugleich aber klärte ſich auch der Athos wieder auf und kurz darauf wurde es wieder ſtill.

Aehnliche Verhältniſſe traten auch in der heutigen Nacht ein, als wir auf der Höhe von Baluſtra-Burun verzweifelten Taſſos zu erreichen. Unerwartet fanden wir uns am Morgen hart an dieſer Inſel, während wir beim Einſchlafen ungewiß auf bewegtem Meere trieben und die Macht des fern über Taſſos hinrollenden Donners mit unſerm winzigen, offnen Boote zu meſſen uns nicht entſchlagen konnten.

2. Junius. Statt der fehlerhaften Chartenzeichnung verdanken wir zuerſt dem Herrn v. Prokeſch genauere Nachrichten *) über die Inſel Taſſos, eine der größten des Archipels. Dieſer Schriftſteller durchwanderte einen beträchtlichen Theil des Innern, erſtieg die Höhen und gewann eine Ueberſicht über das ganze Gebäude des Gebirgs. Einige der allgemeinſten Angaben muß ich ſeiner Darſtellung entlehnen, um meine eignen Bemerkungen, die ſich auf zwei Küſtenpuncte beſchränken, verſtändlich vortragen zu können.

*) Denkwürdigkeiten Th. 3. p. 612 u. f.

Die Figur der Inſel iſt der Kreisgeſtalt genähert. Ihre Durchmeſſer betragen zwiſchen 3½ und 4 g. Meilen. Aber die ganze Fläche bedeckt ein einziges wildes, bewaldetes Gebirge, in welches zahlreiche Thäler einſchneiden und das nur zuweilen ein ſchmales Küſtenvorland übrig läßt, in der Regel aber mit abſchüſſiger Brüſtung in's Meer fällt. Am nördlichen Geſtade vor Taſſos, der Mündung des Caraſu gegenüber, liegt der Hafen von Panajia, dieſe Ortſchaft ſelbſt aber anderthalb Stunden tief in's Land, am Fuße des Hauptgebirgsjoches der Inſel, von dem nach ſämmtlichen Vorgebirgen die Bergketten ſtrahlenförmig auslaufen. Dieſer höchſte Rücken, von Nordweſt nach Südoſt gerichtet, aber von geringer Ausdehnung, beſteht aus drei Spitzen, von denen die höchſte, der Ipſario*), nach Copeland 3428′ mißt. Da dieſe Gipfel der Nordweſtſpitze der Inſel ſo nahe liegen, ſo folgt daraus, daß von den Gebirgsarmen, die ſich durch Taſſos in jeder Richtung verzweigen und deren etwa zwölf ſind, die öſtlichen und ſüdlichen am längſten auslaufen. Glimmerſchiefer und Marmor ſind die herrſchenden Gebirgsarten, deren Goldadern **) von den Alten ſchon erſchöpft ſcheinen. Den größten Theil der Inſel bedeckt Fichten- und Tannen-Wald. Die griechiſche Bevölkerung, gegen 6000 Seelen, in 12 ***) Dorfſchaften vertheilt, führt Schiffsbauholz von vorzüglicher Güte, Olivenoel und Wachs aus, kann jedoch hinlängliche Nahrungsmittel nicht ſelbſt erzielen.

Am Morgen um 6ʰ waren wir im Hafen von Panajia angelangt und ſtiegen an's Land. Der Blick verweilte zunächſt auf dem Küſtengebirge, das zu beiden Seiten dieſen kleinen Hafen umgürtet. Es ſind hohe Kalkberge mit ſteilen Felſen und zer-

---

*) Die zweite dieſer Spitzen, der Eliasberg, iſt 3374′ hoch.

**) Belon (Observations p. 33.) fand noch an einigen Orten große Schlackenhaufen, wodurch er mit Sicherheit auf eine große Metallmaſſe ſchließen zu können glaubte, die einſt aus dieſer Inſel gewonnen ſei. Allein Minen beſtanden damals nicht mehr, und v. Prokeſch hat auch keine Schlacken mehr gefunden, meinte indeſſen, daß die Bergwerke im öſtlichſten Theile von Taſſos, den er nicht beſuchte, möchten gelegen haben.

***) v. Prokeſch zählt nur 9 auf, von denen er 7 beſuchte.

ſtreut bewaldeten Abhängen, deren Fuß das Meer beſpült. Aber vom Hafen ſchneidet zwiſchen dieſen Ketten ein breites Thal nach Süden ein, das, früh geſchloſſen, über den Höhen ſeines Urſprungs die höchſten Gipfel der Inſel kühn hervortreten läßt. Als wir in der Folge von hier nach Weſten die Inſel umſchifften, erblickte ich eins der größten Dörfer von Taſſos, am Fuß des vorderſten dieſer Gipfel hoch oben über den Vorbergen angeſiedelt, Vulgaro, deſſen Lage ungefähr der von Panajia auf der Cotta'ſchen Charte entſpricht. An dem Hafen, wo wir landeten, liegt ein kleines Dorf von 12 Häuſern, die Marine von Panajia, welche ſowohl im verwichenen Sommer als ein Jahr früher von den Piraten völlig ausgeplündert und niedergebrannt worden war.

Der Waldreichthum von Taſſos, den Herr von Prokeſch ſo ſehr auszeichnet, fällt an dieſem Puncte weniger in die Augen. Denn ganze Gehänge tragen nur Buſchwaldung, beſonders die tiefern Theile des Gebirgs, und die Nadelhölzer treten erſt in größeren Höhen auf, bilden jedoch auch da nur an wenigen Orten einen dichten Wald, den man mit den Forſten des Nordens vergleichen könnte. Indeſſen haben die Tannen und Fichten die Eigenthümlichkeit, daß, während die meiſten Laubholz-Arten, beſonders die Eichen und Buchen, auf griechiſchem Boden an ihrem hohen Wachsthum einbüßen und allgemein in ſtrauchartigen Formen verbreitet ſind, jene hingegen größtentheils gar nicht ſolche Spielarten zu erzeugen *) vermögen. So oft ich Fichten in Rumelien geſehen habe, waren ſie ſtets in Krone und Stamm

*) Es iſt mir nicht unbekannt, daß die ächte und wenig gekannte Aleppofichte (P. halepensis Ait. und Lamb.), wie ſchon Cluſius bemerkte, faſt immer ſtrauchartig bleibt und nur ſelten höher als 12′ wird. Allein dieſe Fichte, in Murcia und Valencia verbreitet, kommt, wie Link mit Recht gegen die Angabe in der Expédition de Morée einwandte, wahrſcheinlich gar nicht in Griechenland vor und mag wohl einen ſehr unrichtigen Namen führen. In der Regel hält man ſie zwar für eine Spielart der im Orient verbreiteten Pinus maritima Lamb. (P. halepensis Aut.): inzwiſchen ſcheint dieſe Vereinigung noch einer genauen Critik zu bedürfen.

geſchieden, ſobald ſie das erforderliche Alter erreicht hatten, mochte auch übrigens ihr Wachsthum armſelig genug geblieben ſein.

Wiewohl ich nicht bis zur Coniferenregion vom Hafen hinaufſtieg, ſo konnte ich doch in deren Nähe wohl bemerken, daß die Fichten nicht bloß viel Raum zwiſchen ſich ließen, ſondern daß ſie auch nirgend für hochſtämmige Bäume gelten konnten. Dieſe Waldungen hatten ganz das Anſehen der Fichtenregion am bithyniſchen Olymp, die Gebüſche hingegen, welche die untern Vorberge bekleideten, übertrafen an Friſche, Ueppigkeit und Verſchiedenheit der Formen jede Erwartung.

Dieſes Geſträuch, im Allgemeinen die mehrfach verzeichneten Arten des thraciſchen Feſtlandes wiederholend, indeſſen ſtatt des kalten Grüns der den Winter überdauernden Blätter reicher an friſchem, lebhaft gefärbtem Laube, war an vielen Orten beinahe vollkommen undurchdringlich, theils wegen der Schlingpflanzen, wie denn z. B. der wild gewachſene Weinſtock alle Büſche überrankte, theils wegen der Dornen des überaus häufigen Paliurus. Dieſer Strauch hat ſo ſtarre und ſcharfe Dornen, daß er die Kleidungsſtücke des Vorüberſtreifenden auf das Sicherſte zu verwüſten pflegt, und, wenn man gebückt vorbeizuſchlüpfen ſich bemüht, gewöhnlich den Fez an ſeiner ſeidnen Zierrath feſſelt und unauflöslich verſtrickt. Ungeachtet des dichten Wachsthums der Geſträuche haben noch Schatten liebende Kräuter unter ihnen ſich angeſiedelt, und wenn man zuletzt auf dem Gipfel des nächſten Hügels, der einſt eine befeſtigte Burg trug, aus dem Dickicht heraustritt und auf lichte Waldſtellen gelangt, ſo erfreut man ſich zahlloſer Blüthen, die den Boden im hohen Raſen bedecken*).

---

*) Als Beſtandtheile der Geſträuchformation ſind außer dem Paliurus beſonders Crataegus Azarolus L. und Cercis siliquastrum L. bemerkenswerth. Im Schatten wachſen, jedoch nur einzeln: Pisum elatum M. B. Digitalis leucophaea Sibth., deren Vaterland bisher ungewiß war und die ich in den meiſten Wäldern von Macedonien angetroffen habe, ferner Aristolochia longa L. und A. Clematitis L. An den lichten Orten blühten z. B. Ornithopus compressus L. Vicia lutea L. Helianthemum guttatum Mill. Hypericum dentatum Lois. und H. perforatum L.

Der Fuß dieſer üppig bewachſenen Vorberge, die an den nahen Gebirgsknoten der Inſel gelehnt die Seitengehänge des Thals von Panajia bilden, berührt mit ſeiner mannshohen Geſträuchwand unmittelbar die Thalſohle, welche damals mit Waizen beſtellt war, der erſt jetzt zu blühen ſich anſchickte. In der Mitte dieſer Felder ſtehen einige der ungeheuren Platanen, welche der frühere Reiſende zu 40′ Umfang maß und nebſt den berühmten Stämmen auf Gottfrieds von Bouillon Lagerplatz am Bosporus für die ſtärkſten Bäume des Landes erklärte. Aber dem Abſterben nahe werden ſie, wenn nicht durch Stärke des Stamms, doch durch Ausbreitung der Aeſte und Reichthum des Laubes von einigen Wallnußbäumen übertroffen, welche in demſelben Thale prangen.

Von den Ruinen, welche an dieſem Orte das Intereſſe des gelehrten Kenners in ſo hohem Grade erregten, habe ich nur wenig geſehen, ſei es, daß meine Aufmerkſamkeit ſich weniger darauf richtete, oder die im Getraide verſteckten Reſte ſich meinen Blicken entzogen, oder endlich daß die Sarcophage und Marmortrümmer, die damals das Thal und den Abhang des Schloßbergs bedeckten, ſeitdem zu profanem Gebrauche auserſehen und in Bauten verwendet worden ſind. Altes Gemäuer im Dickicht habe ich indeſſen wohl bemerkt, auch der Steindamm, an welchem die Schiffe ankern, iſt geblieben und der alte Hafenthurm beſchäftigte mich eine Weile, indem er mir das einzige Zeugniß von den Gebirgsarten des Innern darbot. Die Umgegend des Hafens beſtand nemlich nebſt den Vorbergen ſelbſt aus einem Kalkſtein, an dem ich nichts Beſonderes zu bemerken fand, die höhern Theile der Inſel aber erſchienen in einer von jenen ſo abweichenden Geſtalt, daß man auf einen Gegenſatz in ihrer geognoſtiſchen Grundlage zu ſchließen ſich berechtigt fand. Da nun an dem alten Thurme eine Platte von dem ſchönſten, weißen

---

nebſt einer dritten Art dieſer Gattung, welche noch unbeſchrieben zu ſein ſcheint, Agrostemma coronaria L. Campanula glomerata L. Bartsia viscosa L. Linaria genistaefolia Sibth. Convolvulus althaeoides L. Lamium moschatum Mill. Orchis sp. Andropogon Gryllus L.

Marmor eingeſetzt iſt, deren blendender Glanz mit den weißen Felſen *) der obern Höhen übereinſtimmt, ſo erblickte ich hier zuerſt eine Spur der weit verbreiteten Felsmaſſen, die auf dem benachbarten Hajion-Oros den ganzen Berg Athos zuſammenſetzen.

Nachdem wir am Ufer getrocknete Fiſche, deren Fäulniß das Dorf und in der Folge unſer Schiff verpeſtete, und friſches Waſſer gleichfalls von übler Beſchaffenheit eingenommen hatten, ſegelten wir mit ſchwachem Küſtenwinde in nordweſtlicher Richtung weiter, um das weſtlichſte der beiden gegen die thraciſche Küſte gerichteten Vorgebirge zu umfahren. Die Meerenge iſt ſchmal, die Breite dürfte kaum eine g. Meile betragen, und ihre Strömung begegnet in der Mitte noch dem Felſen Taſopulo. Die Fahrt geſtattete einen freien Ueberblick über die benachbarte Küſte, wozu ſchon durch die Ausſicht vom Burgberge einige Anhaltspuncte gewonnen waren. Die beiden Vorgebirge Baluſtra-Burun und Sarisaban-Burun ſind niedrig und mehre Stunden von der Hauptkette der Rhodope entfernt. Dieſe läßt weſtlich vom Golf Lagos ein weites Vorland übrig, die fruchtbare Ebene von Sarisaban, eine Deltabildung des Jenidge-Caraſu d. h. des Meſtus der Alten. Den nördlichen Hintergrund dieſer tiefen Fläche beſchreibt die Kette der Rhodope ſelbſt, die gerade hier ſich zu der ſchon erwähnten Spitze Xanthe erhebt und von da nach Weſten ſich bis an die Stromengen des Meſtus ausdehnt. An der Oſtſeite dieſes Stromeinſchnitts beginnen die hohen und ſchneereichen Ketten, die ſich nordwärts von Seres in weſtlicher Richtung bis zum Vardar fortpflanzen und die ich erſt von dem Plateau auf Chalcidice in ihrem wahren Verhältniſſe erblickte. Von dieſem weſtlichen Rhodopeſyſtem läuft eine Kette längs des untern Stromlaufs des Meſtus an die Küſte und begrenzt auf dieſe

---

*) Schon aus dem Alterthume iſt der Marmor von Taſſos berühmt, und daß dieſer das vorherrſchende Geſtein der höhern Berge ſei, bezeugt Belon ausdrücklich (a. a. O.): »les montaignes mesmes qui sont en l'isle, et les rochers sont de plus beau marbre et le plus blanc, qui se puisse trouver «

Weiſe das Vorland von Sarisaban von der Weſtſeite, wie der Golf von Lagos im Oſten. Sobald jene Kette das Meer erreicht hat, wendet ſie ſich nach Weſten, umlagert als mächtiges Küſtengebirge den Buſen von Orfano und ſteht zuletzt mit den Bergen von Chalcidice in Verbindung. Indem ſie aber bei ſolchem Verhältniſſe dem nördlich gelegenen Hauptgebirge, von dem ſie ſich abgelöſt, wiederum parallel läuft, giebt ſie zur Bildung der beiden Keſſel von Philippi und Seres Anlaß. Dicht an das Meer geſtellt erreicht ſie dennoch eine Höhe, die alle bisher geſehenen Berge des thraciſchen Feſtlandes übertrifft. Ihre Haupterhebung iſt der Pangeus der Alten, ſüdlich von Drama im Keſſel von Philippi und nordweſtlich von der Seeſtadt Orfano. Als ich um das Cap von Taſſos gefahren war, bildete dieſer Berg den mächtigen Mittelpunct der Landſchaft, die ſich vor mir ausbreitete, und, reich mit Schneefeldern umgürtet, ragte er weit aus dem nahen Horizonte hervor. Die Höhe des Pangeus, der bei den Türken den proſaiſchen Namen Pillav-Berg (Pillavtepé) führt, erreicht nach Copeland beinahe den Athos und beträgt 6143′. Uebrigens fällt er nicht unmittelbar in's Meer ab, wie der Athos, ſondern anmuthige Hügelreihen, die Wohnſitze der alten Pieres, ſind an ſeinem Fuße ausgebreitet und reichen nach Nordoſten bis Cavala, deſſen weiße Mauern, Moſcheen und Minarets klar durch die Morgenluft herüberſchimmern und die Straße durch das Gefilde von Sarisaban in ſich aufnehmen. Von den Olivenbäumen dieſer Ebene ſchweifte das Auge zu den mannigfaltigern, in kühner und milder Geſtaltung wechſelnden Bildern an der Weſtſeite des Golfs von Cavala hinüber, während an den Buſen von Orfano und Stellaria das Land noch unter dem Horizonte verborgen blieb und Taſſos ſelbſt den Hájion-Oros dem Blicke entzog.

Der Wind blieb ſüdlich und wir waren daher genöthigt, als das Cap umſchifft war, einen andern Hafen an der nordweſtlichen Küſte von Taſſos aufzuſuchen, die Marine von Caſavi, deſſen Ortſchaft gleich der von Panajia eine Stunde weit vom Meere im Gebirge verſteckt iſt. In dieſem Hafen, der Cavala ſchräg gegenüber liegt, verbrachten wir den übrigen Theil des

Tags. Auch hier fanden ſich nur wenige, ärmliche Hütten, aber der Platz ſcheint demungeachtet belebter zu ſein, als der Hafen von Panajia. Denn zur Zeit, als wir dort waren, lagen hier 10 Küſtenfahrzeuge und 2 große Seeſchiffe vor Anker. Viele Matroſen nebſt Bewohnern der Inſel waren vor dem Caffeehauſe am Ufer verſammelt und erfreuten unſere Geſellſchaft durch die eben eingelaufene Nachricht, daß die Seeräuber von Jura-Pula vom griechiſchen Admiral Canaris angegriffen, beſiegt und beſonders mit Hülfe eines Dampfſchiffes vernichtet ſeien. Sie hatten 3 oder 4 Schiffe beſeſſen und Alle waren mit Ausnahme einer Anzahl, die ſich in offnem Boote auf den Monte ſanto geworfen hatten, nach heftigem Widerſtande in die Gewalt der Griechen gerathen. Dieſe Neuigkeit erregte einen unbeſchreiblichen Jubel und in der Freude ſeines Herzens geſtand mein Capitain nunmehr ein, wir würden ſchon lange auf dem Monte ſanto ſein, aber er habe aus Furcht vor den Seeräubern, von denen er, nun ſeine Zunge gelöſt war, unglaubliche Geſchichten zu erzählen wußte, das hohe Meer ernſtlich gemieden und zweimal, als wir zwiſchen Cap Marogna und Taſſos fremder Segel in weiter Ferne anſichtig wurden, habe er ſeine Beſtürzung kaum verbergen können, indem ſeine Angſt ihm eingeredet, ſie machten Jagd auf uns.

Gewohnt an der Küſte von Taſſos nur ſteile Klippen oder enge Thäler zu erblicken, die vom überhangenden Gebirgsjoche faſt erſtickt zu werden ſchienen, überraſchte mich die lachende Umgebung des Hafens von Caſaví, der durch ein fruchtbares, wiewohl immer nur ſchmales Vorland vom Gebirge geſchieden wird. Denn bis zum Fuße der Vorberge iſt es wohl nirgend über eine halbe Stunde tief, aber in anſehnlicher Länge zieht es ſich längs des Ufers hin und ſetzt ſich dann in das enge Thal von Caſaví fort, welches wie das von Panajia ſich in die Berge einſchiebt und am Ipſarioknoten hinauflehnt. Dieſes Vorland nebſt dem Thale iſt ein einziger Wald von Olivenbäumen, nur am Hafen ſelbſt durch eine Wieſe vom Meere getrennt. Der Boden, der dieſes Vorland bildet, verdankt ſeine Entſtehung nicht dem Bache, der ihn bewäſſert, ſondern dem Meere, welches hier eine Erdart angeſpült und abgeſetzt hat, die dem Gebirge der Inſel fremd

iſt. Es fällt in der That auf, eine üppige Vegetation in dem dürren, heißen, lockern Quarzſande anzutreffen, aus dem dieſe Ebene beſteht. Die Berge hingegen, die ſie begrenzen, enthalten nur jenen dichten Kalkſtein, der auch die Küſte von Panajia zuſammenſetzte, und der Bach von Caſavi ſpült die früher bezeichneten Gebirgsarten des Ipſario herab, die ſich mit dem Sande nur ſo weit vermiſchen, als von zeitigen Ueberſchwemmungen des Bachs zu erwarten ſteht.

Der Olivenwald enthält die größten und ſchönſten Stämme, die man ſehen kann; ich mußte jedoch den guten Zuſtand dieſer Pflanzung weniger der Natur, als einer ſorgfältigen Pflege zuſchreiben, welche ſich, unerwartet genug, aus verſchiedenen Anzeichen abnehmen ließ. Allgemein war eine Art des Ringſchnittes angewendet, um den Ertrag der Bäume zu vermehren. Dieſer Schnitt, eine kreisförmig um den Stamm oder um die Zweige geführte Entblößung des Holzes von der Rinde, iſt bekanntlich eine gewöhnliche Methode der Gärtner, um auf Koſten des Holzzuwachſes die Güte und Zahl der Früchte an Obſtbäumen zu vermehren. Als ich nun hier an den meiſten größern Stämmen eine Menge von feinen Einſchnitten wahrnahm, die, ohne beſtimmte Regel über den untern Theil des Baumes vertheilt, die Rinde gleichſam ſiebförmig durchlöchert und das Holz, jedoch ohne ringförmigen Zuſammenhang, entblößt hatten, ſo konnte ich mir in der That keinen wirkſamen Erfolg bei dieſer Maßregel denken, weil dadurch die Bildung der neuen Holzſchicht keineswegs unterdrückt werden kann. Auf meine Erkundigung verſicherte man indeſſen, daß, wenn die Schnitte zu einer beſtimmten, jedoch nicht näher bezeichneten Zeit gemacht würden, die Oliven, die ſonſt zum Theil vor der Reife abzufallen pflegten, ſich nicht allein ſämmtlich erhielten, ſondern auch früher zeitigten und mehr Oel zu liefern pflegten. Sollte dieſe Meinung auch nur auf einem hergebrachtem Vorurtheile beruhen, ſo zeigt doch die ſorgſame Ausführung dieſer mühevollen Arbeit hinlänglich, daß man hier die Cultur des Oelbaums keineswegs vernachläſſige. Indem ich dieſe gute Meinung von der Betriebſamkeit der Bewohner von Taſſos auch in der Reinlichkeit des Un-

tergrundes der Pflanzungen, ſo wie in der ſorgfältigen Pflege der Fußpfade, die hindurchführten, beſtätigt fand und gegen meine Begleiter anerkennend hervorhob: erwiederten ſie, es ſei wohl nöthig, auf das Wenige, was ihnen ihre Berge und Felſen zu gewinnen erlaubten, einen beſondern Fleiß zu verwenden; denn außer dem Oel, den Baumſtämmen, die als Schiffsmaſten verkauft würden, und etwas Wachs habe die Inſel keine weiteren Erwerbsquellen und wäre doch nicht geringer beſteuert, als das Eigenthum anderer Raja's, die ſich ihr Korn ſelbſt zu bauen vermöchten. »Bei uns aber«, ſagten ſie, »giebt es nur Wälder und Steine.«

Der größte Unterſchied im Anblick dieſer Küſte von der früher beſuchten beruht darauf, daß das Gebüſch, das dort ſo reichlich wucherte, hier gänzlich verſchwunden iſt. Die Oelbäume reichen bis an einen ſteilen, felſigen Kalkberg, über dem unmittelbar das Gebirgsjoch des Ipſario hervorragt. Jener Kalkberg iſt bis an ſeinen Fuß mit Hochwald aus Coniferen beſtanden, ſo weit die Steilheit ſeines Abhangs und der ſteinige Grund den Bäumen Raum ſich einzuwurzeln gewährt. In der Begleitung meines Schiffsherrn, der, ſeiner Furchtſamkeit entledigt, ſich nun fröhlich an mich anſchloß, kletterte ich eine geraume Zeit an dem Abhange dieſes Bergs umher und wandte mich von da in das Thal des Caſavi.

Der Wald enthielt zwar ſchöne Stämme, aber ein dichtes Wachsthum geſtattete die Oertlichkeit nicht, und man ſah auch leicht, daß, ſo nett und ſauber der Olivenhain gehalten ward, man die Fichten durchaus der Natur überließ und gelegentlich nach dem Bedarfe hier oder dort einen alten Stamm aushieb, aber die Bäume, die der Sturm niedergeſchmettert hatte, zu entfernen ſich nicht bemühte. Zwei Coniferen bilden dieſen Wald, von denen die eine mir ſehr merkwürdig erſchien, indem ſie zur Gattung des Wachholders gehört und doch an Größe und Stärke des Stammes die Seeſtrandsfichte *), in deren Geſellſchaft ſie wuchs, noch übertraf. Ich erinnerte mich, daß in Spanien ein

---

*) **Pinus maritima Lamb.**

Wachholderbaum *) gefunden wird, der z. B. in der Gegend von Segovia nach alten Nachrichten ſelbſt zu Balken und anderer Zimmermannsarbeit dient, und ich vermuthete, dieſe Art, deren Vorkommen ſo beſchränkt iſt, im Archipel wiedergefunden zu haben. Dieſe Meinung mußte mir indeſſen unter einem andern Geſichtspuncte unwahrſcheinlich vorkommen, da die geographiſche Verbreitung der Gewächſe in der Regel einen geſchloſſenen Bezirk auf der Erdoberfläche für jede Art nachweiſt und da man in Italien von keinen Wachholderbäumen gehört hat. Im Orient giebt es hingegen noch andere Arten dieſer Gattung, welche an Größe den Fichten nicht nachſtehend unter ihrer Krone einen Stamm tragen, und ich glaube mich in der Folge überzeugt zu haben, daß mein Baum ſchon Tournefort als im Archipel vorkommend bekannt geweſen ſei und zu einer Art **) gehöre, welche in der ſüdlichen Krim und an den warmen Abhängen des Caucaſus heimiſch iſt, ſich aber in Taſſos auf einem iſolirten Standpuncte am äußerſten nach Weſten verbreitet. Man könnte dieſen Baum den Sabinabaum nennen, bis ſein griechiſcher Name bekannt werden möchte, da er ſich von dem allgemein berühmten Sabinaſtrauch neben kleinlichen Merkmalen vornehmlich durch den baumförmigen Wuchs unterſcheidet. Dies iſt übrigens das einzige Mal, daß der Sabinabaum mir auf meinen Wanderungen vorkam, und er gehört daher ſchon wegen ſeiner Seltenheit in Rumelien zu den eigenthümlichſten Erzeugniſſen der Inſel Taſſos.

So weit ich nun im Thal von Caſaví hinaufſtieg, bildeten dieſe beiden Nadelhölzer, der Sabinabaum und vorzüglich die Seeſtrandsfichte, den Wald, und an Laubholz erſchienen nur einzelne Platanen eingeſtreut. Es bleibt daher einem Andern zu ermitteln, welche Veränderung in den Coniferen auf den höhern Bergen der Inſel eintritt, da man vorausſetzen darf ***), daß

*) Juniperus turifera L.

**) Juniperus excelsa M. B.

***) Wahrſcheinlich beſteht das Nadelholz der obern Regionen, wie am bithyniſchen Olymp und am Athos, aus **Pinus Picea L.** und **P. Laricio**

oben verſchiedene Arten die das wärmſte Clima bedürfende Fichte ablöſen werden. So wie aber die ganze Inſel gleichſam nur einen einzigen Fichtenwald darſtellen ſoll, ſo wäre der Ort beſonders geeignet, um gründliche Unterſuchungen über die climatiſchen Sphären ſüdeuropäiſcher Nadelhölzer anzuſtellen.

Ein Wald von Coniferen duldet in ſeinem Schatten nur ſelten eine fremde Vegetation von Geſträuch und Kräutern, gleichſam als würden etwa zufällig keimende Samen von den beſtändig herabfallenden Nadeln erſtickt, oder vielleicht, weil dieſe, langſam verweſend, nicht wie das Laub der Buche, einen fruchtbaren Humusboden zu erzeugen fähig ſind. Wenn man daher in das Thal von Caſaví eintritt, ſo vermißt man ganz jene üppige lianenreiche Vegetation, welche die Ruinen der Burg von Panajia einhüllt, und in der That habe ich außer einer ſparſamen und einförmigen Bekleidung der Felsblöcke durch in ihren Spalten umherwuchernde Pflänzchen *), nicht ein einziges Gewächs in dieſem Walde angemerkt.

Poir. Dieſe Vermuthung gründet ſich auf Belon's Angabe, der ſo genau iſt und hier (p. 33.), wie am Athos (p. 41.) bemerkt, daß die Wälder aus Tannen und Fichten (sapins et picées) beſtehen. Für P. Picea möchte dies Zeugniß ausreichen, da die Tanne damals (Clus. hist. p. 54.) wie jetzt im Franzöſiſchen sapin genannt ward. Für die Beſtimmung von P. Laricio aber hat jener Naturforſcher durch eine beigefügte Beſchreibung geſorgt, welche die Natur ſo treu zeichnet und die noch heute wenig gekannte Fichtenart ſo treffend characteriſirt, daß ſeine Worte noch nach 300 Jahren eine ehrende Anerkennung verdienen. Er ſagt: les Picées sont quelque peu differents à ceulx — — qui naissent es montagnes d' Auvergne: car leurs cones — sont de telle nature qu' ellens tiennent si fort au rameau, que quand on les arrache par force, l' on enleve un esclat du bois, — aussi sont poliz et non raboteuses comme sont les nostres. In der That unterſcheidet ſich Pinus Laricio Poir. von P. sylvestris L. weſentlich durch die völlige Stielloſigkeit der Zapfen und die glattere Außenfläche der Schuppenſpitze: Merkmale, die von keinem botaniſchen Schriftſteller der neueren Zeit, ſo viel ich weiß, ebenſo gut beobachtet worden ſind, weshalb die Diagnoſen derſelben im Allgemeinen wenig dazu beigetragen haben, dieſen ſchönen und wichtigen Baum kennen zu lehren.

*) Micromeria graeca Benth. und Parietaria lusitanica L.

Der Bach, deſſen Lauf auf den Charten verzeichnet iſt, der aber in dieſer Jahrszeit ſchon ausgetrocknet war, führte mich eine halbe Stunde weit in's Gebirg, wahrſcheinlich die Hälfte des Wegs nach Caſavi. An der Stelle, wo ich umkehrte, fand ich im Walde gegen 30 ſteinerne Hütten, die jedoch verſchloſſen und dem Anſcheine nach ganz unbewohnt waren. Ich hielt dieſes Dorf ſchon für Caſavi, meinte jedoch aus dem wunderlichen Griechiſch meines Begleiters zu verſtehen, daß dieſe Häuſer zwar den Bewohnern von Caſavi gehörten und auch zu dieſer Ortſchaft gerechnet würden, daß ſie aber nur während der Olivenerndte bewohnt und zu dieſem Zwecke erbaut, in der übrigen Zeit leer ſtänden. So ſah ich meine Hoffnung, nach der Beſchwerde des Wegs mich zu erfriſchen, vereitelt, fand indeſſen glücklicher Weiſe noch eine wohleingefaßte Quelle auf, freilich nur ſchlechtes, im Verſiegen begriffenes Waſſer, das ich mit unzähligen kleinen Fröſchen zu theilen hatte, die in der Dürre ihrem baldigen Untergange entgegenſahen. Ich weiß mir nicht zu erklären, daß Herr v. Prokeſch das Quellwaſſer von Taſſos vor allen Inſeln des Archipels rühmte, da er doch im Auguſt dort war und ſchon jetzt im Anfang des Junius die Berge hier ſämmtlichen Schnee verloren hatten. Auch ſind die Thäler ſo zahlreich, ſo eng an einander gerückt, und gehen nach allen Himmelsgegenden von den Bergen zum Meere hinab, daß für jedes einzelne, indem alle bewäſſert ſind, nicht viel Waſſer abgegeben werden kann, daher die Quellen und Bäche früh verſiegen und viel über Dürre oder Verderbniß des Waſſers, wenigſtens an der Küſte, geklagt wird.

Auf dem Rückwege beſuchte ich die Wieſe am Meere, die ſich als ein ferneres Beiſpiel an die früher mitgetheilten Beobachtungen anreiht, nach denen in Rumelien am Meeresufer Wieſen vorkommen, die dem Wieſencharacter des Nordens entſprechen. Immerhin kann man jedoch wenigſtens in dieſem Falle einwenden, daß die Gräſer und Kräuter, die dieſe Wieſe zuſammenſetzen, zum Theil aus Erzeugniſſen der ſüdeuropäiſchen Flora beſtehen. Allein nach den frühern Mittheilungen verdient es hervorgehoben zu werden, einmal daß die Gramineen hier vor den

übrigen Gewächſen an Maſſe bedeutend vorwalten und andererſeits, daß ſie zugleich einen ausdauernden kriechenden Wurzelſtock tragen und daher in ächten Grasraſen den Boden dicht bedecken. Indeſſen wird eine ſolche Form der Vegetation faſt eben ſo ſehr durch die Scheingräſer, als durch die Gramineen ſelbſt begünſtigt, und in hohen Büſchen und Halmen verzierten Cyperus und Simſen die niedrige Grasnarbe, die wiederum ſelbſt vom eingemiſchten Klee, von blühenden Orchisarten und Bartſien in bunten Farben prangte *).

3. Junius. Wir hatten uns noch am Abend wieder eingeſchifft, konnten auch während der Nacht eine Zeit lang den Seewind benutzen, aber als die Sonne aufging, befanden wir uns noch an der Inſel, ohne Hoffnung den Athos zu erreichen. Der Anblick der Weſtküſte von Taſſos iſt durchaus von der Nordſeite nicht verſchieden, ebenſo felſig, düſter und unwirthbar, nur daß hier der groteske Hintergrund fehlt oder weiter zurücktritt, zu dem der Ipſario von Panajia über den beiden Landungsplätzen ſich erhob. Da wir uns hart an der Küſte hielten, ſo trat erſt gegen Mittag, als wir das ſüdweſtliche Cap von Taſſos hinter uns ließen, der Athos in ſeiner bedeutenden Geſtalt unſern Blicken entgegen, nunmehr noch gegen 6 g. Meilen entfernt, obgleich ſeine Höhe und ſeine helle Erdfärbung ihn weit näher zu rücken ſchien. So erhaben und mannigfaltig die Ketten und Bergſpitzen der Küſte von Thracien und Macedonien, wie der beiden Inſeln Taſſos und Samothrake auch ſein mochten, welche nunmehr faſt in jeder Richtung den Horizont einſchränkten und dieſem Winkel des aegaeiſchen Meers den Character eines großartigen Golfs darleihen: immer erſcheint doch der Athos als die höchſte, alles Uebrige weit überragende Erhebung, und indem, wie wir ſahen, der ebenſo nahe Pangeus, der uns im

---

*) Unter den Gräſern ſind einige der ausgezeichnetſten: Andropogon halepensis Sibth., Briza elatior Sibth. und das monocarpiſche Hordeum maritimum With. — Die übrigen oben bemerkten Pflanzen ſind: Cyperus longus L. Juncus maritimus Lam. — Trifolium filiforme L. var. erectum. Orchis sp. und O. laxiflora Lam. Bartsia Trixago L.

Rücken lag, ihm hierin wenig nachgiebt, ſo iſt zu bemerken, daß der Athos, von Vorbergen entblößt und auf der äußerſten Spitze des Landes unmittelbar aus dem Meere hervorſteigend, ſehr viel impoſanter ſich darſtellt. Dazu kommt noch ſeine kühn gebaute Kegelgeſtalt, in welcher er von der ſcharfen Spitze zu beiden Seiten in ſchroffen Abhängen gradlinig bis an ſeinen Fuß ſich herabſenkt, ferner die Nachbarſchaft niederer Berge, die ihm an Höhe um das Doppelte nachſtehen und in ſanft gewölbten Umriſſen ausgebreitet durch dieſe Gegenſätze die Eigenthümlichkeit des Athos noch hervorſtechender ausprägen. Zu ſeinen obern Felszacken ſelbſt aber hinüberzublicken, muß einen ſolchen Eindruck noch erhöhen, wenn durch die helle Morgen- (oder Abend-Luft ſchon in ſo beträchtlicher Entfernung zu bemerken iſt, wie die ſpärliche Waldung ein beſtimmtes Niveau nicht überſchreitet und bis zu dieſem grünen Gürtel von dem Gipfel ſich einzelne Schneelager gletſchergleich herablagern. Wenn jedoch dieſe weißen Gefilde aus den gleichfalls hellfarbigen Felsmaſſen für gewöhnlich weniger bedeutend hervortreten, als der Bergkegel ſelbſt am tiefblauen Himmel und über der dunklen Meeresfläche ſich abzeichnet: ſo vermag doch eine günſtige Beleuchtung den Gegenſatz zu ſteigern, und mir war es vergönnt, von dem geeignetſten Standpuncte den Schnee des Athos ſowohl in den Strahlen der ſcheidenden als der nahenden Sonne glühend zu erblicken, in ſo fern man den roſenfarbnen Schein, womit das geſpiegelte Licht ſich in die unbeleuchtete Tiefe verbreitet, iu den Alpen ihr Glühen zu nennen pflegt.

Genau gegen den Athos waren wir geſteuert, bis uns um Mittag die Fenoxfelſen und die ferne Samothrake zur Seite lagen, als uns der Wind den Curs zu ändern nöthigte. Langſam trieben wir nach Südweſten gegen das Kloſter Vatopédhion, deſſen Abſtand von Taſſos die Schiffer nur zu 24 Miglien berechneten. Als inzwiſchen die Calme eintrat und ſich Nachts wiederholte, wurden die Ruder gebraucht, die das ſchwer beladene Boot kaum aus der Stelle zu rücken vermochten. In der ſteten Erwartung, das Land baldigſt zu erreichen, mieden wir den Schlaf und verbrachten einen Theil der Nacht, die nach dem Gewitter

heiter, mild und in voller Pracht der Geſtirne uns aufnahm, in Geſprächen über die ſeltſamen Zuſtände, in welche ich nun endlich einzutreten im Begriff ſtand.

Unter dieſen Gegenſtänden, worüber meine beiden Mönche mich gründlich zu unterrichten geeignet waren, zeichne ich unſere Unterhaltung über die ſonderbarſte Eigenthümlichkeit vom Monte ſanto aus, das oft beſprochene Verbot nämlich, kein weibliches Weſen, weder unter Menſchen noch Hausthieren, auf der Halbinſel zu dulden, wobei man gewöhnlich, um ſich des Abgeſchmackten in dieſer Satzung zu verſichern, den Entſagenden zu bedenken giebt, daß doch die Thiere der Wildniß, die Vögel, die Inſecten und zahlreichen Schlangen an ein ſo naturwidriges Geſetz nicht gebunden und doch keineswegs zu verbannen ſein möchten. Wogegen die Sage des Volks, die unter den weniger aufgeklärten Griechen verbreitet iſt, erinnert, jenes Gebot ſei nicht von den Menſchen gegeben, ſondern die Halbinſel ſelbſt, von den Heiligen zur Heiligkeit auserleſen, erſticke durch eine geheime Eigenſchaft der Atmoſphäre jeden Athemzug der weiblichen Schöpfung *) und das unglückliche Weib, das zufällig an dieſe Küſte verſchlagen werde, müſſe augenblicklich ſeinen Geiſt aufgeben. Die Griechen lieben es, ohne Spötter zu ſein, dergleichen Fabeln zu erzählen, aber die Mönche erwiederten, ſo viel man auch gegen jenes Geſetz, wie gegen die Faſten und andere Vorſchriften der Kirche erinnern möchte, ſo erſchienen dieſe Gebräuche doch durch ihr Alterthum und ſchon um deswillen ehrwürdig, weil nur durch ſie ſich ſo viele Jahrhunderte eine Reinheit und Treue des Wandels geſichert habe, wie ſie unter ihnen allgemein, auswärts hingegen nur ſelten und einzeln gefunden werde. Dimitri aber bemerkte, dieſe Strenge möge doch wohl in der letzten Zeit einigermaßen nachgelaſſen haben, indem ihm in Enos berichtet wäre, vor einigen Jahren habe eine ruſſiſche Fürſtin, durch das Verbot und durch Neugierde gereizt, die heiligen Klöſter zu beſuchen gewagt und ſei vermöge ihrer hohen Geburt nicht bloß bereitwillig auf-

---

*) *Θηλυκὸν πρᾶγμα δὲν ἠμπορεῖ νὰ ζήσῃ* (Leake Northern Greece 3. p. 136.)

genommen, ſondern auch mit großen Ehrenbezeugungen überall umhergeführt worden. Dieſen Vorgang wollten jedoch die Mönche keineswegs zugeſtehen, meinten, wenn eine vornehme Dame ein ſolches Unternehmen ſich der Schicklichkeit halber nicht verſagte, ſo würde ſie doch aus Achtung vor der Kirche wenigſtens männliche Kleidung angelegt haben, und ſie verſicherten, nach ihrer Ueberzeugung habe Niemand, ſo lange die Klöſter beſtänden, ein weibliches Gewand auf dem Hájion=Oros erblickt. Durch ſolche Mittheilungen vorbereitet, nahten wir uns dem merkwürdigen Geſtade, das ſeit funfzehnhundert Jahren Niemand ſein Vaterland nennen durfte, und wo nur liebloſe Anſiedler in ſtrengſter Entſagung gelebt haben.

Achtes Capitel.

Aufenthalt in Pandocrátoras und Caraes.

Geographiſche Ueberſicht des Hájion-Oros. Ausdruck der Küſtenlandſchaft. Pandocrátoras. Vegetation der immergrünen Region. Caraes. Caſtanienwald im Hochthale von Caraes. Irrige Nachrichten über Oberalbanien. Die Proïſtámeni.

Um meine Beobachtungen über den Hájion-Oros einzuleiten und den bekannten Thatſachen überſichtlich anzuordnen, ſcheint es mir erforderlich, indem ich den Faden meiner Tagebücher unterbreche, theils aus eigner Erfahrung theils aus den reichlich *) hierüber vorhandenen Quellen einen gedrängten geographiſchen Abriß vorauszuſchicken.

Die Halbinſel Hájion-Oros, 6 g. Meilen lang und im Durchſchnitt ungefähr 1 g. Meile breit, ſteht mit dem macedoniſchen Küſtenlande Chalcidice nur durch die bis zur Fläche des Meers vertiefte Erdzunge in Verbindung, die von Xerxes zur Anlage ſeines Canals benutzt ſein ſoll und die ungeachtet ihrer im Verhältniß zur Halbinſel beträchtlichen Breite von 7200′, de-

*) Unter denen, die über den Athos berichtet haben, beſuchten ihn Belon (1546), Paul Lucas (1705), Pococke (1740), Sibthorp (1794), Leake (1806), Urquhart (um 1830), Webber Smith (1836), und Zachariae (1838).

ren Iſthmus genannt zu werden pflegt. Indem nun der Hájion-Oros in der Mitte ſeines Gebiets noch einmal beinahe auf die Hälfte der gewöhnlichen Breite ſich verengt, ſo hat man den Grundriß der Halbinſel nicht ganz ungeſchickt mit der Geſtalt eines auf dem Meere ausgeſtreckten Mannes vergleichen können, der im Xerxescanal mit der Fußſpitze das Feſtland berührt und bei Vatopédhion über den Hüften ſich angemeſſen verſchmälert. Dieſes Bild jedoch, auch auf das Relief der Halbinſel angewendet, wie nicht ſelten verſucht wurde, verliert alsdann ſeine Anſchaulichkeit.

Auf der äußerſten Spitze dieſes nach Südoſt, in der Richtung des gelobten Landes, in das ägäiſche Meer hinauslaufenden Erdſtreifens liegt ein kühngeſtalteter, nackter, marmorweißer Bergkegel, der zu einer Höhe von mehr als 6400 pariſer Fuß ſich auf drei Seiten ſchroff aus den Fluthen erhebt und nach dem Lande zu ebenfalls, unmittelbar unter dem Gipfel, in jähen Abgründen bis auf die Hälfte ſeiner Höhe ſich hinabſenkt. Dieſer Berg iſt das Vorgebirge Athos. Wie tief es aus dem Schooße des Meers emporgeſtiegen ſei, um nun als das erhabenſte Cap den Archipel zu beherrſchen, kann man daraus abnehmen, daß hart an den ſchroffen Felſen ſeines ſüdlichen Geſtades, welches nirgends eine Platte zum Landen darbietet, der Schiffer den Grund des Meers mit dem Senkblei zu erreichen nicht vermochte.

Auf der entgegengeſetzten Seite lehnt ſich an den Athos die Bergkette von Monte ſanto, ein niederer, überall von dichter und üppiger Waldvegetation bekleideter Gebirgszug, der ſowohl die ganze Breite der Halbinſel einnimmt und im gleichmäßig fortlaufenden Kamme die Bäche des ſingitiſchen Golfs und ägäiſchen Meers ſcheidet, als er auch, allmählig von 3500′ bis zu 600′ Höhe hinabſinkend, jedoch übrigens unverändert bis an den Xerxescanal und das Vorgebirge Platy ſich ausdehnt. Da wir dieſe Kette noch oft im Gegenſatz zum Athos ſelbſt zu erwähnen haben, ſo wollen wir ſie in der Folge der Kürze wegen mit dem Namen des heiligen Waldes bezeichnen. Die Seitenabhänge des Kamms ſind demnach den beiden Küſten der Halbinſel zugekehrt und beide werden gleichmäßig von bewäſſerten Thälern und

Schluchten reichlich durchſchnitten, zwiſchen denen die Seitenarme der Kette hinablaufen und gewöhnlich in klippenreichen Abſtürzen enden. Die Höhe dieſer Klippen, ſtets eine weite und maleriſche Ausſicht über das Meer und zu den Inſeln beherrſchend, iſt häufig zur Anlage der Klöſter auserſehen.

Wenn nun, dieſen ſchroffen Uferfelſen entgegengeſetzt, die Ausmündungen der Thäler nicht ſelten einen geſchützten Hafenplatz darbieten, ſo muß man nach einem Blicke auf die phyſiſche Geſtaltung dieſer Halbinſel geſtehen, daß ſie der Cultur des Bodens die bedeutendſten Hemmniſſe entgegenſtelle, hingegen zum Erwerb des Fiſchers, und ſogar zum Betrieb des Handels wohl geeignet erſcheine. Denn ſo bergig und unwegſam iſt überall die Oberfläche, ſo völlig iſt das Gebirge von Vorland, Hochfläche oder Thalweitungen entblößt, daß die Bewohner dem Erdboden die nöthigen Nahrungsmittel keineswegs abgewinnen können und daher gleichſam von der Natur auf die Erzeugniſſe des Meers angewieſen und beſtimmt ſcheinen, was ſie übrigens bedürfen, für die mächtigen Stämme ihres Waldes und für etwaige Früchte ihrer Induſtrie einzutauſchen. In der That beſteht auch in den gegenwärtigen und ſeit langer Zeit dauernden Zuſtänden, außer daß einzelne Pflanzungen von Trauben, Oliven und Obſtbäumen, ſo wie geringe Gemüſegärten und ſpärliche Getraideäcker unterhalten werden, keine weitere Bebauung des Bodens; allein da die Hajioriten (ſo heißen die Bewohner der Halbinſel) auswärtiger Hülfsmittel ſich erfreuen und da »ihre furchtſame und träge Gemüthsart« ſie abſchreckt, »das tiefe und ſtürmiſche Meer«, an dem ſie wohnen, zu befahren: ſo haben ſie weder dem Fiſchfang noch dem Handel ſich hingegeben und erwerben ſich ſelbſt nur den kleinſten Theil ihrer Bedürfniſſe, wenn ſie geringe Ladungen Holz (und dieß iſt das einzige Erzeugniß des Bodens, das ſie verwerthen) nach außen verführen.

Es giebt gewiß keinen Ort in Europa, wo die menſchlichen Verhältniſſe ſeit den Zeiten des Mittelalters ſo völlig ſtationär geblieben wären, als in den Klöſtern des Hájion-Oros. Wenn man den ausführlichen Reiſebericht von Belon lieſt, der ſie vor 300 Jahren beſuchte, ſo könnte man glauben, dieſer Schriftſteller

habe ſeine Beobachtungen im verwichenen Jahre angeſtellt. Hierüber ließe ſich nun wohl im Allgemeinen bemerken, daß eine Körperſchaft, deren Geiſt und Form in Jahrhunderten ganz unverändert blieb, und, wäre ihr Beharren gleich an eine edle und ewige Idee geknüpft, nicht ohne Verluſt an Kraft und Werth habe beſtehen mögen. Und ſo ſtimmen alle neuern Beobachter in dem Bekenntniß überein, daß Unwiſſenheit, Egoismus und an die Stelle der Religion getretener Formendienſt als das endliche Ergebniß des vor 1500 Jahren begonnenen und ſtreng ausgeführten Verſuchs daſtehe, in einem zwar kleinen, aber von den übrigen Menſchen ſowohl abgeſonderten, als unabhängigen Reiche chriſtliche Entſagung und betrachtende Lebensrichtung als Grundlage der Geſellſchaft feſtzuſtellen. Ein Staat von Mönchen und Eremiten, in deſſen Einſamkeit ſich mehr als ein byzantiniſcher Kaiſer, vom Glanz und Schrecken der Welt ermüdet oder gebeugt zurückzog, hat ſein geiſtiges Leben nunmehr ſo völlig eingebüßt, daß zu Anfang dieſes Jahrhunderts ein Officier des gebildeten Europa, der, zum Kloſterleben feſt entſchloſſen, am Hájion-Oros dieſen Wunſch zu erfüllen ſtrebte, bald wieder aus Ekel vor ſeiner entwürdigten Umgebung ſich zurückzuziehen nicht umhin konnte.

Nachdem das älteſte Kloſter, Vatopédhion, von Conſtantin dem Großen gegründet war, entſtanden während der byzantiniſchen Herrſchaft allmählig auch die übrigen, frommen Niederlaſſungen, überhaupt 20 Klöſter mit deren Pertinenzien. Indem ihnen ſämmtlicher Grund und Boden der Halbinſel angehört, bilden ſie noch heute den kleinen, jedoch durch ſich ſelbſt regierten Staat Hájion-Oros, mit der Pforte in keinem andern *) Ver-

---

*) Wenn ſich die Klöſter unter einander in Rechtsſtreitigkeiten verwickeln, ſo rufen ſie zwar häufig die türkiſchen Gerichte zum Spruche an, allein ſie ſind dazu nicht verpflichtet, und es liegt ganz im Sinne der türkiſchen Verwaltung, eine Municipalität, wie die vom Monte ſanto, ſo lange ſie ihre regelmäßige Abgabe zahlt, durchaus ihren innern Anordnungen zu überlaſſen. Der Tribut betrug zur Zeit von Leake's Reiſe mit den üblichen Geſchenken gegen 75000 Piaſter, alſo nach damaligem Geldwerthe etwa 80000 Francs. Mir hingegen wurde in Caraes eine höhere Summe genannt, näm-

hältniß, als daß ſie durch Tribut und Geſchenke ihre Unabhängigkeit jährlich ſich zu ſichern genöthigt ſind. Ihre Privilegien für eine vom türkiſchen Reiche abgeſonderte Stellung gehen ſo weit, daß kein Muſelmann ohne ihre Erlaubniß die Halbinſel betreten darf. Auch geſtatten ſie keinem Türken, in ihrer Mitte zu wohnen, mit der alleinigen Ausnahme des aus den Garden des Sultans *) ernannten Aga's, der den Tribut in Empfang nimmt, die Sicherheitspolizei mit Hülfe einiger im Dienſte der Klöſter ſtehenden Soldaten ausübt und in Caraes, dem Hauptorte des Hájion = Oros, reſidirt, indeſſen keinen Harem mitbringen darf.

Um die bedeutende Beziehung, in der die Hajioritenklöſter von jeher zur griechiſchen Kirche geſtanden haben, näher zu beſtimmen, hat man den Satz aufgeſtellt, ſie genöſſen dort deſſelben Anſehens, wie Rom in der katholiſchen Welt: womit indeſſen das Verhältniß nicht rein ausgedrückt wird, da ſie keinerlei kirchliche Gewalt ausüben, ſondern nur als Wohnſitz der Frommen geprieſen und geehrt werden, indem die Hajioriten den Geboten der Kirche am treuſten entſprächen. Sie bilden gleichſam einen höhern und heiligern Mittelpunct für die übrigen von Arabien durch Syrien, Anatolien und Rumelien zerſtreuten Klöſter der griechiſchen Kirche, ſind aber in geiſtlichen Angelegenheiten dem Patriarchen von Conſtantinopel untergeben. Aus dem religiöſen Anſehen, deſſen die Calojeren **) d. h. die guten Väter oder Mönche des Athos ſich erfreuten, erklärt es ſich leicht, wie ſie allmählig einen bedeutenden Grundbeſitz in den meiſten Ländern, wo der griechiſche Glaube herrſcht, erwarben. Am beträchtlichſten ſind die Revenüen, welche ſie aus Macedonien und den Für-

---

lich 250000 Piaſter als regelmäßiger Tribut, ohne die Geſchenke an den Paſcha von Salonichi und die Großen des Reichs. Da ſich dieſe beinahe ebenſo hoch als der Tribut ſelbſt zu belaufen ſcheinen, ſo könnte man wohl annehmen, daß die Zahlungen des Hájion = Oros ſich gegenwärtig auf 100000 — 120000 Francs belaufen mögen.

*) Boſtandſchi, urſprünglich Gärtner.

**) *Καλόγερος.*

ſtenthümern an der Donau beziehen. Ihre Güter, die den Namen Metochieen *) führen, werden zum Theil durch aus ihrer Mitte ausgeſendete Väter verwaltet: in Macedonien allein liegen gegen 50 dergleichen Höfe, durch welche die Klöſter unmittelbar mit Getraide verſehen werden können. Da jedoch ſo bedeutende Einkünfte dennoch nicht genügen und da bei getrenntem Haushalt einige Klöſter reich, andere hingegen arm ſind: ſo wird das Fehlende durch Almoſen gedeckt, indem eine große Anzahl im Reiche umherpilgert und die Chriſten der griechiſchen Kirche zu frommen Gaben **) auffordert. Zu dieſer Klaſſe von Calojeren gehörten auch meine Reiſegefährten.

Hiebei iſt zu bemerken, daß die Einzelnen in gewiſſen Klöſtern eignes Vermögen beſitzen dürfen, ohne, wie ſonſt üblich, ihr Gut dem Kloſter zu überantworten. Dies hat zur Folge, daß ſie, bei aller Entfremdung vom Weltlichen, doch gern auf abgeſonderten Erwerb Bedacht nehmen, und ſo kann man ſagen, daß hier von den ſogenannten drei Gelübden des katholiſchen Mönchsſtandes die Keuſchheit unverbrüchlich ſtreng, die Armuth etwas nachſichtig beobachtet wird: von dem Gehorſam aber befreit ſie einigermaßen die republicaniſche Verfaſſung, die in der Verwaltung des Ganzen und auch meiſtentheils in dem innern Leben der einzelnen Klöſter eingeführt iſt. Vier Proiſtámeni üben die höchſte Gewalt auf dem Monte ſanto, die nicht von oben, ſondern nur durch die Rechte der Untergebnen beſchränkt wird. Ihre Würde erlangen ſie durch Wahl der Klöſter, aber ſie dauert nur ein Jahr. Da indeſſen jedes Kloſter ſich ſelbſt mit ſei-

*) *Μετοχία.* Eigentlich iſt der Begriff der Metochieen des Hájion-Oros weiter auszudehnen, indem auch die Kloſtergebäude in den Städten Rumeliens, die dem Hájion-Oros direct angehören, und wo die milden Spenden zuſammenfließen, Metochieen genannt werden. Sie begreifen alſo ſämmtliche Einnahmepoſten der Klöſter. Solche Metochieen ohne Grundbeſitz giebt es z. B. in Conſtantinopel: dahin gehörte auch das Kloſter zu Enos, eine Metochie von Lavra.

**) Man klagte jedoch, daß die Almoſen in neuerer Zeit ſpärlicher eingingen, und daß die Finanzen ſich in Folge deſſen und wegen des Drucks nach dem griechiſchen Kriege verſchlechtert hätten.

nen Angelegenheiten beſchäftigt, ſo beſchränkt ſich der Wirkungskreis der Proiſtámeni auf das Ganze betreffende Maßregeln *), auf die Vertheilung und Eintreibung der Steuern und endlich auf höchſte richterliche Entſcheidungen. Die Verfaſſung ſelbſt ſteht unwandelbar feſt und kann durch Niemand verändert werden. Zu ihrer beſondern, jedoch ebenfalls zeitigen Regentſchaft wählen ſich die einzelnen Klöſter zwei Vorſtände aus ihrer Mitte, die Proeſtótes **) genannt werden. Nur die ärmern, ſieben an der Zahl, werden ſtrenger verwaltet, indem jedem derſelben ein einziger Proeſtós vom Patriarchen auf Lebenszeit zugetheilt wird.

Während auf ſolche Weiſe jeder Einzelne gleichen Antheil an dem Regimente des kleinen Staates nimmt und zu der höchſten Würde gelangen mag, verurtheilt ihn der todte Buchſtabe, der ſich in den Satzungen dieſer Gemeinden verewigt und mit chriſtlichem Gewande geſchmückt hat, zu der äußerſten Beſchränkung ſeiner Freiheit, und dieſer Buchſtabe, was wohl zu bemerken, wird noch heute ohne Nachſicht, ohne Schlaffheit feſtgehalten, ſo wie er vor alten Zeiten galt, und zwar mit einer Strenge, wie ſie gewiß ſelten in Klöſtern des Abendlandes geherrſcht haben mag. Weibliches zu berühren, anzublicken, verſagt die Sitte des Orts; Fleiſch, in den Faſten überhaupt etwas Thieriſches zu genießen, erlaubt ſich kein Calojer. Er lebt von Oliven, gedörrtem Brod, mit Waſſer und Salz bereitetem, oft rohem Gemüſe und geſalzenen Fiſchen, ſo wie ihm auch Honig und Käſe geſtattet ſind. Er trägt ein wollenes Hemd und ein dunkelfarbiges

---

*) So führen ſie die Correſpondenz mit dem Patriarchen und mit den auswärtigen Agenten in Conſtantinopel und Salonichi, während die Metochieen Privatgüter der einzelnen Klöſter ſind.

**) Leake nennt ſie Hijumeni (ἡγούμενοι τοῦ μοναστηρίου). Carajannopulos (Allgem. Zeitung 1840 nr. 130 aus der Ἀθήνη), der im Herbſt 1839 den Athos beſuchte, nennt ſie ἐπίτροποι und beſtimmt ihren Geſchäftskreis näher. Um ſo mehr kann ich mich, auf die Quellen verweiſend, auf die allgemeinſten Andeutungen über die Verfaſſung des Hájion = Oros beſchränken, als auch Herr Zachariae (Reiſe in den Orient S. 238 u. f.) eben jetzt dieſe Verhältniſſe umſtändlich dargeſtellt hat.

Prieſtergewand. Der Thätigen Tagewerk iſt dem Kloſter gewidmet: die Gärten zu bebauen, etwa ein Handwerk zu betreiben, iſt ihr Geſchäft, während die übrige Zeit zu religiöſen Uebungen beſtimmt bleibt.

Zu einer ſolchen Verfaſſung und Lebensart, wovon man ſagen könnte, ſie löſe das Problem, die menſchliche Geſellſchaft in der einfachſten Naturform vor Augen zu führen, während ſie zugleich das Menſchlichſte ihr verſagt, hat die ganze Bevölkerung des Hájion-Oros, die man gewöhnlich auf 5—6000 Menſchen *) ſchätzt, ſich frei entſchloſſen, indem Niemand auf der Halbinſel geduldet wird, der ſich dieſen Vorſchriften entgegenſtellen wollte. Indeſſen muß man drei oder vier Stufen der Enthaltſamkeit unterſcheiden. Die Cosmikí **) ſind Knechten gleich zu achten, die in der Klöſter Dienſten Arbeiten verrichten, wiewohl ſie mit der Zeit unter die Zahl der Kalojeren aufgenommen zu werden pflegen, wenn ſie nicht die Sorge und den Genuß der Welt der wenigſtens Schickſals- und Bewegungs-loſen Heiligkeit vorziehen. Dieſe leben mit den Calojeren ſelbſt in den 20 Klöſtern und in der Stadt Caraes, dem Sitze der Proiſtámeni. Außer den Klöſtern aber liegen noch eine große Menge von einzelnen Zellen

---

*) Alle frühern Reiſende ſtimmen in dieſer Zahl überein. Zachariae ſpricht jedoch nur von 1000 Calojern und ebenſo viel weltlichen Hajioriten. W. Smith ſchätzt die Bevölkerung des Hájion-Oros zu 2500 Seelen. Wiewohl er ein großes Vertrauen verdient, weil er für jedes einzelne Kloſter die Zahl der Calojeren, Eremiten und Reiſenden anführt (und zwar im Ganzen 925 Calojeren, 244 Eremiten, 281 reiſende Calojeren, 150 Cosmiki, 900? Kellaeoten): ſo hat es doch den Anſchein, als wären ihm, vielleicht abſichtlich, überall zu geringe Zahlen abgegeben, da es unwahrſcheinlich iſt, daß die Hajioriten ſich im Laufe dieſes Jahrhunderts bedeutend ſollten vermindert haben. Nun giebt Leake aber ausdrücklich bei Iviron 300, bei Lavra 200 Calojeren an, während Smith auf jenes Kloſter nur 160, auf dieß mit Einſchluß der Eremiten nur 120 zählt, was gewiß zu gering iſt, da mir ſelbſt in Lavra verſichert ward, zu dieſem Kloſter gehörten 300 Perſonen. Allein die Zahl der Calojeren wurde auf mein Befragen in Caraes zu 2000 angegeben.

**) *Κοσμικοί.*

oder Kellaeen *) ſowohl am Athos als im heiligen Walde zerſtreut. Einige derſelben ſtehen zu Gemeinden vereinigt beiſammen und heißen dann Askitíria **), von denen jedes einzelne zu einem der Klöſter gerechnet wird. Die Kellaeoten ***), welche ſie bewohnen, zeichnen ſich vor den insgemein trägen Calojeren der Klöſter ſelbſt durch größere Betriebſamkeit aus, und es werden verſchiedene Artikel von ihnen gearbeitet, durch deren Verkauf ſie ſich einen Gewinn zu verſchaffen ſuchen, z. B. Kleidungsſtücke, hölzerne Löffel, Kreuze mit Schnitzwerk aus Horn oder Holz gefertigt, Roſenkränze, abſcheuliche Gemälde der Panajia, d. h. der Mutter Gottes u. ſ. w. Sonnabends bringen ſie dieſe Dinge auf den Markt nach Caraes, wohin dann gleichfalls von außen Korn, Wein und Eiſenwaaren gelangen. Stehen die Kellaeen endlich einzeln im Gebirge, ſo bewohnt ſie ein ſtiller Eremit ****), der durchaus mit der Arbeit ſeiner Hände ſich ſelbſt das zum Leben Nothwendige ſchafft, und, wie er von der Welt abſchied, ſo auch den Umgang ſeiner Genoſſen meidet.

Die Namen der Klöſter, wenn man ſie nach der Größe ordnet — und die größten zählen wahrſcheinlich über 200 Calojeren — ſind folgende *****): Vatopédhion, Chiliandári, Ivíron, La=

---

*) Κελλαῖα. Vor der griechiſchen Revolution gab es deren nach dem oben eben erwähnten neugriechiſchen Berichte 190, jetzt weniger. Ueberhaupt hat der Hájion=Oros, in die Revolution verwickelt, in Folge deſſen durch achtjährige Einquartierung von 1200 Albaneſen geſtraft, ſchwer gelitten.

**) Ἀσκητήρια. Deren ſind gegenwärtig 11. Der Vorſteher einer ſolchen Gemeinde heißt δίκαιος.

***) Κελλαιῶται.

****) Ἐρεμίται oder φιλέρημοι.

*****) Für die Unveränderlichkeit in den Verhältniſſen des Hájion=Oros iſt es ein intereſſanter Beweis, daß die Aufzählung von Belon ſo genau mit dieſem Cataloge, der von Leake und Smith übereinſtimmend mitgetheilt worden iſt, zuſammentrifft. Er redet zwar von 23 — 24 Klöſtern, zählt aber deren nur 21 auf, indem er die Stadt Caraes für ein Kloſter rechnet. Die übrigen 20 ſind dieſelben, wie heutzutage, mit der einzigen Ausnahme von Archanjelos, das nicht mehr zu exiſtiren ſcheint oder vielleicht nur ein Askitirion war. Statt deſſen fehlt Xiropotamu, welches nach Leake eine Zeit lang der Seeräuber wegen verlaſſen ſtand.

vra (dieſes iſt jedoch das einflußreichſte von allen), Dhionyſíu, Caracálo, Rúſſicon, Esſigménu, Xiropotámu, Pavlu, Xenóſu, Zográſu, Dhocharíu, Cutlumúſi, Filothéu, Pandocrátoras, Stavronikíta, Gregoríu, Simópetra, Caſtamonítu. 15 dieſer Klöſter werden von Griechen, die übrigen von Slaven d. h. Serben, Bulgaren und Ruſſen bewohnt. Die ſlaviſchen Klöſter ſind: Chiliandári, Pavlu, Xenóſu und Zográſu; endlich Rúſſikon, auf welches ausſchließlich Ruſſen angewieſen ſind. — Nach dieſen Andeutungen nehme ich mein Tagebuch wieder auf.

4. Junius. Bei Sonnenaufgang fanden wir uns dem Kloſter Pandocrátoras gegenüber, allein da kein Lüftchen wehte und ein ſtiller, heißer Tag ſich ankündigte, mußten die Ruder noch einmal ergriffen werden, und es währte volle 5 Stunden, bis wir endlich im Hafen unter den Klippen landeten, auf deren felſiger Platte das Kloſter Pandocrátoras in das Meer hinausſchaut. Während dieſer Fahrt erfreuten wir uns in der heitern Morgenbeleuchtung des Anblicks der friſch grünen Waldung, die von der Fläche des Meers bis zu den ſanft geneigten Höhen überall dicht ſich verbreitete und in einer Entfernung, wo weder die Klippen noch die Schluchten noch die Krümmungen der Küſtenlinie bemerkt werden, vom Cap Platy bis zum Athos einen einzigen, über eine weite Strecke gleichförmig ausgedehnter, mäßig erhöhten Uferabhang mit fruchtbarem Wachsthum zu beleben ſchien. Je mehr wir inzwiſchen uns dieſem Ufer ſelbſt näherten, deſto entſchiedener ſanken die ſchattigen Thäler zwiſchen den hell erleuchteten Armen des heiligen Waldes ein und verſchwanden in der Nähe des Meers hinter den Klippen, die nunmehr hier und da zwiſchen dem Grün des Waldes und dem blauen See in lichter Färbung hervortraten. Selbſt von den Klöſtern, die ſo frei über Abgründen da ſtehen, und von Mauern umgeben, in feſtungsartiger Bauart einſt den Seeräubern Trotz boten, blickten vier oder fünf ſchon aus weiter Ferne gaſtlich einladend zu uns herüber, von Vatopédhion aus bis zu einem äußerſten Puncte, dem Kloſter der heiligen Lavra, das jedoch nur vom ſcharfſichtigſten Auge entdeckt werden mochte, um ſo mehr als der Athos ſelbſt und ein hoher, zackiger Vorberg, der als eine mächtige

Vorſtufe zu ſeinem Gipfel dem nördlichen Abhange entgegen geſchoben iſt, ſich hart über Lavra erheben und deſſen Gemäuer durch den Gegenſatz der Größe dem Blicke entziehen. Dagegen konnte die Lage von Pandocrátoras, gegen 150′ über dem Meere auf weißem, ſenkrechten, von den Wellen beſpülten Kalkfels, die Hafenbucht zu ſeinen Füßen, genau betrachtet werden und die ſtattlichen Gebäude ſelbſt, welche die gangbare Oberfläche der Klippe völlig einnehmen, bildeten den abgeſchloſſenen Mittelpunct eines Gemäldes, deſſen Rahmen in der ringsum verbreiteten Waldung ebenſo ſicher abgegrenzt werden mochte. Wendete ſich nun das Auge von dieſem den Character des Hájion=Oros vorläufig bezeichnenden Bilde wieder zu den übrigen Landſchaften, die über dem Spiegel des Meers zu einzelnen bedeutenden Gruppen ſich abſonderten, ſo haftete es zuerſt am Athos, der, dem Anſcheine nach ganz unerſteiglich, bis zur halben Höhe etwa von Wäldern umgürtet, unerwartet aus dem ebenen Kamm des heiligen Waldes hervorſteigt und auf der andern Seite von dem Fuße ſeines Vorgebirgs über Lavra eine flache, grüne Erdzunge in's Meer zu ſenden ſcheint, indem eine ſolche Geſichtstäuſchung durch die eigne Wölbung der Küſte bewirkt wird. Neben dem Athos tritt ſodann die Inſel Lemnos hervor, ein niedriges Eiland, ſo tief gelegen, daß, da, in einem Abſtande von 12 geogr. Meilen wahrgenommen, nur die einzelnen Höhenpunkte über den Horizont hervorragen, dieſe ſcheinbar ohne Verbindung als ebenſo viele einzelne Inſeln neben einander geſtellt erſcheinen. Im Oſten blieb Samothrake ſtets ſichtbar, deſſen höheres Gebirge von einer Wolkenſchicht aufgenommen ward, und wenn man rückwärts den Blick richtete, ſo erhob ſich aus der glatten Spiegelfläche das Gebirge von Taſſos, im bläulichen Morgendufte rein abgezeichnet. Endlich um 10ʰ bogen wir in die kleine Felsbucht, den Hafenplatz von Pandocrátoras, ein und mit erleichterter Empfindung ſprang ich auf die Steinplatte, wandelte die Treppe, welche in der ſchrägen Klippenrichtung ſeitwärts ausgehauen iſt, zu der Kloſterpforte hinauf.

Der Haupteingang iſt wohl gepflaſtert, und führt, wie die Auffahrt zu einer Ritterburg, aus dem Thale in bequemen Win=

dungen auf die Höhe des Kloſters. Vom Hafen gelangt man hingegen durch eine enge Seitenpforte in den äußern Hofraum und weiter wie durch ein Feſtungsthor in den innern, wo ein hoher und reich verzweigter Orangenbaum in voller Blüthenpracht den zarteſten Duft verbreitete. In ein Baſſin aber ſprudelte köſtliches, klares Gebirgswaſſer, dem ich, der gaſtfreundlichen Geſinnung dieſer Behauſung gewiß, noch ehe ich mich angemeldet, nach längerer Entbehrung mit Behagen zuſprach. Im Viereck um den Hof lagen die alterthümlich verwitterten Steinwände des Hauptgebäudes, in deſſen Gänge eine offne Treppe mich einführte. Auf dem Köſchk, einem nach dem Meere zu heraustretenden, lichtreichen Erker, waren Einige der Calojeren verſammelt, die mich zuvorkommend begrüßten und, ohne viel nach Herkunft und Abſicht zu fragen, mir eine reinliche Zelle zur Wohnung anwieſen. Sogleich wurde eine Schüſſel Pillav aufgetragen, und im Uebrigen überließ man mich, falls ich nicht ſelbſt eine Frage oder ein Anliegen an die Calojeren zu richten hatte, ſchweigend meinen eignen Betrachtungen. Da ich in meinem Zimmer weder Divan noch irgend ein Geräth fand, ſo kehrte ich bald in den Köſchk zurück, dem die ringsum vertheilten Polſter, die luftige Vorhalle, ſo wie die Ausſicht auf das Meer, das ſenkrecht darunter an den Felſen brandete, vor den übrigen Räumen, überbauten Hallen und trüben, ärmlichen Zimmern den entſchiedenen Vorzug gaben. Meiner Vorliebe für dieſen Ort wurde gern gewillfahrt, und da ich mich bereitete, meinen letzthin erworbenen Sammlungen die nöthige Aufmerkſamkeit zu widmen und die im Trocknen begriffenen Pflanzen auf dem Boden auszubreiten, trat ein bisher nicht beachteter Calojer zu mir, der ſich alsbald als Arzt des Kloſters zu erkennen gab. Er erregte ein günſtiges Vorurtheil, indem er einige italieniſche Worte redete und verſchiedene heilſame Kräuter, die am Hájion-Oros vorkämen, mit den hergebrachten Namen zu bezeichnen wußte; ich befrug ihn daher, ob er die Arzneikunde früherhin ſchon ausgeübt und etwa in Italien erlernt habe; indeſſen war ich erſtaunt zu vernehmen, daß er ſchon in jungen Jahren am Athos ſich angeſiedelt und keine andere Lehrmeiſter, als die Natur und eigne

Erfahrung gehabt habe, ein Bekenntniß, das er naiv genug ablegte und ferner zu erkennen gab, wie er, ſelbſt ohne Bücher zu Rathe zu ziehen, mit den Kräutern und ihren Namen von Jugend auf bekannt, in den einzelnen Fällen ſeiner praktiſchen Wirkſamkeit als ein ächter Autodidakt nach dem Erfolge ſeiner Verordnung ſich nach und nach ſelbſt erſt die zweckmäßigſte Methode gebildet habe. So wunderbar dergleichen kindliche Zuſtände jener heilſamen Kunſt uns vorkommen müſſen, ſo wäre doch zu bedenken, daß ein ſolcher Therapeut, auf vegetabiliſche Heilmittel eingeſchränkt, ohne ſich der entſchieden giftigen Kräuter als der wirkſamſten zu bemächtigen, im Allgemeinen nur die natürliche Entwickelung der Krankheiten walten zu laſſen pflegt und doch noch zuweilen einen heilbringenden Schweiß hervorzubringen oder eine angemeſſenene Richtung der Diät in's Werk zu ſetzen verſtehen mag. So wie indeſſen ein Naturarzt nach Art unſers Calojers ſich leicht in ſpecifiſchen und univerſell heilkräftigen Mitteln befängt, ſo rühmte auch er als das wirkſamſte aller Kräuter eine Pflanze, die er Vetónica *) zu nennen beliebte, und von welcher er behauptete, daß ſie nirgends auf der Erde, als am Gipfel des Athos zu finden ſei, wo ſie freilich ſo häufig vorkäme, daß, wenn ihre Tugend im Auslande bekannt würde, ge-

*) Vetónica (βετονική) wird nach Sibthorp in Griechenland **Betonica Alopecuros L.** genannt, eine gleichfalls alpine, über den Pindus und Schardagh verbreitete Pflanze, die von der Vetónica des Athos ganz verſchieden iſt. Vielleicht entſpricht die letztere der Σιδηρῖτις des Dioscorides, von der es noch zweifelhaft geblieben iſt, auf welche Sideritis ſie zu beziehen ſei. Ich vermuthete nämlich, daß die gerühmte Athospflanze, ein Halbſtrauch der in der alpinen Region des Bergs einen vorherrſchenden Beſtandtheil der Flora zu bilden ſcheint, mit **Sideritis cretica L.** identiſch ſein würde. Ich bedauerte lebhaft, daß ſie in der jetzigen Jahrszeit noch ganz unentwickelt, im lebenden Zuſtande nicht unterſucht werden konnte. Aus dem getrockneten Kraute, das die Prieſter mir gaben, konnte ich die Gattung **Sideritis** erkennen. Erſt in der Folge habe ich in den dem Kaiſerlichen Muſeum zu Wien gehörigen Sammlungen aus Rumelien, die von Herrn von Friedrichsthal herrühren, erkannt, daß die Vetónica des Athos Linné's **Sideritis perfoliata** iſt, deren natürlicher Standort bisher unbekannt war und daher vielleicht in der That auf den Gipfel des Athos eingeſchränkt iſt.

wiß die Klöſter einen beträchtlichen Gewinn dadurch erwerben möchten. Die Anſicht von den heilſamen Eigenſchaften dieſer Vetónica gehörte, wie ich in der Folge oft genug vernahm, nicht zu den Erfahrungen aus des ärztlichen Calojers Privatpraxis, ſondern ſie war in den Klöſtern ſo allgemein verbreitet, daß ſämmtliche Väter, waren ſie geſund, einen diätetiſchen Thee davon zu trinken pflegten, wurden ſie krank, nur noch größere Doſen dieſes Tranks gebrauchten, ſo daß, da in Folge der vegetabiliſchen Koſt und des übermäßigen Genuſſes ſtarker Weine Verdauungsbeſchwerden und ſelbſt organiſche Leiden aus dieſer Sphäre ſich ungewöhnlich häufig einſtellen *), manche Calojeren faſt nichts als ihren Vetónica-Thee zu genießen vermögen und ihren ſiechen Körper dadurch noch eine Zeitlang in erträglichem Zuſtande erhalten. Ich ſelbſt, wie ich unten berichten werde, hatte eine Gelegenheit, mich der bedeutenden ſtomachiſch-diaphoretiſchen Heilkraft dieſer Vetónica zu verſichern, deren Kraut, ſelbſt getrocknet noch mit einem höchſt eigenthümlichen und intenſiv aromatiſchen Geruche begabt, einen beträchtlichen Reichthum von ätheriſchem Oele zu enthalten ſcheint.

Einige Calojeren, die ſich mittlerweile im Köſchk verſammelten, ergingen ſich in andern, gleichfalls weltlichen Geſprächen, und, da ſie die Angelegenheit der kürzlich zerſtreuten Seeräuber

*) Neben dieſen chroniſchen Verdauungsbeſchwerden, an denen die meiſten Calojeren leiden, zeigt ſich noch eine andere, faſt nicht minder häufige Folge jener naturwidrigen Art ſich zu ernähren. Scorbutiſche Affectionen, gewiß dem Clima und der Oertlichkeit höchſt fremdartig, ſind ein allgemeines Uebel, das man hier bis in ſeine letzten Stadien beobachten kann und gegen welches gleichfalls der Sideritisthee angewendet wird. Nehmen dieſe oder die erſterwähnten Leiden einen bedenklichen Character an, ſo ſchreitet man, da es keinen gebildeten Arzt auf der Halbinſel giebt, zu draſtiſchen Purgirmitteln, die in enormen Doſen und wiederholt gebraucht, den Kranken nicht ſelten unmittelbar in's Grab fördern. Ein ſolcher Fall ereignete ſich an dem Tage, als ich in Caraes anlangte. Gegen Cardialgie hatte man 3 Tage unaufhörlich Draſtica gegeben und dadurch eine acute Waſſerſucht hervorgebracht, welche die Lebenskraft des Kranken ſo plötzlich erſchöpfte, daß, als man am Abend des dritten Tags Herrn Sannerjidhes zu Rathe zog, dieſer den Patienten bereits in Agonie fand.

verhandelten, ſo kamen ſie meinem Wunſche entgegen, hierüber die zu meinen Wanderungen am Häjion-Oros erforderlichen Aufſchlüſſe zu erhalten, nachdem die letzten Nachrichten mir bei der Abſicht, mich allein in das Dickicht dieſer Waldungen zu begeben, Bedenken und Vorſicht anzuempfehlen geeignet geweſen waren. Die ernſthafte Verfolgung der Piraten von Seiten der griechiſchen Marine hatte vor einem Monate begonnen. Es kam gleich Anfangs zu einem Gefechte bei der Inſel Piperi, in Folge deſſen die Seeräuber, über 40 Mann ſtark, in 2 Schiffen nach dem Häjion-Oros flohen und ſich der Verfolgung entzogen. Damals wagte kein Calojer ſein Kloſter zu verlaſſen, und man lebte in beſtändiger Furcht überfallen zu werden. Jedoch ſchon nach wenigen Tagen waren die Piraten wieder verſchwunden. Sie hatten verwundete Genoſſen auf Piperi zurücklaſſen müſſen und hofften dieſe während der Nacht unbemerkt abholen zu können. Allein Canaris hatte dieſelben bereits aufgehoben und, da er den Verſuch ſie in ihrem Verſtecke wieder aufzuſuchen vorausſah, war eben dort ein bedeutender Hinterhalt aufgeſtellt worden. So erfolgte das entſcheidende Gefecht zu Lande und nur dem vierten Theile der Piraten gelang es, ſich durchzuſchlagen und in eins der Schiffe zu retten, in welchem ſie, der ſcharfen Verfolgung Trotz bietend, endlich ihre verborgene Felsbucht unter dem Vorgebirge des Athos wiedergewannen; als nun aber der Feind zuletzt dieſen Schlupfwinkel entdeckte, gaben ſie ihr Schiff Preis und verbargen ſich zum zweiten Male in den Wäldern. Man ſchätzte ihre Zahl auf 12 Männer und wußte, daß die beiden verwegenſten Anführer in ihrer Mitte ſich befänden. Sobald der griechiſche Admiral der Regierung in Caraes die Anzeige von dieſem Vorfalle gemacht hatte, wurden die erforderlichen Maßregeln getroffen, um den Verfolgten die weitere Flucht ſowohl zu Waſſer als zu Lande unmöglich zu machen. Sämmtliche Boote, die den Klöſtern gehörten, wurden durch Einbohrung der Planken für den augenblicklichen Gebrauch untauglich gemacht, weil man befürchtete, ſie Nachts überfallen, geraubt und zur Flucht nach entlegenen Inſeln benutzt zu ſehen; die Grenze der Halbinſel wurde ſtreng mit verſtärkter Mannſchaft geſperrt, und, indem der Pa-

ſcha von Salonichi einige Truppen zu ſenden ſich bereit fand, ſo begann eine eifrige Jagd auf die unglücklich Eingeengten, die freilich in dem dichtverwachſenen Walde ſelbſt durchaus nicht aufgefunden werden mochten, zumal da die Verfolger, theils aus Sympathie, theils aus Furcht vor verzweifeltem und durch treffliche Bewaffnung unterſtütztem Widerſtande ſich begnügten, die Reitwege, die von Kloſter zu Kloſter führen, zu bewachen. Es läßt ſich denken, welcher Schrecken in den erſten Tagen dieſes ungewohnten Kriegszuſtandes ſich unter den friedlichen Calojeren verbreitete, und man wünſchte mir Glück, daß ich nicht acht Tage früher bei ihnen angekommen ſei, weil ich damals meine Abſicht keineswegs würde haben ausführen können: denn die Proïſtámeni ſelbſt hätten mir gewiß aus Rückſicht auf meine Sicherheit und ihre eigne Verantwortlichkeit, die Klöſter zu bereiſen, unter ſolchen Umſtänden nicht geſtattet. Anfangs hofften ſie, der Mangel an Lebensmitteln würde die Piraten zwingen, ſich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, wozu ihnen, da es in ſolchen Fällen unter Griechen nie an Unterhändlern fehlt, möglichſt billige Bedingungen vorgeſpiegelt wurden. Allein in dieſer Hoffnung fand man ſich gar bald getäuſcht, als man in Erfahrung brachte, daß die Seeräuber Nachts bald in dieſem bald in jenem Kellaeon ſich einfanden, zwar nicht um die armen Eremiten auszuplündern, aber doch deren chriſtliche Liebe in Anſpruch zu nehmen, die freilich mit Furcht gepaart ihnen das Nothwendige mitzutheilen ſich nicht erwehren konnte. Auf dieſe Art hatten ſie ſich, ohne weitern Schaden zuzufügen, für mehre Wochen verproviantirt und hofften, in die Wälder des Athos zurückgezogen, wenn die erſte Furcht und die emſige Verfolgung ſich gemäßigt hätten, mit günſtigem Glücke nach Macedonien zu entkommen. Dies würde ihnen wahrſcheinlich gelungen ſein, hätte nicht der Anführer der Milizen ſich eine Auszeichnung zu erwerben im Sinne gehabt und zu dieſem Zwecke die gewöhnliche Taktik der Klephten befolgt. Auf dem weiten, einſamen Wege, der, den Athos umkreiſend, von Lavra nach dem Askitirion der heiligen Anna führt, verſteckten ſich die Soldaten unbemerkt in den Felſen einer wilden Bergſchlucht, von der eine Strecke jenes Reitpfades beherrſcht wird

und in deren Nähe ſich allen Nachrichten zufolge der Schlupfwinkel der Räuber befinden mußte. Sie vermutheten, daß dieſe einer trefflichen Quelle, die dort geſammelt wird, nicht würden entbehren können, und lauerten, wie der Jäger, der den Ort kennt, wo der Hirſch zu trinken gewohnt iſt. Schon am zweiten Tage ihres Aufenthalts in dieſem Verſtecke fanden die Piraten ſich ein und empfingen die Kugeln aus den langen, albaneſiſchen Flinten, die unvermuthet auf ſie abgefeuert wurden. Einige von ihnen blieben auf dem Platze, die Andern flohen, da ſie die Verborgenen nicht anzugreifen vermochten, zurück in den Wald. Die Köpfe der Gefallenen wurden triumphirend nach Salonichi geſendet, der Capitain der Milizen erwartete eine Belohnung und von jetzt an wurde die Verfolgung der Uebrigen auf das Läſſigſte betrieben, indem man zugleich die Unterhandlungen im Stillen wiederaufnahm. In Caraes kam ich mit den Soldaten, die jenen Handſtreich ausgeführt hatten, in beſtändige Berührung. Sie waren, 18 an der Zahl — das iſt die ganze bewaffnete Macht im Dienſte der heiligen Regierung — meiſtentheils Albaneſen, wilde, verwegene Geſellen, die wohl darnach ausſahen, auch ohne Kriegsliſt mit Piraten einen Kampf auf halbe Sonne beſtehen zu können. Einer jener glücklichen Jäger, der in beſonderm Rufe der Tapferkeit ſtand, begleitete mich zur Escorte auf den Athos. Er hielt es für ganz unmöglich, den Piraten jetzt noch weiter nachzuſetzen; hätten ſie nur eine einzige Barke in einer unzugänglichen Bucht verborgen, ſo könnten ſie jeden Augenblick fortgehen, und an Lebensmitteln hätten ſie, wiewohl die Eremiten hartnäckig jeden Verkehr ableugneten, keinen Mangel zu beſorgen. So war die Lage der Sache, als ich den Hájion = Oros zu durchſtreifen mich anſchickte und, da die Furcht der Calojeren beſeitigt war und die Meinung ſich feſtſetzte, die noch übrigen Piraten hätten ſich in Folge ihres Unfalls getrennt und Jeder ſuche ſich einzeln zu retten, ſo verſicherte man mich eines völlig gefahrloſen Zuſtandes und daß die Proïſtámeni mir ohne Bedenken erlauben würden, die Klöſter zu bereiſen.

So wurde mir nun zwar mehr als einmal angedeutet, daß eine höhere Erlaubniß von der Regierungscommiſſion des Hájion=

Oros zuvörderſt perſönlich von mir eingeholt werden müſſe und daß ich mich daher zunächſt nach Caraes zu wenden habe: allein da mir daran lag, den Athos ſo bald als möglich bei heitrem Himmel zu beſteigen und meine Schiffer, die eigentlich nach Lavra mich zu bringen verſprochen hatten und nur durch den Wind daran vorläufig gehindert waren, jetzt im Begriff ſtanden, dahin abzugehen: ſo trug ich kein Bedenken, mich ferner mit ihnen einzulaſſen und verlangte nur bis zum andern Morgen in Pandocrátoras zu bleiben, wozu ſich der Capitain in der Hoffnung eines nachträglichen Gewinns gern bereit erklärte. Ich beſchäftigte mich inzwiſchen, während des Nachmittags und Abends die Umgegend des Kloſters zu durchſtreifen.

Wenn man bei Pandocrátoras landend nur erſt deſſen Kalkfelſen und in der Ferne den weiß leuchtenden Athos erblickt hat, ſo kann man leicht eine irrige Vorſtellung von dem Felsgebäude der Halbinſel auffaſſen, und wenn man ſich erinnert, daß im weſtlichen Rumelien und Griechenland jene große und eigenthümliche Kalkformation, die aus den carniſchen und dinariſchen Alpen nach Süden fortläuft, eine ſo bedeutende Rolle in der Küſtenbildung des adriatiſchen und joniſchen Meers ſpielt, ſo wird man im Voraus zu der Vermuthung ſich hinneigen, daß auch hier die kreideartigen Gebilde wiederum vorherrſchend auftreten mögen. Indeſſen iſt der Kalkſtein auf der heiligen Halbinſel, gleich wie in Macedonien, nur von untergeordneter Bedeutung, und namentlich zeigt ſich bald, daß die Klippen von Pandocrátoras, eine durchaus örtliche Erſcheinung, mit dem Marmor des Athos keineswegs zuſammengeſtellt werden dürfen. Die geſchichteten Kalkfelſen, auf denen jenes Kloſter erbaut iſt, haben im heiligen Walde keine weitere, zuſammenhängende Verbreitung und ruhen unmittelbar auf dem Glimmerſchiefer, der faſt die ganze Halbinſel zuſammenſetzt. Gerade an dem Hafenplatze, wo ich an's Land ſtieg, iſt dieſes Lagerungsverhältniß vollſtändig aufgeſchloſſen, und man kann in der ſchrägen Berührungslinie beider Felsarten die jüngere Bildung des Kalkſteins erkennen. Wenn man von da längs der Küſte weiter nach Südoſten geht, ſo findet man ſich ſogleich auf dem Glimmerſchiefer, der überall an-

ſteht und deſſen Erddecke an üppiger Pflanzenproduction dem Kalkgeſteine weder nachſteht noch ſich durch abweichende Formen der Vegetation auszeichnet.

Wer den dichten Pflanzenwuchs und das üppige Wachsthum von immergrünen Sträuchern auf den dalmatiſchen Inſeln geſehen hat, könnte ſich von der Vegetation an den Uferabhängen des Hájion = Oros eine ziemlich entſprechende Vorſtellung machen, wenn er ſich die Kraft des vegetabiliſchen Lebens noch bedeutend erhöht und die Mannigfaltigkeit der Formen gleichfalls vermehrt denken wollte. Nirgends in Europa habe ich wenigſtens eine ſolche Dichtigkeit und Fülle der Vegetation angetroffen, als im heiligen Walde, und lebhaft vergegenwärtigten ſich mir die Darſtellungen, welche die Reiſenden über das unvergleichlich geſteigerte Leben der organiſchen Natur in tropiſchen Gegenden uns überliefert haben. Wenn man ſolche Bilder freilich nur aus Erzählungen oder Gemälden kennen lernte und ohne eigne Anſchauungen kaum zu einer Vergleichung berechtigt erſcheint, ſo mag es doch immerhin als ein reiner Eindruck gelten, daß in dieſer Rückſicht der Hájion = Oros alle Gegenden von Rumelien, die ich beſucht habe, ſo ſehr hinter ſich zurückläßt, daß, wären nicht die meiſten der vorherrſchenden Geſträucharten dieſelben, und nur durch höheren Wuchs, dichtere Vereinigung und das Zuſammenleben alles deſſen, was ſonſt zerſtreut die Landſchaften ſchmückt, hervorſtechend, man vielleicht eine neue und fruchtbarere Zone betreten zu haben ſich vorſtellen könnte. Bisher iſt die Regel geweſen, daß in der immergrünen Küſtenregion zwei oder drei Straucharten an Zahl der Individuen die übrigen Gewächſe ſo ſehr übertrafen, daß von ihnen allein der Character der Landſchaft beſtimmt wurde. So waren es bald die zarten Nadeln der Erica, bald die runzlig = wolligen, kaltgrünen Blätter der Ciſtusroſen, bald das markige, glänzende Laubgewebe der Lorbeerform, mochte dieſe nun im Arbutus oder in der Coccuseiche oder im Lorbeer ſelbſt ſich ausprägen, welche hier verſchwindend dort wieder vorwaltend örtlich einen ſolchen Einfluß hervorbringen mochten. Am Hájion = Oros hingegen ſind alle jene Grundtypen des Phyſiognomiſchen in der ſüdeuropäiſchen Flora auf demſelben Puncte ver=

webt, geſellig vereinigt und ſchaffen dadurch ein unerwartet neues Bild. Betrachtet man nun dieſe characteriſtiſchen Laubgeſtalten der vorwaltenden Sträucher im Einzelnen, ſo wird man hier ſogar vier verſchiedene Stufen unterſcheiden können, wobei wir von den reichſten zu den zarter gebildeten oder gleichſam vernachläſſigten Formen fortſchreiten. So wird zuerſt das Lorbeerblatt im Arbutus und in der Steineiche vorgeführt, von den Ciſten zeigen ſich die beiden gewöhnlichen Arten Bithyniens, ebenſo für die Erikenform **Erica arborea**, aber zuletzt werden noch zwei oder drei Leguminoſenſträucher bedeutend, die gar keine Blätter tragen, in langen, grünen Ruthen ſich zwiſchen das übrige Gebüſch drängen und zum Theil mit Dornen bewaffnet den Zutritt verwehren. Wie nun dieſe acht immergrünen Gewächſe *) gleichartig gemengt ein eignes Gemiſch verſchiedener Bildungsart darſtellen, ſo ſtehen ſie ſo dicht und feſt durchwachſen beiſammen, daß es völlig unmöglich iſt, nur zwei Schritte weit in das Dickicht einzudringen. Reitwege und Fußpfade ſind künſtlich angelegt, die zu den Klöſtern und Kellaeen führen, aber übrigens iſt die Küſte durchaus von dieſem unzugänglichen Urgebüſch bedeckt, welches ſich weit über Mannshöhe und an einigen Orten bis zu 15′ erhebt, ſo daß auch in dieſer beinahe waldgleichen Höhe das Geſträuch gegen alles früher Geſehene eine geſteigerte Lebenskraft anzeigt. Solche Vorzüge entſchädigten dafür, daß jetzt, beinahe 40 Tage (S. 46.) nachdem ich ſie in Blüthe gefunden, jene immergrünen Sträucher meiſtentheils ſchon Früchte trugen; die Jahrszeit der Leguminoſenblüthe ſchien jedoch noch nicht vorüber zu ſein, denn eben Ginſter und Spartium waren reichlich mit gelben Schmetterlingsblumen geziert.

Wendet man den Blick von dieſen hohen Geſträucharten zu den weniger hervorragenden Beſtandtheilen der Flora, ſo findet man die Zwiſchenräume, welche die nach oben zum Lichte drängenden Zweige zwiſchen den verborgenen Stämmen übrig laſſen,

---

*) Arbutus Unedo L. Quercus Ilex L. — Cistus salvifolius L. C. villosus Lam. — Erica arborea L. — Spartium junceum L. Cytisus laniger DC. Genista acanthoclada DC.

von niedrigem Gebüſch, von Schlehen, Myrten, Oſiris und einem von großen, brennend gelben Blumen überladenen Hypericumſtrauch ausgefüllt. Auch ranken Lianen hervor, die zuweilen die höhern Sträucher umwinden und ſich von beiden Seiten über dem Reitwege begegnend ein Laubdach über dem Reiſenden ausbreiten. An ſchattenliebenden Kräutern, beſonders Leguminoſen und Glockenblumen, iſt gleichfalls kein Mangel und ſelbſt der kalte, feſtgetretene Thonboden des Wegs nährt noch ſeine Raſen von Zwergſimſe *).

So iſt die Küſte weit und breit von einer Einöde freiwillig wuchernder, unbenutzter Gewächſe bedeckt, und nur in der nächſten Umgebung des Kloſters erblickt man einige Olivenbäume und Spuren von Getraidebau. Die Klippen ſelbſt gewähren dem Botaniker eine Ausbeute an ſeltenen Kräutern, von denen mehre Griechenland oder dem Hájion = Oros ſelbſt ganz eigenthümlich angehören **).

5. Junius. Im Begriff die Barke noch einmal zu beſteigen, die mich nach Lavra hinüberführen ſollte, wurde mir

---

*) Prunus insiticia L. Myrtus communis L. Osiris alba L. Hypericum olympicum L. — Smilax nigra W. — Psoralea palaestina G. Trifolium Bocconi Sav. Lotus angustissimus L. Dorycnium graecum Sm. Campanula ramosissima Sibth. C. lingulata Kit. Euphorbia verrucosa L. und amygdaloides L. — Linum gallicum L. Hypericum dentatum Lois. Ornithogalum pyrenaicum L. Aira pulchella W. Briza maxima L. — Juncus pygmaeus Thuill.

**) z. B. Campanula rupestris Sibth. Berteroa orbiculata DC. Silene fabaria Ait. Beſonders üppig wuchert Statice sinuata L. Ferner erſcheinen folgende Arten für die rupeſtre Vegetation characteriſtiſch: Malcolmia incrassata DC. Papaver hybridum L. Ruta graveolens L. Geranium rotundifolium L. Crithmum maritimum L. Chrysanthemum segetum L. Plantago Coronopus L. Parietaria judaica L. Als Geſträuch treten Ficus Carica L. und Rubus fruticosus L. auf. — Bäume in den Umgebungen des Kloſters ſind Cupressus sempervirens L., Platanus orientalis L. und Olea europaea L. — Die Ufervegetation eines Bachs beſteht aus Vitex agnus castus L., Hypericum olympicum L. und Dracunculus communis Sch. — Im Unkraut der Wegränder bemerkt man beſonders Sinapis taurica Fisch. und Hyoscyamus albus L.

durch die Proëſtoten bedeutet, wie ich wohl beſſer thäte, zuvor mich nach Caraes zu wenden, nicht ſowohl weil irgend ein Kloſter ſelbſt ohne die Empfehlung und ausdrückliche Erlaubniß der Proïſtameni den Fremdling zurückweiſen würde, als damit ich bei etwa eintretenden Gefährlichkeiten auf beſondern Schutz rechnen könne. Zugleich ſtellten ſie mir zur Reiſe die nöthigen Maulthiere bis Caraes, das nur eine ſtarke Stunde entfernt iſt, zur Verfügung. Indeſſen verzögerte ſich die Abreiſe bis zum Mittage und man bewirthete mich zuvor mit einem Frühſtück aus Pillav: eine beſondere Vergünſtigung, da ſeit geſtern eine der großen Faſtenzeiten, die 39 Tage währt, begonnen hatte, in der, um die ohnehin geltende Enthaltſamkeit von Fleiſch noch zu erhöhen, auch Eier, Fiſche und alles Fette, als Butter und Oel, verbannt werden. Auch für mich gab es während meines Aufenthalts in den Klöſtern kein Fleiſchgericht, weil ich nicht daran dachte, mir, wie frühere Reiſende gethan, zu eignem Bedarfe Tauben zu ſchießen: aber während die Calojeren um mich her ihr Mittagsbrod aus Salat und in Waſſer zu einem Brei gekochten Bohnen verzehrten, ließen ſie für mich das beliebte Reisgericht auftragen, das ohne Fett oder Butter nicht zu genießen iſt. Bis auf die ſtrenge Diät ſind die Klöſter überhaupt recht eigentlich zum annehmlichen Aufenthalte für Fremde geeignet und beſonders dem reiſenden Naturforſcher zu empfehlen. Die Calojeren ſind gewohnt Gäſte bei ſich zu ſehen: denn beſtändig wandern Pilger der griechiſchen Kirche zu den Athosklöſtern, indem ſie, wie die Wallfahrer nach dem heiligen Grabe uud den arabiſchen Städten, damit ein frommes Werk zu verrichten gedenken. Freilich ſuchen dieſe Frommen noch dadurch ihr Verdienſt zu ſteigern, daß ſie den Klöſtern reiche Geldgeſchenke widmen, freiwillige Gaben, die nicht ſelten in jedem einzelnen Kloſter, das ſie beſuchen, bis zu 1000 Piaſtern ſich belaufen: allein hiedurch ſind die Anſprüche verhältnißmäßig gewachſen, welche zwar nicht geradezu an den Fremden gerichtet werden, aber ihm fühlbar genug die anſcheinende Gaſtfreundſchaft verleiden. So findet er überall freundliche Aufnahme, Unterkunft, Speiſe und Trank, unentgeltlich die Maulthiere bis zum nächſten Kloſter bereit, er empfängt die Ehren-

beſuche der Proëſtoten, die ſich freuen, einen ſo ausgezeichneten Fremdling mit ihrer Armuth gaſtfrei bewirthen zu können, und wenn er am andern Morgen weiter reiſt, ſo iſt er in dem Falle, zum Abſchied ein Geſchenk von mindeſtens 100 Piaſtern in den Kloſterfond zu entrichten: zumal wenn ein frommgeſinnter Grieche, der ſich vom Segen der Calojeren glückliche Folgen verſpricht, als Diener und Zahlmeiſter handelt, wird man gewiß nicht Gefahr laufen, die Gaſtfreunde durch eine zu karge Gabe zu beleidigen.

Um 12^h ſtieg ich bei hoher Wärme durch das Gebüſch, das zu dieſer Tageszeit nur ſelten Schatten gewährte, den Berg gegen Caraes hinan. Der Weg bleibt eine Weile auf der Grenze des Kalkſteins und Glimmerſchiefers, die von Pandocrátoras aus gegen Süden in die Halbinſel einſchneidet. Der Glimmerſchiefer tritt in ſehr mannigfaltiger Färbung auf, vom ſchwarzen bis zu den lichteſten Tönen.

Schon früher hatte ich bemerkt, daß der heilige Wald nicht überall ſo ganz einfach aus Kamm, Seitenarmen und Querthälern beſteht, ſondern daß die Verzweigungen der Kette zuweilen dem Haupthöhenzuge faſt parallel verlaufen, wodurch die Landſchaft einen bedeutendern Gebirgscharacter gewinnt, ſo daß das Meer, das ſonſt überall den entſchieden nahen Hintergrund ausmacht, alsdann faſt durchaus dem Blicke eine Zeit lang entzogen wird. In einem Hochthale, das unter ſolchen Verhältniſſen ſich einſamer abſchließt, ohne jedoch eines Durchblicks auf die See von Taſſos zu entbehren, liegt Caraes *), ein Städtchen von

---

*) Leake ſchrieb *Καρυὲς*: und man leitete den Namen von den Nüſſen ab, die man von hier ausführen ſoll. Ich habe jedoch bei Caraes weder Pflanzungen von Nußbäumen bemerkt, noch im Walde Haſelnüſſe angetroffen. *Καρυά* ſind übrigens die Früchte von **Juglans regia L.**, einem Baume, den Sibthorp für die griechiſche Flora gar nicht aufführt, wahrſcheinlich weil er ihn nicht für einheimiſch hielt, da er doch häufig angepflanzt wird. **Corylus Avellana L.**, deſſen Nüſſe *λεπτοκαρυά* genannt werden, wird hingegen von ihm als am Athos wachſend angegeben (**Prodr. 2. p. 244.**) Carajannopulos (a. a. O.) hingegen nennt die Metropolis des Hájion=Oros *Καραὶ* und ich glaubte ſie gleichfalls Stas Caraes (*εἰς τὰς Καραὶς*) haben ausſpre=

kaum 100 zerſtreut liegenden Häuſern, durch die umher in den benachbarten Gebirgstheilen hier und da ſichtbaren Kellaeen anſcheinend vergrößert und am Fuße des höchſten Bergkamms gegen 2000′ über dem nahen Meere ſich ausbreitend.

Unmittelbar an dem Dickicht kommt man zuerſt neben einzelnen, durch Gärten getrennten Häuſern vorüber, dann folgen andere, die näher zuſammengedrängt eine enge Straße begrenzen, und bald ſieht man ſich ſchon im Mittelpuncte der Stadt, wo die kleinen Häuſer, meiſtentheils zu Kramläden eingerichtet, den Bazar bilden, von dem man durch ein Seitengäßchen zu der Ummauerung der Kloſtergebäude gelangt. In dem erſten Hofe liegt links die Wache oder Caſernenſtube der im Dienſte der Regierung ſtehenden Soldaten, dann folgt der Audienz- und Geſchäfts-Saal der Proïſtameni, gegenüber eine Gallerie und ein Köſchk, wo dieſe ſich den Tag hindurch meiſtentheils aufzuhalten pflegten; dieſes nebſt einem Roſengarten vollendet den Kreis. In einer andern Abtheilung findet ſich die Kirche, die zu den älteſten der Halbinſel gehört und ehemals nebſt den übrigen Bauten als eins der Klöſter gerechnet wurde.

Mir wurde, als Dimitri mich ohne weitere Förmlichkeit angemeldet hatte, ſogleich ein Zimmer der Wache, welches für die Aufnahme von Fremden beſtimmt war, mit einem daranſtehenden offnen Köſchk eingeräumt, wo ich mich zunächſt von einem Unwohlſein, das mich befallen, wiederherzuſtellen verſuchte. Ich fühlte mich auch bald ſtark genug, als die Hitze des Tags anfing ſich zu mäßigen, einen Spaziergang durch die Umgebungen der Stadt anzutreten; hier aber verlockte mich, obwohl ich ganz allein war, der Reiz einer ſo unendlich mannigfachen und eigenthümlichen Vegetation tiefer in's Gebirg, als ich beabſichtigt hatte.

Von Pandocrátoras her reicht bis zur letzten Höhe vor Caraes die Gebüſchvegetation *), welche wir geſtern kennen lernten,

chen zu hören. *Καραὶ* heißt Schädelſtätte, und dieſen Namen leitet der griechiſche Reiſende von der Niedermetzelung vieler Calojeren durch Michael Palaeologos im J. 1285 her. Hiernach ſchreibe ich auch Caraes.

*) Als acceſſoriſche Begleiter der erſt erwähnten 8 vorherrſchenden

in gleicher Ueppigkeit faſt beſtändig ſelbſt dem Reitenden den Umblick verſagend, käme er nicht bald an Kellaeen vorüber, bald über kleine Wieſen *), durch Oelbaumpflanzungen **) oder zu den winzigen Weingärten der Calojeren. Vor der Stadt aber betritt der Wanderer unerwartet den dichteſten Hochwald, deſſen Kern die Caſtanie bildet, in den höchſten Stämmen alles Uebrige zurücklaſſend. Die übrigen Bäume ſind Steineichen und einzelne Weißtannen haben ſich aus dem höhern Gebirge hier herab verloren. Denn daß die Tanne bei Caraes in einer Höhe von 1700′—2400′ ***) ein allzu feuchtwarmes Clima finde, um ſich vollkommen ausbilden zu können, ſcheint daraus hervorzugehen, daß ſie meiſtentheils niedrig bleibt und in ſolcher Geſtalt eine bedeutendere Rolle in der Zuſammenſetzung des Unterholzes ſpielt,

---

Sträucher zeigen ſich nach und nach folgende: Quercus coccifera L. Q. Esculus L. Corylus Colurna L. Ornus fraxinifolia Scop. Colutea arborescens L. Genista scariosa Viv. Adenocarpus intermedius DC. — Unter den Kräutern, welche in ihrem Schatten oder am Rande des Gebüſches wachſen, ſind noch folgende bemerkenswerth: Alliaria officinalis Andr. Nasturtium lippicense Br. Silene Armeria L. Cerastium manticum L. C. viscosum L. Vicia cracca L. V. pannonica Scop. V. onobrychioides L. Lathyrus grandiflorus Sibth. (eine Liane, die vielleicht unter allen europäiſchen Leguminoſen die größten Blüthen trägt, und wahrſcheinlich von der gleichnamigen Art des Bot. mag. verſchieden iſt). Trifolium procumbens L. Potentilla hirta L. Senecio foeniculaceus Ten. Digitalis leucophaea Sibth. Convolvulus sylvaticus Kit. Fritillaria pontica Wahl. Avena sterilis. L.

*) Eine Waldwieſe dieſer Art beſtand beſonders aus Dactylis glomerata L., Phleum ambiguum Ten., Rumex Acetosella L., Hieracium praealtum. Vill. und Leontodon autumnalis L.

**) Das angebaute Land bei Caraes iſt gewöhnlich von dichten Fliederhecken (Sambucus nigra L.) eingezäunt. Im Schatten dieſer Hecken iſt wiederum eine beſondere Flora: Lamium striatum Sibth. L. moschatum Mill. Pisum elatum M. B. (arvense Sibth.). Campanula ramosissima Sibth. Zuweilen auch: Lythrum hyssopifolia L., Bartsia viscosa L. und allgemein über den Hájion-Oros verbreitet Berteroa orbiculata DC.

***) Caraes ſelbſt liegt nach Copeland's Beſtimmung ſchon 2195′ über dem Meere.

welches zwiſchen den ohnehin gedrängten Caſtanien den Wald faſt ganz undurchdringlich macht. Denn es beſteht ferner aus Geſträuchen mit ſtacheligem Laube, aus Ruscus und Ilex, von denen der letztere nicht ſelten ſo dicke Stämme ausbildet, wie ſie in frühern Zeiten auch im Norden häufig müſſen vorgekommen ſein, während jetzt mehr als armdicke Zwergbäume, wie die von Caraes, in Deutſchland zu den Seltenheiten gehören. So alt nun dieſe Ilexſtämme auch ſein mögen, ſo erreichen ſie doch niemals die Höhe der 50—80′ hohen Caſtanienbäume und, ohne im Geringſten verkrüppelt zu erſcheinen, können ſie doch nur zum Unterholze gerechnet werden. Gewöhnliches Laubgebüſch findet ſich nur ſelten, z. B. Evonymus und Cytiſus, aber eine üppige Kraut- und Farn-Vegetation, die von den Pflanzen der immergrünen Region ganz verſchieden iſt, ſucht jedes freie Plätzchen mit dichten Raſen zu begrünen. In einer ſo düſtern, wilddurchwachſenen Waldung *) kann es auf mächtigem Humusboden auch an Feuchtigkeit und Bewäſſerung nicht fehlen, und in der That, wenn man in quelligen Gründen von den Mooſen zu den ſumpfliebenden Kräutern, zu dem Gebüſch, durch die Lianen, die es durchflechten, und zu den aſt- und laub reichen Bäumen, die dies Alles beſchatten, ſich durchwindet, ſo ſcheint die Kraft des vegetabiliſchen Lebens ſich noch einmal verdoppelt zu haben **).

---

*) Castanea vesca G. Quercus Ilex L. Pinus picea L. — Ruscus aculeatus L. R. hypoglossum L. Ilex Aquifolium L. Evonymus latifolius Scop. Cytisus hirsutus Sibth. — Geranium lucidum L. G. striatum L. Orobus hirsutus L. Geum urbanum L. Epilobium parviflorum Schreb. Galium Mollugo L. Doronicum Pardalianches L. Crepis Dioscoridis Vill. Melissa grandiflora L. Scutellaria albida L. Symphytum orientale L. Luzula Forsteri DC. Melica uniflora Retz. — Aspidium aculeatum Sw. Polypodium vulgare L. Pteris aquilina L.

**) Bryum ligulatum Schreb. Marchantia polymorpha L. — Ranunculus muricatus L. R. trilobus Desf. Scrofularia Balbisii Hornm. Scr. peregrina L. Rumex Nemolapatum Ehrh. Carex remota L. — Tamus cretica L Smilax nigra W. Hedera Helix L. Wenn der Glimmerſchiefer in Schluchten oder Hohlwegen anſteht, ſo ſiedelt

Als ich von meiner einſamen Wanderung zurückkehrte, begegnete ich verſchiedenen Calojeren, mit denen ich nur das Calispéras (καλή ἑσπέρα σας) austauſchte, ohne daß meine fremde Erſcheinung ihnen aufzufallen ſchien oder ſie zu beſondrem Geſpräch anregte. Späterhin, in der tiefſten Wildniß, ging ich an einem hölzernen Crucifix vorüber, als ein Arbeiter von wüſtem Ausſehen mir plötzlich den Weg vertrat, indem er beide Arme ausbreitete. Der rothe Fez, der vernachläſſigte Bart ſchienen anzuzeigen, daß er nicht unter der Kloſterzucht lebe. Da ich zu bemerken glaubte, daß er bedeutend nach dem Crucifixe winke, ſo erklärte ich mir ſein Entgegentreten in dieſem Sinne, trat einen Schritt zurück und verbeugte mich vor dem Kreuz, wie es in manchen katholiſchen Ländern üblich iſt. Hierüber lachte mein Gegner und, unerwartet auf mich eindringend forderte er mich auf, mich am Piedeſtal des Kreuzes niederzuſetzen: dieſem Anſinnen leiſtete ich, um der körperlichen Berührung zu entgehen, Folge und ſuchte zugleich durch griechiſche Erläuterungen über meine Perſon, daß ich Arzt ſei, Kräuter trage, die Sprache nicht genug verſtehe, um einer Unterhaltung zu pflegen, ſeine etwaige Neugierde zu befriedigen. Dieſen Bemerkungen erwiederte er nichts, ſtellte ſich aber mir dicht gegenüber und begann eilig ſeinen Gürtel zu löſen, in dem er ſchon mehrmals nach etwas Verſtecktem geſucht hatte. In dieſem Augenblicke erwartete ich ein entblößtes Meſſer zu ſehen, und, nach der bisherigen Fügſamkeit den Vortheil einer überraſchenden Wendung benutzend, ſprang ich auf, überrannte den Gegner, warf ihn zur Seite und entfernte mich eilenden Fußes auf dem Wege nach Caraes. Jener verfolgte mich lange, rief alle Flüche und Mißreden lautſchallend hinter mir her, hatte mich aber nicht einzuholen vermocht, als ich athemlos bei den erſten Häuſern anlangte. Vielleicht war meine Furcht ungegründet, indeſſen als meine Erzählung durch

---

ſich eine Vegetation an, die mit der auf den Felſen von Pandocrátoras keine Analogie zeigt: Fumaria capreolata L. Sedum tetraphyllum Sibth. Umbilicus pendulinus DC. Sclerochloa rigida Lk. Hordeum murinum L. Asplenium Trichomanes Huds. A. Adiantum nigrum L.

Dimitri zu den Ohren der Proïſtámeni gelangte, zeigten dieſe ſich beſtürzt und aufgeregt, erbaten ſich eine Beſchreibung des Unbekannten, verordneten noch am ſelben Abend einen Streifzug durch die Gegend, tadelten, daß ich allein ausgegangen, und ließen von jetzt an meine Wanderungen durch einen bewaffneten Albaneſen aus ihrer Mannſchaft beſchützen. Hr. Samarjidhes, ein junger Athenienſer, der auch zum Beſuche in Caraes anweſend häufig mit mir verkehrte, bemerkte hierüber, er habe auf ſeinen Reiſen in Rumelien die Erfahrung gemacht, daß, wenn einmal die Anweſenheit von Räubern in einem Diſtricte zur allgemeinen Kunde gelangt ſei, der Reiſende dieſe ſelbſt nicht ſo viel zu fürchten brauche, als die Unſicherheit der Gegend überhaupt, die alsdann in einem Grade zunehme, die von der Perſönlichkeit der Räuber durchaus nicht abhängig ſei. Denn es gebe überall eine Menge von Arbeitern und geringen Leuten, die nur durch die Furcht vor Entdeckung und Strafe abgehalten würden, das Klephtenhandwerk auszuüben. Finden ſich daher als ſolche anerkannte Klephten irgendwo vor, auf welche bei einer Miſſethat der natürliche Verdacht und die Rache fällt, ſo benutzen Andere dieſe Zeitumſtände, einen Reiſenden gelegentlich auszuplündern, wagen aber nicht dies zu unternehmen, wenn der Fremde nur von irgend einem Einheimiſchen begleitet wird, der den Klephten vom griechiſchen Taglöhner wohl zu unterſcheiden weiß. Verwundert erwiederte ich, falls es in Rumelien ſich ſo verhielte, ſo könne ich doch kaum denken, daß im Gebiet der frommen Klöſter unbeſchadet der ſtrengen Grundſätze, von denen es beherrſcht wird, ſolche Uebel der Geſellſchaft wirklich zu befürchten wären. Der Athener aber meinte: »die Piraten ſind nun einmal hier; die Holzhauer, die von den Calojeren aus Macedonien gemiethet ſind, wiſſen, daß, wenn ſie Euch berauben, Jedermann es den Piraten zuſchreibt; ich möchte nicht einmal für die Eremiten einſtehen, unter denen wohl Männer ſind, die einſt wegen ihrer Miſſethaten auf den Athos flüchteten und die jetzt den Piraten den entſchiedenſten Vorſchub leiſten.«

Bei meiner Rückkehr erwieſen mir die Proïſtámeni die Ehre, mich zu einer Audienz noch am Abende einzuladen, und, da ich

durch einen Rückfall meines Uebelbefindens an das Lager gefeſſelt mich entſchuldigen laſſen mußte, kamen ſie ſelbſt zu mir: eine überraſchend imposante Erſcheinung. Alle vier in würdigſter Haltung, von bedeutungsvollem, ernſtmildem Geſichtsausdruck, der ſowohl Ehrfurcht als Vertrauen einflößte; zwei von ihnen in hohem Greiſenalter, mit herabwallendem, ſilbernem Bart, der vierte, der am meiſten redete, noch ein rüſtiger Mann von funfzig Jahren, brauner Geſichtsfarbe, ſchwarzem Haar und lebhaft ergreifendem Auge; Jeder aber vor dem Andern durch ein eigenthümliches, immer charactervolles Gepräge des Phyſiognomiſchen ausgezeichnet. Ueberhaupt iſt man häufig in dem Falle, die äußern Formen der Calojeren bewundern zu müſſen. Unter den robuſten und dickleibigen Geſtalten findet man oft die edelſten Prieſter- und Greiſen-Köpfe: ihr ſtarker Bart, der ſorgfältig behandelt bis auf die Bruſt in Wellenlinien herabfließt, ihre ernſten Züge, ihre unbewegliche Miene, die großen, bedeutenden Augen erinnern an gewiſſe Gemälde von Geiſtlichen des funfzehnten Jahrhunderts, denen auch die Tracht ziemlich gleich kommt und deren düſtere Geſichtsfarbe, wenn ſie dort durch die Verſchwärzung der Oelfarben übermäßig geworden zu ſein ſchiene, hier nicht weniger tief in lebendiger oder vielleicht kranker Natürlichkeit entgegentritt. Wie viel erwartet man zuerſt von ſo grandioſen Erſcheinungen, die durch ihr Aeußeres unmittelbar eine religiöſe Weihe über die Geſpräche verbreiten, aber wie ſehr täuſcht man ſich, wenn man unter den hohen Brauen und in den ſprechenden Augen eigenthümliche Gedanken ſucht! Sie beginnen zu reden und der Zauber iſt verſchwunden. Nicht einmal den Ernſt ihres Standes ſuchen ſie zu behaupten und in phlegmatiſcher Denkungsart bleiben ihre Ideen darauf gerichtet, ſich möglichſt bequem einer Lage anzupaſſen, in welche ſie frühe Schwärmerei oder Trägheit oder andere Umſtände verſetzten. Ihr Streben nach dem, was ihnen annehmlich erſcheint, ihre Klagen und Wünſche ſprechen ſich ſo unverholen aus, daß man einſieht, wie Viele, ſich in die Welt zurückſehnend, ihren Eintritt bereuen, und erinnerten ſie ſich nicht, daß man dort nur durch Arbeit und Thätigkeit das Wünſchenswerthe zu erreichen vermöge, ſich gern von den Klöſtern losſagen

würden. Sieht man dann zugleich, wie wenig ſie ſich beſchäftigen, und dächte man ſich ſelbſt in eine Lage, in der die Zeit inhaltsleer den Geiſt am drückendſten belaſten müßte, ſo begreift man kaum, daß ſie ſich nichtsdeſtoweniger jeder ſelbſtthätigen Ausbildung entſchlagen und nicht einmal das Zunächſtliegende, die Kenntniß des Altgriechiſchen zu erwerben ſuchen, indem ſie geradezu den indolenten Vorwand ausſprechen, daß das Helleniſche für den Kirchendienſt nicht erforderlich ſei. Nirgends iſt eine Spur von gelehrtem Triebe, von einer Nutzung der großen Sammlungen patriſtiſcher Litteratur wahrzunehmen, die in andern Zeiten bei ihnen aufgeſpeichert wurden.

Der Inhalt der erſten Unterhaltung, welche die Proïſtámeni mit mir pflogen, als ſie meinem Lager gegenüber auf dem Divan ſich niedergelaſſen hatten, beſtand größtentheils nur in ausgetauſchten Höflichkeiten und in Fragen über den Vorfall, der mir ſo eben begegnet war. So ſehr mich das freundliche Benehmen der Würdigen erfreute, ſo mußte ihre Gegenwart bei meinem leidenden Zuſtande doch um ſo peinlicher für mich werden, als ich mit größter Anſtrengung den Worten kaum zu folgen und die meinigen nach Wunſch zu wählen nicht im Stande war. Durch ſolche Spannung noch mehr angegriffen, nahm ich nun, da andere paſſende Droguen nicht zu erhalten waren, zum Sideritis-Thee der Calojeren meine Zuflucht, worauf nach einigen Beſchwerden ſich Ruhe und heilſamer Schweiß einfanden.

6. Junius. Der Umgang mit Hr. Samarjidhes, der in Piſa ſtudirt hatte und dem die innern Provinzen Rumeliens, namentlich auch die nördlichen Theile von Albanien aus eigner Anſchauung bekannt waren, mußte, auch abgeſehen von ſeinem freundſchaftlichen Benehmen, wegen der Nachrichten beſonders wichtig und erfreulich erſcheinen, die er über die dortigen Zuſtände mir bereitwillig mittheilte. Aus der Naturgeſchichte hatte er ſich zwar nur die allgemeinſten Kenntniſſe angeeignet, wußte indeſſen von ſeinen Reiſen im botaniſchen Intereſſe zu bemerken, daß auf einem Berge in der Nähe von Elbaſſan in Oberalbanien manche Kräuter ihm aufgefallen ſein, die er in frühern Jahren beim Uebergang über dem Mont Cénis geſehen, und er zog dar-

aus den Schluß, daß jene Gebirge zu den höchſten Erhebungen Rumeliens gehören müßten. Er bezeichnete deren Lage auf dem Wege von Elbaſſan nach Tirana an der Hauptſtraße von Monaſtír nach Scútari, führte an, daß dort ein der Madonna geweihtes Kloſter, am Fuße der drei höchſten Bergſpitzen gelegen, ſich beſonders zum Mittelpunct für eine botaniſche Unterſuchung jener Gegenden eigne, und rieth mir, mich dahin durch den Biſchof von Salonichi empfehlen zu laſſen. Jene drei alpinen Gebirgshöhen, von Oſt nach Weſt ſich erſtreckend, ſtänden mit dem Berglande von Oberalbanien, das jenſeit des Thalwegs vom ſchwarzen Drin ſich erhebe, in Verbindung, überträfen aber dieſes an Höhe bedeutend und beherrſchten das ganze Land zwiſchen Scútari und Ochrídha. Die öſtlich vom Drin verlaufenden Gebirge verketteten ſich mit dem Balkan, Balkan und Pindus aber würden durch die Ebene von Monaſtír geſchieden. Was die Sicherheit jener Länder beträfe, ſo ſei der Olymp ohne bedeutende Escorte, die ich mir in Salonichi leicht würde verſchaffen können, der Klephten wegen nicht zu beſteigen, ſelbſt die Calojeren des Olymps lägen beſtändig verſchanzt und wagten nicht, einzeln ihre Behauſung zu verlaſſen, im nördlichen Albanien aber ſei zur Zeit ſeiner Reiſe die Straße nach Scútari über Elbaſſan unbeläſtigt und gefahrlos geweſen. Dies ändere ſich jedoch oft durch zufällige Umſtände und, ſo lange man unter den Albaneſen verweile, müſſe man immer gefaßt ſein, unerwartet aus einem Verſtecke angelegte Flinten zu erblicken, wodurch man dann genöthigt wäre, ohne daß eben viel Worte gewechſelt würden, Baarſchaft, Gepäck und Kleidungsſtücke auf den Boden niederzulegen, bis die Räuber zufrieden geſtellt dem Beraubten weiterzuziehen geſtatteten. Ebenſo redete Hr. Tircke in Bruſſa, der in früherer Zeit einen Theil des nördlichen Albanien geſehen hatte; was aber die Mittheilungen über das Orographiſche der Gegenden, die ich zu beſuchen gedachte, betrifft, ſo ſtimmten ſie freilich mit meinen durch Lectüre gewonnenen Anſichten keineswegs überein, aber die Genauigkeit, mit der Hr. Sannerjidhes ſich ausſprach, erheiſchte Vertrauen, und ich betrachtete es als eine gute Vorbedeutung, daß ein glückliches Zuſammentreffen mir eine Reihe von Addreſ-

ſen *) verſchaffte, die mich vorläufig mit den für meine Reiſe wichtigſten Männern bekannt machten. Wie unſicher und fehlerhaft die Nachrichten waren, die mich damals beglückten, und die doch von einem gebildeten, aus eigner Erfahrung urtheilenden und, wie es ſchien, beobachtenden Griechen herrührten, darüber habe ich in der Folge oft lächeln müſſen, und ich erwähne ſie nur, um bei ähnlichen Notizen ein billiges Mißtrauen zu rechtfertigen. Um dies Urtheil nur durch einen auffallenden Punct zu begründen, führe ich an, welche Bewandtniß es mit dem Kloſter der Madonna hatte, das ich mir bereits als meinen künftigen Wohnort vertrauensvoll ausmalte. Auf meine Bitte wurden mir in Salonichi von Seiten des Erzbiſchofs an die von mir namhaft gemachten Geiſtlichen und Klöſter officielle Empfehlungsſchreiben ausgefertigt, und, da ich beſonders des Madonnenkloſters von Elbaſſan erwähnt hatte, ſo erhielt ich auch für dieſes einen Brief, ohne daß man ſich in der Canzlei des Erzbiſchofs darum kümmerte, ob dieſes Kloſter zur griechiſchen oder katholiſchen Kirche gehöre, oder ob überhaupt ein ſolches Kloſter exiſtire. In Monaſtir genoß ich der Gaſtfreundſchaft des biſchöflichen Hauſes, wo eben damals der Erzbiſchof von Ochridha, ein würdiger und kenntnißreicher Mann, zum Beſuche ſich befand. Als ich mich mit dieſem über meine Reiſe unterhielt, verſicherte er auf das Beſtimmteſte, daß bei Elbaſſan, alſo in ſeiner Nachbarſchaft, und überhaupt in Oberalbanien, ſo weit er es kenne, kein der Madonna oder Panajia geweihtes Kloſter vorhanden ſei. Wie irrig nun gar die Angaben von Hrn. Sannergidhes über die rumeliſchen Gebirgszüge ſich erwieſen, wird der weitere Verlauf meiner Reiſe hinlänglich nachweiſen.

Nachmittags machte ich den vier Proïſtameni's meinen Gegenbeſuch und zum Zeichen, daß die Sitte des Abendlandes ihnen

*) Namentlich erwähnte er eines Griechen in Elbaſſan, der eine Sammlung von Petrefacten aus dortiger Gegend angelegt habe, unter denen ſich S. verſchiedener Abdrücke von Fiſchen erinnerte. Ich konnte in der Folge nicht nach Elbaſſan gelangen, weil die Straße von Monaſtir nach jener Stadt während meiner Anweſenheit von Aufrührern verlegt war.

nicht fremd ſei, hatten ſie einen Stuhl herbeizuſchaffen gewußt, auf dem ich ihnen gegenüber Platz nahm und die üblichen Zeichen rückſichtsvoller Aufnahme, Früchte, Caffee und Pfeife, empfing. Sie ſagten, es ſei ihnen nicht auffallend, daß ich zu ihnen gekommen wäre, um die Kräuter (τὰ βότανα) des Athos kennen zu lernen: denn nicht bloß in ihrer Mitte ſei der Reichthum an nützlichen und heilſamen Pflanzen, den dieſer Berg ernähre, bekannt, ſondern ſie wüßten, daß er auch im Auslande in großem Rufe ſtände. Vor vier Jahren etwa ſei ein Mann von Stambul zu gleichem Zwecke herübergekommen, ein Franzoſe, der nach der Beſteigung des Bergs ſich ſehr zufrieden bezeigt habe. Ich glaubte in ihren Worten eine Erinnerung an den unglücklichen Aucher-Eloy zu erkennen, deſſen Tod in einem Kloſter zu Ispahan kurz zuvor ſeine Freunde betrübt und der Wiſſenſchaft Nachtheil gebracht hatte. Er ſchien in gutem Andenken geblieben zu ſein, denn als ich von ſeiner letzten Reiſe erzählte, wurde auch ſeines frühern Unfalls gedacht, als er durch eine Feuersbrunſt in Conſtantinopel der Früchte einer beſchwerlichen Reiſe beraubt, ſich entſchloß, dieſe Reiſe zu wiederholen und ſeinen Entſchluß mit Character und günſtigem Erfolge ausführte.

Als den Hauptzweck meines Beſuchs am Hájion-Oros ſtellte ich die Beſteigung des Athos dar, damit mir in dieſer Rückſicht keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt würden. Uebrigens hielt ich es für ſchicklich, den Wunſch auszuſprechen, möglichſt viele ihrer heiligen, berühmten Klöſter zu beſuchen, und als ein naiver Zug dieſer griechiſchen Mönche verdient es bemerkt zu werden, daß ſie bei dieſer Verſicherung nicht nach meiner Confeſſion fragten und wohlgefällig meine Huldigung aufnahmen. Sie erläuterten, daß ich den Athos von Lávra am bequemſten erſteigen könne, und auf mein Befragen, ob ich nicht auf verſchiedenen Wegen hin und zurück gehen könne, um den heiligen Berg allerſeits kennen zu lernen, gaben ſie mir anheim, von Lávra das Cap zu umſchiffen und dann die Klöſter der Südküſte der Reihe nach zu beſuchen. Sie wollten ein Rundſchreiben für mich ausfertigen laſſen, das mir in allen Klöſtern eine gute Aufnahme ſichern würde, und eine Miliz ſollte mich auf dem ganzen

Wege begleiten, obgleich von den Piraten nichts mehr zu befürchten wäre: allein meine Sicherheit betrachteten ſie als eine Ehrenſache. — Der türkiſche Paſcha würde ſagen: »ich ſchütze dich, denn mein Cavás bürgt für dein Leben mit dem ſeinigen;« der griechiſche Proïſtámenos hingegen ſagte: »ich ſchütze dich, denn wenn ich nicht hinlänglich für dich ſorgte, ſo würde ich mein Gewiſſen beunruhigen.«

Durch die heutige Excurſion wurde meine Anſicht von dem ungewöhnlichen Pflanzenreichthume der Halbinſel noch mehr befeſtigt, und es ward mir ſehr anſchaulich, daß Sibthorp am Abhang des Athos in kurzer Zeit einen Catalog von 450 Arten entwerfen konnte, ſelbſt ohne die höhern Regionen des Bergs zu beſuchen *). Noch heute am dritten Tage, während ich ſtets in derſelben Gegend blieb, deren vorherrſchende Gewächſe außerdem ſo gleichförmig ſich verbreiten, durfte ich die Bemerkung niederſchreiben, daß ich in jeder Richtung auf je 50 Schritten gewiß eine bisher noch nicht geſehene Pflanze aufzuzeichnen Gelegenheit fand. In den mannigfachſten Richtungen führen die Maulthierpfade, 3—5′ breit, durch den Wald, und wenn ein Wieſenplatz, ein Abhang oder das Gärtchen eines Kellaeon den freien Durchblick eröffnet, erſcheinen Athos, Lemnos, das Meer, Samothrake, Taſſos und ein oder das andere Litoralkloſter, der Reihe nach am Fuße des waldigen Abhangs hervortretend. Den Eindruck, den die Umgebungen von Caraes ſelbſt immer lebhafter einflößten, ſuchte ich bei der Rückkehr am ſpäten Abend in folgenden Worten mir nochmals einzuprägen: »Ein Waſſerfall, der, wenn ich nicht irre, am Wege nach Xiropotamu in der tiefen Einſamkeit des Waldes liegt, zeigt in ſeinen Umgebungen den Character dieſer Gegend am höchſten entwickelt. Nirgend ſah ich weder unten am Meere, noch auf der Höhe des heiligen Waldes eine ſolche Ueppigkeit der Vegetation, Mannigfaltigkeit der Formen, Benutzung des Raums durch die ihrem Bildungstriebe frei überlaſſene Natur, ein ſolches Ebenmaaß der Bewäſſerung, nirgends eine ſo fruchtbare Miſchung des aus dem Glimmerſchiefer entſtandenen

*) Walpole travels p. 442.

Erdbodens. Dieſen Ort nun erblickt man im friſcheſten Frühlingsgrün, in dem Laube die ſchlanke und zierlich gezähnte Blattform der Caſtanie vorherrſchend, durch undurchdringlichen Schatten und erfriſchende Feuchtigkeit von der glühenden Sonne abgeſondert, man lauſcht der lebendigen Bewegung im Geräuſch von Bächen und zu Springbrunnen eingefaßten Quellen, man athmet eine reine Bergluft, bei Tage ſtill, des Abends durch ſanftes Wehen vom Meere bewegt; wo der Pfad ſich erweitert, ſieht man den tiefblauen Himmel zwiſchen dem reinen Grün ausgeſpannt und zuletzt jenen Reichthum und Glanz von Geſtirnen, der nur auf des Südens heitren Höhen dem Blicke begegnen mag. Hiemit nun glaube ich den Reiz dieſer Gegend in der ſchönſten Jahrszeit kaum erſchöpft und um ſo weniger übertrieben dargeſtellt zu haben, als meine körperliche Stimmung ſolchen Genüſſen damals eben ſtörend entgegentrat.«

Kaum fühlte ich mich nämlich von meinem erſten Unwohlſein wiederhergeſtellt, als mich ein Unfall betraf, der üble Folgen hätte haben können, jedoch leidlich vorüberging. An dem Köſchk vor meinem Zimmer, das im erſten Stockwerk etwa 12′ über dem Erdboden lag, war eine Treppe ſo übel angebracht, daß ich im Dunkeln die Richtung verfehlend unverſehens hinabſtürzte und mit Kopf und Bruſt unter Steinen und Scherben auf den Boden ſchlug. Ich war ſo glücklich, bis auf Erſchütterung und Hautbeſchädigung unverletzt zu bleiben und ließ mich trotz einer in Schmerzen durchwachten Nacht nicht bereden, meine Reiſe auf den Athos länger aufzuſchieben.

7. Junius. Eine ſchöne Sitte am Hájion = Oros iſt, daß zu allen Zeiten des Tags von Unbekannten und Bekannten zu Hauſe und draußen im Walde zartduftende Roſen mit dem dreifachen Zeichen der Begrüßung dem Fremdling dargereicht werden. Wer erfreut ſich nicht fern von der Heimath einer ſo aufmerkſamen und wohlwollenden Geſinnung, und erinnert ſich nicht gern, daß bei ſo manchen Mißſtänden, die der Berichtende zu rügen nicht unterlaſſen darf, durch ein ſolches Zeichen ſich erfreuliche Züge in der Sinnesart der Calojeren ausſprechen.

Zum Abſchied von den Proïſtameni's angemeldet, wurde ich

in den Audienzſaal geführt, und hatte hier zufällig eine Gelegenheit, die wichtigſten Männer aus allen Klöſtern verſammelt zu ſehen, gegen 40 Calojeren im Kreiſe gelagert, dem Ehrendivan der 4 Aelteſten gegenüber. Schon früh Morgens und am Abend vorher war lebhafte Bewegung in Caraes: denn die große Verſammlung zur Wahl der neuen Regierung war auf den heutigen Tag ausgeſchrieben worden, und von allen Seiten trafen die Abgeordneten der Klöſter, auf Maulthieren reitend, in der Reſidenz ein. Daß ich nun, ohne Ceremonie in dieſe Verſammlung eingeführt, ihre wichtigen Berathungen unterbrach, ſchien Niemandem aufzufallen, als mir ſelbſt, deſſen Sicherheit an eben dieſem Orte dem braven, jungen Albaneſen anempfohlen wurde, der mich zu geleiten beſtimmt war. Mit dieſer Wahl hatte ich Grund zufrieden zu ſein. Vor wenigen Tagen erſt war auch von ihm ſein Probeſtück gegen die Piraten abgelegt; er zeigte ſich einfach, anſpruchslos, frei in Haltung und Bewegung, und ging mit ſeiner ſchweren, ſechsfüßigen Flinte raſcher, als die Maulthiere.

Neuntes Capitel.

Beſteigung des Athos.

Nordöſtlicher Abhang des heiligen Waldes. Deſſen zwei Pflanzenregionen. Iviron. Quelle des Athanaſios. Lavra. Immergrüne Region des Athos. Laubholzregion deſſelben. Keraſia. Höhe des Athos. Baumgrenze. Eichengürtel. Coniferengürtel. Capelle Panajia. Alpine Flora des Athos. Ausſicht vom Athosgipfel. Rückweg über Keraſia nach Pavlu. Geologie des Athos. Rückreiſe nach Caraes über den heiligen Wald und von da bis zum Canale des Xerxes.

Da man in Caraes nicht auf die Beförderung der Reiſenden von Seiten der Geiſtlichkeit eingerichtet war, ſo hatte ich drei Maulthiere bis Lavra gemiethet, deſſen Entfernung wegen des ſchwierigen Terrains 7 Stunden beträgt, und brach um 8ʰ Morgens auf.

Wie wenig die geſchichtete Kalkformation, welche bei Pandocrátoras auf dem Schiefergebirge ruht, für die Zuſammenſetzung des heiligen Waldes bedeute, geht aus dem heutigen Wege hervor, der jenes Gebirge zur Hälfte durchſchneidet oder umkreiſt und ſich ſtets auf Glimmerſchiefer und zuweilen auf andern Schieferarten bewegt, z. B. auf Thonſchiefer, in den jener dann allmählig übergeht. Rothe Farben ſind überhaupt an vielen Felswänden hervorſtechend. Außer dieſen Abänderungen in der Art des Geſteins ſelbſt kommen jedoch auch bedeutende Einlagerungen

vor, namentlich große Maſſen des ſchönſten, rein weißen Marmors. Dieſe Marmorfelſen ſtimmen in ihrer phyſicaliſchen Beſchaffenheit theils mit dem Geſtein von Taſſos überein, welches ich zwar nur in Ruinen kennen lernte, theils, was bedeutender und allgemeiner beglaubigt iſt, mit ber Gebirgsart des Athos ſelbſt. Geht man von der Thatſache aus, die ich ſowohl heute beobachtete, als in der Folge weiter zu verfolgen Gelegenheit hatte, daß nämlich die Schichtenköpfe des heiligen Waldes, wiewohl ſteil aufgerichtet, doch nach Norden oder Nord-Nordweſten überhangen, wobei die Streichungslinie des Gebirgs daher ſeine Axe in einem Winkel von 50° — 80° *) ſchneidet, und daß demnach die Schichten des Glimmerſchiefers keineswegs an dem ungleich höhern Athos anſteigend ſich anlagern, ſondern von ihm abgewendet ſind: ſo bildet man ſich leicht die Hypotheſe, daß der heilige Wald in einer andern Epoche entſtanden ſei, als der Athos, deſſen Höhe, Geſtalt und Neigungswinkel in ſo bedeutendem Gegenſatze von der kettenförmigen, ſanf geneigten, ebenmäßig gelagerten, regelrecht geſchichteten Bergmaſſe der Halbinſel abweicht. Wenn jedoch die Marmorlager des Schiefergebirgs gleichen Urſprung mit dem Athos ſelbſt haben, was aus der Gleichheit ihres Gefüges, ihrer Farbe und ſonſtiger Eigenſchaften ſich ſchließen läßt: ſo würde, falls ihr Vorkommen mit einer Conglomeratbildung verbunden wäre, daraus auf das relative Alter beider Gebirgsmaſſen und auf die Gültigkeit jener Hypotheſe ein ſicherer Schluß gezogen werden können. Denn vorausgeſetzt, man fände kleinere Marmorſtücke von Schiefermaſſe ganz eingeſchloſſen, ſo würde man darin Rollſtücke von dem Athoskegel erkennen, welche die ſpäter abgeſetzten Schieferlagen bedeckt und eingehüllt hätten. Schon meine heutigen Beobachtungen ſtanden einer ſolchen Meinung entgegen, die in der Folge durch die Unterſuchung der dem Athos unmittelbar anliegenden Schieferberge völlig beſeitigt ward. Denn die Marmorlager ſind gangförmig

---

*) Die Gebirgsaxe verläuft vom Athos zum Cap Platy gegen W 48° N (nach der Chartenzeichnung), die Kette ſtreicht, wenigſtens zwiſchen Athos und Batopedhion, zwiſchen W und S 70° W.

von unten nach oben zwiſchen den ſteilen Schichten des Glimmerſchiefers eingekeilt, nicht ſelten in großen Dimenſionen, und ſie berühren ſich in glatten Flächen, ohne gegenſeitig in einander einzugreifen; die Baſis dieſer Marmorgänge, auch wo ſie in der Nähe des Meers, wie an der Quelle des Athanaſios, deutlich aufgeſchloſſen daſtehen, entzieht ſich dem Blicke und ſcheint ſich ausweitend nach unten unter dem Glimmerſchiefer zu verbreiten, wobei man leicht einen unterirdiſchen Zuſammenhang mit dem Marmor des Athos ſelbſt ſich vorſtellen mag.

So ſteil nun auch alle Schichten des heiligen Waldes aufgerichtet ſind, ſo bemerkt man doch übrigens nicht immer jene Zeichen einer gewaltſam erſchütternden Kraft, der dieſes Gebirge ſeine Erhebung verdankte. Im Gegentheil zeigt ſich, auf dieſem Wege wenigſtens, der Parallelismus der Schichten ſehr wenig geſtört, Unregelmäßigkeiten und Beugungen ſind ſelten und nur eine ſehr ausgezeichnete Verwerfung habe ich dicht über dem Kloſter Iviron in dem Thale nach Caraes unmittelbar an der Straße bemerkt.

Der Hauptkamm des heiligen Waldes ſelbſt zieht ſich ſo ebenmäßig fort und erhebt ſich ſo allmählig im Südoſten von Caraes, daß die gewaltige Kraft, die den Athos aufzurichten vermochte, auf ſeine Umgebungen verhältnißmäßig unbedeutend gewirkt zu haben ſcheint. Weniger regelmäßig ſind die Seitenthäler dieſes Bergzuges gebildet, von denen man eine bedeutende Anzahl auf dem Wege von Caraes nach Lavra quer durchſchneidet, da, auch wo derſelbe hart am Meere angelegt wurde, keine der Nebenketten zu vermeiden iſt. Sind jene Thäler nun zwar im Allgemeinen durchaus als Querthäler zu betrachten, ſo iſt dieſe Geſtalt doch oft wegen der Biegungen der Seitenäſte des Gebirgs minder deutlich ausgeprägt, und ebenſo verſchieden zeigten ſich Breite und Tiefe der Thäler, wie z. B. gleich die erſte Stunde bis zum Litoralkloſter Ivirón durch eine enge, gewundene, in den hier anſtehenden Thonſchiefer tief eingeſchnittene Schlucht aus dem Hochthale von Caraes an's Meer führt. Ohne Ausnahme aber zeichnen ſich dieſe nordöſtlichen Thäler durch ihren Waſſerreichthum aus, und einige der Quellen, die in ihnen

entſpringen und ſie abwärts bewäſſern, treten mit ungewöhnlicher Mächtigkeit aus den Felſen hervor.

Wenden wir uns nun zu der Vegetation dieſer Thäler und Bergketten, ſo finden wir den früher bezeichneten Character der Flora überall wiederholt und erweitern daher unſere Darſtellung auf den ganzen Nordoſt-Abhang des heiligen Waldes von Pandocrátoras bis zum Athos. Hierbei iſt jedoch die Frage zu beantworten, ob der Hochwald von Caraes als eine beſondere, von der immergrünen Geſträuch-Formation in beſtimmter Höhe begrenzte Region betrachtet werden dürfe. Im Allgemeinen gehört die Caſtanie in Südeuropa mehr der immergrünen, als der Laubwald-Region an, allein in den Alpen ſteigt ſie doch bis 2500′, auf dem Aetna *) kommt ſie von der Meeresküſte bis zu 3900′ vor, d. h. ſie reicht noch in einem Gürtel von 600′ in die Waldregion hinauf. Aus der climatiſchen Sphäre des vorherrſchenden Baums kann daher kein Schluß gezogen werden, zu welcher der beiden Regionen der Wald von Caraes zu rechnen ſei. Dieſe Frage ſchien mir die Gegend von Filotheu, wo die immergrünen Geſträuche und die Caſtanienwaldung ohne Höhenunterſchied gleichmäßig untereinandergemengt ſind, zu entſcheiden. In einem Thale jenſeits Iviron erſtreckt ſich ſogar der Wald bis an's Meer, und indem die Gebüſche ſelbſt in dieſer Gegend nicht ſelten eine Höhe von 25′ erreichen, die Steineiche aber, beiden Formationen gemeinſam, immer häufiger bald als Unterholz in unanſehnlichen Stämmen, bald als uralter Hochwaldsbaum auftritt, ſo verſchwindet der Gegenſatz zwiſchen Waldung und Gebüſch in ſolchen Uebergangsformen ganz **). Ebenſo verliert ſich auch in den Zwi-

---

*) Nach Philippi (Linnaea 7. p. 760.).

**) Dieſer Darſtellung der immergrünen und Wald-Formation des Hájion-Oros habe ich die erweiterte Anſicht einzuſchalten, die ich erſt bei der Beſteigung des Athos durch den Ueberblick des Ganzen gewinnen konnte und die meine örtliche Beſchreibung modificirt. Wenn es ſich um die Frage handelte, ob jene beiden Vegetationsformen ſich als Regionen über einander am heiligen Walde ausſcheiden, ſo konnte ich dies verneinen, wenn ich nur die Umgebungen von Filotheu, die örtliche Vermiſchung beider Formen betrachtete. Allein bei einem Problem dieſer Art muß ſich ſtets die einzelne Erſcheinung

ſchenpflanzen und Kräutern jene Verſchiedenheit der Formen, die bei der erſten Vergleichung ausgeſprochen wurde. So wie jedoch hier bei reicherer Bewäſſerung das immergrüne Geſträuch ungleich höher emporwächſt, ſo giebt auch der Wald, der im Thale von Caraes bei aller Dichtigkeit und Energie des Wachsthums doch durch Höhe ſich wenig auszeichnete, in der Nachbarſchaft des Kloſters Filotheu den ſchönſten und hochgewachſenſten Buchenwaldungen des nördlichen Deutſchlands nicht das Geringſte nach, welche er an Fülle des Laubs, an Ueppigkeit des Unterholzes und an Lianenreichthum ſo weit übertrifft. Unter den letztern erkennt man faſt alle Smilaceen des ſüdlichen Europa, die ſchon einzeln hin und wieder erwähnt wurden und die ſo mannigfaltig in der Geſtalt ihrer pfeil-, herz- und geigenförmigen Blätter ſpielen, daß man geneigt wird, nur zwei urſprüngliche Typen ihrer Bildung anzuerkennen, das derbe, meiſt ſtachelige, kaltgrüne Smilaxblatt und das zarte Laub des Tamus, von dem man bekennen muß, daß die Natur im ganzen Pflanzenreiche kaum eine zartere, zierlicher gerundete und zugleich von friſcherem Grün belebte Blattfläche hervorgebracht hat *).

Wollte man außer der zunehmenden Höhe der Stämme noch einen andern Unterſchied zwiſchen dem Küſtenwalde von Filotheu und den höher gelegenen Theilen des heiligen Waldes aufſuchen, ſo könnte man bemerken, daß die Silbertanne, die bei Caraes dem Laubholze hier und da eingemiſcht war, ſich in den tiefern

---

den allgemeinern Verhältniſſen unterordnen. Mit der Alpenroſe iſt in den Alpen die alpine Region angekündigt: aber zuweilen findet man dies Gewächs in der Tiefe der Thäler. Als eine örtliche Ausnahme ſtellte ſich die Waldung von Filotheu dar, nachdem ich die Regionen des Athos kennen gelernt, und beſonders, nachdem ich die Gelegenheit gehabt hatte, von ſeinem Gipfel den ganzen heiligen Wald mit einem Blicke zu überſehen. Damals erſt wurde ich durch den Augenſchein belehrt, daß dieſer Bergzug ſich in ſeiner ganzen Länge in die Geſträuch- und Wald-Region abſcheidet. Ich habe Gründe, anzunehmen, daß die mittlere Höhe, in der dieſe Abgrenzung eines gemäßigten und eines warmen Küſten-Climas ſich ausſpricht, 1200′ beträgt.

*) Smilax aspera L. Sm. nigra W. Tamus communis L. T. cretica L.

Thälern zu verlieren ſcheint. Fehlt aber hier dem Walde das Nadelholz überhaupt, ſo tritt hingegen aus dem immergrünen Geſträuch zuweilen eine einſame, hochſtämmige Seeſtrandsfichte *) hervor, die am ſchattigen Standorte nicht gedeihen kann. Indeſſen dürfte man ſich den Wald ſelbſt doch auch nicht als einen gleichmäßigen Beſtand von Caſtanien und Steineichen vorſtellen. An quelligen Orten begegnet man plötzlich einer in ſolcher Umgebung überraſchenden Vegetation von hohen Erlenſtämmen, an Stärke und Verzweigung den Eichen nicht nachſtehend, ohne Unterholz, jedoch in ihrem Schatten auf dem ſumpfigen Boden einem dichten Gefilde von Schachtelhalm, Rohr oder Bidens Raum gewährend **). Wie aber die Verbreitung dieſer Gewächſe in ein wärmeres Clima, das ſie nicht verändert hat, bemerkenswerth erſcheint, ſo wiederholt ſich dieſelbe Erſcheinung in einer Reihe von Kräutern ***), die im Dunkel der Caſtanienwaldung gedeihen und ſich allmählig zu den oben erwähnten Schattenpflanzen geſellen.

Außer der Fichte, dem einzigen Baume, der, zu einer ſtrauchartigen Entwickelung unfähig, ſich aus der immergrünen Formation erhebt, kann deren Eigenthümlichkeit noch durch einige andere Gewächſe weiter beſtimmt werden, welche den früher erwähnten ſich mehr oder minder häufig einreihen. Unter dieſen wäre zwar nur der ſtachelblätterige Asparagus als beſtändiger Begleiter der übrigen anzuführen, allein da dieſer Strauch, von ſeiner geringen Höhe, ſeinem ſparrigen Wuchs und ſchwärzlichen Grün

---

*) Pinus maritima Lamb.

**) Alnus glutinosa G. Equisetum Telmateja Ehrh. Arundo phragmites L. Bidens tripartita L.

***) Orobus niger L. Arabis hirsuta Scop. Circaea lutetiana L. Prenanthes muralis L. Melittis melissophyllum L. Limodorum abortivum Sw. Festuca drymeja M. K. — Zu den ſüdlichen Formen dieſer Formation aber gehören: Arabis Turrita L., Cynanchum medium Br. und zwei, wie es ſcheint, noch nicht beſchriebene Orobanchen, von denen die eine auf Campanula persicifolia L., die andere auf Hedera Helix L. wurzelt. — Zu den Kräutern der Geſträuchformation gehören noch Erythraea Centaurium L. und Cynoglossum pictum Ait.

abgeſehen, übrigens in ſeinem Anſehen ſich von der Heide nicht auffallend entfernt, ſo vermag er den Ausdruck des Ganzen nicht zu verändern. Um ſo mehr iſt dies mit einigen Laubſträuchern, beſonders Ahornarten und Pappeln *) der Fall, die im Winter die Blätter verlieren, jedoch allerdings nur ſo ſelten vorkommen, daß ſie nicht als weſentliche Beſtandtheile einer Formation gelten können, welche durch gleichmäßige Vermiſchung von Dornen-, Heiden- und Lorbeer-Formen characteriſirt wird. Vielleicht liegt ſelbſt in der Wachsthumskraft dieſer letztern die Urſache, daß die Pappeln in ſolcher Umgebung durchaus als niedriges Strauchwerk verharren, indem ſie an einem freien Standorte, auf dem Kloſterhofe von Lavra, eine ausgezeichnet hohe und in jeder Hinſicht großartig entwickelte Baumgruppe darſtellen.

Man kann erwarten, daß auf einer 4 geogr. Meilen langen Küſtenlinie, wo die vegetative Kraft groß, der Boden aber überall gewölbt und die Bewäſſerung ſchon deshalb einigermaßen ungleich iſt, der ganze Raum nicht völlig von ein oder zwei Vegetationsformationen beherrſcht werde. Indeſſen iſt das Bild des Ganzen allerdings ein gleichartiges, die untergeordneten Formationen ſind auf kleine Oertlichkeiten eingeſchränkt und vor Allem müßte man die Idee verbannen, die nach der geognoſtiſchen Darſtellung vorausgeſetzt werden könnte, als ob der Marmor oder diejenigen Modificationen, welche in den Schiefergeſteinen auftreten, zu der Entſtehung beſonderer Vegetationsglieder den Anlaß zu geben fähig wären. Es iſt vielmehr aus der geneigten Lage des Bodens, der in jedem Sinne verbreiteten Richtung der Quellen und Bäche, ſo wie aus der vieljährigen Ernährung ſo zahlreicher Holzgewächſe wohl erklärlich, daß, wo überhaupt das Geſtein von einer Erdkrume bedeckt wird, dieſe allenthalben ſo gleichförmig als möglich gemiſcht wurde, und, wie ich ſie früher ſchon bezeichnete, ſo fand ich ſie auch heute beſtändig durch ihren Reichthum an Thon, durch ihre rothe Farbe und durch jenen Humusgehalt characteriſirt, der aus den bedeutenden Maſſen von Pflan-

---

*) Asparagus acutifolius L. Acer campestre L. und monspessulanum L. Populus tremula L.

zenorganen, die hier das ganze Jahr hindurch verweſen, nothwendig hervorgehen muß.

Untergeordnete Vegetationsformationen zeigen ſich oft, ohne daß man die Urſache ihrer Entſtehung anzugeben im Stande wäre. Wenn man im ebenen Walde eine Wieſe *) unerwartet antrifft, ſo hat man unſtreitig oft mehr Recht, ihren Urſprung an eine hiſtoriſche Urſache, an einen Waldbrand, oder an abſichtliche Einwirkung des Menſchen zu knüpfen, als in den natürlichen Verhältniſſen einen zweifelhaften Zuſammenhang aufzuſuchen. Wie uns die reiſenden Naturforſcher in America eine eigenthümliche Zeitfolge der Formationen darſtellten, welche nach örtlichen Verheerungen des Urwalds nach und nach eintreten, ſo mögen auch einzelne Lücken in der immergrünen Formation des Athos in ſpätern Zeiten wieder verſchwinden, während man gegenwärtig ſie mit Gewächſen bekleidet findet, die der Halbinſel übrigens fremd ſind. In kleineren Hellungen dieſer Art wächſt, jede andare Pflanze verdrängend, derſelbe Sambucus **), der für die thraciſchen Weideländer nicht ohne Bedeutung war. Andere Strecken ſind nicht minder ausſchließlich von mannshohem Farnkraut ***) bedeckt, einer Art, von welcher, da ſie eine wichtige Rolle in der Vegetation der macedoniſchen Hochgebirge ſpielt, im Verfolg unſerer Reiſe mehrfach die Rede ſein wird. Hier indeſſen zuerſt jene Maſſen von Farnkraut erblickend, konnte ich nicht umhin, der beſondern Beziehung mich zu erinnern, welche in der Pflanzengeographie der Farnfamilie in Rückſicht auf das Inſelclima zugetheilt wird. Der trockne, waldloſe Felsboden der Inſeln des Archipelagus erfüllt indeſſen die Bedingungen der Farnvegetation im Allgemeinen ſo wenig, daß man hier keine Beſtätigung jenes Geſetzes zu finden hoffen kann. Unter 26 griechiſchen Farnen, welche Sibthorp ſammelte, erwähnt er nicht

*) Kleine Grasplätze in der Caſtanienwaldung des Hájion-Oros, wie bei der Athanaſiſchen Quelle, enthalten vorherrſchend Trifolium repens L. und Bellis perennis L., zerſtreut Cyclamen hederifolium Ait.

**) Sambucus Ebulus L.

***) Pteris aquilina L.

eines einzigen *), der im Archipel heimiſch wäre. Allein eine Halbinſel, wie der Hájion-Oros, die climatiſch den Inſeln gleichſteht, an Feuchtigkeit und Bewaldung aber ihnen entgegengeſetzt, ſelbſt einer tropiſchen Farnüppigkeit genügen möchte, würde, im Falle der Satz, daß die Inſeln an Farnen und überhaupt an höhern Cryptogamen das Feſtland übertreffen, für alle Breiten gültig wäre, durch örtliche Verhältniſſe nicht gehindert ſein, ihn zur Erſcheinung zu bringen, ſondern eine ſolche Vegetation ſogar unabhängig von climatiſchen Einflüſſen begünſtigen müſſen. Sibthorp hingegen hat überhaupt nur 5 Farnkräuter auf der Halbinſel angegeben, denen ich nur zwei hinzufügen könnte, welche durch ganz Griechenland verbreitet ſind: die erwähnte Pteris und das Venushaar **), das an der Quelle des heiligen Athanaſios auf den Marmorfelſen wuchert. Desgleichen iſt ein Lycopodium zu erwähnen ***), welches an den Waldrändern, mit ſpärlichen Mooſen vereinigt, überall, dem Erdboden dicht anliegend, die weitern Stufen vegetativer Entwickelung als früheſte cryptogamiſche Bildung auf friſch entſtandener Erdkrume vorbereitet: allein mit dieſen einzelnen, der Art nach einförmigen, in ihrer Verbreitung untergeordneten Erzeugniſſen der cryptogamiſchen Flora, denen man etwa noch einzelne Steinlichenen beiordnen kann, ſchließt ſich ſchon der Kreis einer Bildungsrichtung, welche hier, den vorausgeſetzten Grundſätzen entgegen, auf eine enge Sphäre eingeſchloſſen bleibt.

Je weniger die Vegetationsformationen ohne Veränderung der Erdkrume ſich vervielfältigen, deſto beſtimmter ſondern ſich in der immergrünen Region die Oertlichkeiten ab, denen jene humoſe Thondecke fehlt. So hätten wir denn, um dieſe Darſtellung abzuſchließen, theils der Felspflanzen zu erwähnen, unter

---

*) Sibthorp et Smith prodromus florae graecae 2. p. 277 u. f. Von jenen 26 Arten kommen 8 auf Cypern, Creta oder den joniſchen Inſeln vor, 4 andere auf dem Athos, die übrigen 14 auf dem Feſtlande von Griechenland.

**) Adiantum capillus veneris L.

***) Lycopodium denticulatum L.

welchen ich mehre Labiaten und Plantagineen bemerkte, die in das nackte Schiefergeſtein von Iviron nebſt andern Kräutern *) ihre Wurzeln einſenkten, theils der Uferflora, wo zwiſchen dem Gerölle abgerundeter Schiefer- oder Marmor-Stücke geſellige Litoral-Euphorbien als die am meiſten characteriſtiſchen Formen **) auszuzeichnen ſind.

Kaum hatte ich Caraes verlaſſen, als mir eine große Caravane von Maulthieren begegnete. Die meiſten waren mit Gepäck beladen, an ihrer Spitze ritt ein finſter blickender Mann, durch ein reiches Prieſtergewand als Fremdling bezeichnet, gegen die ſeltenen Sonnenblicke im Dunkel der Waldpfade durch einen großen Schirm verwahrt und von zahlreichen Dienern und Soldaten begleitet. Ich erfuhr, daß dieſer Herr der Biſchof von Jánina ſei, kürzlich wegen Ungehorſams gegen den Patriarchen nach dem Hájion-Oros verbannt. Man fügte hinzu, er ſei nur drei Monate hier zu verweilen genöthigt worden, vermuthlich aber wäre ſeine Strafe nur deshalb ſo gelinde ausgefallen, weil es ihm nicht an Mitteln gebräche: denn wem es hieran fehle, möge, einmal in die Klöſter verbannt, nicht daran denken, ſie jemals wieder zu verlaſſen. Nach dem Aufzuge, in dem der Hochwürdige jetzt zu ſeiner Zerſtreuung die Halbinſel bereiſte, ſchien er allerdings im Stande geweſen zu ſein, ſeine Verbannung ſo luxuriös, als die Umſtände erlaubten, einzurichten und ſich durch Prunk und Dienerſchaft für anderweitige Entſagungen zu entſchädigen. Nach erlittener Buße, hieß es, würde er übrigens auch in ſeine Aemter und Würden wiedereingeſetzt werden.

---

*) Micromeria graeca B. Stachys arenaria Vahl? — Plantago lanceolata L. Pl. Coronopus L. — Centranthus ruber DC. Zacyntha verrucosa G. Trifolium arvense L.

**) Euphorbia paralias L. E. chamaesyce L. — Plantago maritima L. Anagallis phoenicea Lam. Phytolacca decandra L. — Einzeln bemerkte ich: Tamarix gallica L. Salsola Tragus L. und Inula viscosa Ait. — Dieſe Vegetation, ſo abweichend von der Uferflora Thraciens und Bithyniens, erinnert an die Litoral-Erzeugniſſe des adriatiſchen Meers.

Im Kloſter Iviron, wo ich um 9¼ eintraf, verweilte ich zwei Stunden und fand bei den Aelteſten eine höchſt zuvorkommende Aufnahme. Unter ihnen lernte ich einen würdigen Greis kennen, der, einen weitern Geſichtskreis kund gebend, von den Verhältniſſen in Conſtantinopel unterrichtet, lebhaft über politiſche Fragen Aufſchluß verlangte. Er klagte über die Einſamkeit ſeines Lebens, das früherhin wohl, nach den lebendigen Augen und ſonſtigen Andeutungen zu ſchließen, bewegt genug geweſen ſein mochte, und er bemerkte, ſo ſehr die natürliche Schönheit der Halbinſel den Reiſenden anſprechen müſſe, ſie dem an die Scholle Gebannten, Tag für Tag ohne Wechſel und Fortſchritt Hinlebenden nicht genügen könne. Während dieſer Geſpräche wurde ich mit Eiern, Brod und Wein, Caffee und Zuckerfrüchten bewirthet, hierauf im Kloſter umhergeführt. Bei weitem größer, als Pandocrátoras, ſcheint es auch zu den reichern Körperſchaften zu gehören, da man eben beſchäftigt war, eine neue Capelle zu erbauen, obgleich die Kirche nicht allein für den Bedarf der Gemeinde genügen mochte, ſondern ſogar mir geräumiger und bis auf die Mängel des Geſchmacks auch prächtiger erſchien, als irgend eine, die ich bis dahin in der griechiſchen Chriſtenheit geſehen. Einer Inſchrift zufolge ward ſie im Anfange des elften Jahrhunderts erbaut; das Mittelſchiff bildet mit den vier Seitengemächern im Grundriſſe ein Kreuz, aber an Höhe überragt es dieſelben in ſpitzer Wölbung; die Wände ſind durchaus mit abſcheulichen Heiligenbildern überladen. Bleidächer bedecken die Kirchen des Hájion-Oros.

Von Iviron bis Lavra war ich, ohne zu ruhen, 6 Stunden unterwegs. Der Weg iſt eng, nicht ſelten dem Schwindelgeneigten gefährlich, und windet ſich längs der Küſte auf und ab, jedoch größtentheils im Schatten des Waldes von Querthal zu Querthal. Man berührt nur einzelne Kellaeen, indem die Klöſter Filotheu und Caracalo ein Weniges ſeitwärts bleiben. So oft man aus dem Walde tritt, erblickt man im Halbkreiſe die Inſeln Taſſos, Samothrake und Lemnos, ſo wie den Athos, der erſt dicht vor Lavra durch den mächtigen Vorberg ſeiner nördlichen Abhänge verdeckt wird. Von Taſſos Gebirgsbau erhält

man, ſo deutlich auch die Umriſſe der Höhen und Thäler ſich abzeichnen, aus dieſem anſcheinend günſtigen Standpuncte, wenn ich nicht irre, eine unrichtige Vorſtellung. Man glaubt ein Plateau vor ſich zu ſehen, deſſen Randkette, längs der kreisförmigen Küſte verlaufend, von der centralen Haupterhebung nur wenig an Höhe übertroffen wird. Vergleicht man dieſen Eindruck mit der oben mitgetheilten Skizze, ſo ſcheint der optiſche Fehler darin begründet, daß die erhabene Kette im nördlichen Theile der Inſel ſo ſcharf heraustritt, daß die Südhälfte in ihrer Verkürzung, wiewohl näher gelegen, doch nur als einfacher Abhang jener höchſten Erhebung aufgefaßt wird. Richtiger könnte man vielleicht in ſolcher Entfernung die verſchiedenen Höhenpuncte vergleichend beurtheilen und in dieſer Rückſicht ſtimmt es mit den Meſſungen überein, welche mir damals nicht bekannt waren, daß Taſſos niedriger ſei als Samothrake und daß auch der Pangeus die erſtere Inſel an Höhe übertrifft. Lemnos endlich beſchäftigt das Auge wegen der ſteten Veränderlichkeit, in welcher Geſtalt und Größe dieſer Inſel geſchätzt werden müſſen, je nachdem man eben höher oder tiefer an den Abhängen des heiligen Waldes ſich befindet: von den höchſten Puncten des Wegs betrachtet, beſchreibt das niedrige Eiland einen ſehr beträchtlichen Winkel am Horizont.

Gerade auf der Mitte des Wegs zwiſchen Iviron und Lavra liegt der Ruheplatz an der Quelle des heiligen Athanaſios, der das Kloſter der Häjia Lavra im J. 859 gründete. Dieſe Quelle iſt wahrſcheinlich eine der waſſerreichſten von Europa. Sie tritt in einer Kluft aus ſchönen, weißen Marmorfelſen unmittelbar als ein Bach von 2′ Tiefe und 3′ Breite hervor, der von da in einer engen Thalſchlucht dem nahen Meere zuſtrömt. Im Innern der Kluft ſcheint eine Felsſpalte ſich höhlenartig fortzuſetzen, und, wiewohl ich von Höhlenbildung im Bereiche der Halbinſel nichts vernommen habe, ſo kann man doch wohl mit Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß die Quelle bei ihrem Austritte ſchon einen weiten, unterirdiſchen Lauf zurückgelegt habe. Damit das vortreffliche, klare Waſſer nicht durch Erde getrübt werde, iſt die Quelle von einem vergitterten Gebäude überdacht und nach einem

allgemeinern Gebrauche mit angekettetem Trinkgeſchirr verſehen. In der Nähe findet ſich ein kleines Häuschen mit drei Wänden, ohne Bewohner, nur zur Pflege für den Vorüberreiſenden beſtimmt. Lagerſtätten, wenn man etwa an dem reizenden Orte die Nacht zu verweilen belieben möchte, bietet es dar und enthält auch einen offnen Brodſchrank, den eine beſondere, anmuthige Sitte ſtets mit dem Nöthigen verſieht. Wer nämlich mit Brodvorrath verſehen, wie bei den meiſten Reiſenden der Fall iſt, an dieſem Orte vorüberreiſt, vergißt niemals, einige Bröde für diejenigen niederzulegen, die ſpäter, ohne den friſchen Trunk mit Speiſen würzen zu können, die Straße ziehen mögen, und es verſteht ſich, daß auf der heiligen Halbinſel mit einem ſo löblichen Gebrauche von Niemandem Mißbrauch getrieben wird, ſo wie andererſeits das trocken gebackene Brod, deſſen die Calojeren ſich gewöhnlich bedienen, alt oder friſch ziemlich gleich genießbar bleibt.

Die Quelle des Athanaſios gilt für ein äußerſt heiliges Waſſer und ich will die Legende, an welche dieſer Glaube ſich knüpft, mittheilen, weil ſich der Sinn der Calojeren darin lebhaft ausprägt. Für die Erbauung des Kloſters Lavra ſein ganzes Vermögen ſpendend, hatte Athanaſios ſich im Anſchlage der erforderlichen Koſten geirrt, und ſah eines Tages zu ſeinem Schrecken ein, daß er weder die Arbeiter gebührend bezahlen, noch den Bau zu einem würdigen Ziele führen könne. Troſtlos begab er ſich in den Wald, um dem Anblick der Menſchen zu entgehen und weil die Verzweiflung, ſein frommes Unternehmen nicht vollenden zu können, ihn in die Einſamkeit zu fliehen antrieb. Bald begegnete ihm eine Jungfrau in weißen Gewändern, und mit heitrer Miene bedeutete ſie ihm, ſich ſeinem Schmerze nicht hinzugeben, ſondern nach Lavra zurückzukehren, indem er jetzt durch mächtigen Beiſtand Alles, was Noth thue, unerwartet vorfinden werde. Ungläubig erwiederte Athanaſios, wie er ihr Glauben ſchenken könne, da ſie doch nicht einmal vermöge, für ſeinen großen Durſt ihm in dem finſtern, einſamen Walde einen Trunk Waſſer zu verſchaffen. Sie aber ſprach: zum Zeichen, was der Glaube vermöge, trete, deinen Mund zu kühlen und deine Seele

zu heiligen, eine Quelle aus dieſen Felſen hervor. So nun entſtand die Quelle des heiligen Athanaſios, er aber erkannte die Panajia, eben, als ſie ſeinen Blicken ſich entzog, und bei der Heimkehr fand er die Schätze, welche ſie verheißen, und vollbrachte die Stiftung des Kloſters.

Auf dem letzten Theile des Wegs, von der Quelle bis Lavra, umgeht man die Baſis des Athos, inſofern ſein Gipfel Anfangs in Südoſt, zuletzt beinahe in Südweſt liegt. Unmittelbar an ſeinem Fuße ſich bewegend, genießt man einer Reihe unerſchöpflich wechſelnder Gebirgsanſichten, ſo oft eine Waldlücke oder ein Thal die hohe Geſtalt dem Auge gegenüberſtellt. Drei weiße, kegelförmige Felszacken, von denen eine die Athosſpitze ſelbſt bildet, ſteigen ungemein ſchroff aus den nackten Abhängen des Berges hervor; dort oben erblickt man, wie am bithyniſchen Olymp, einige ſtrahlig herablaufende Querthäler, aber man kann ſie nicht abwärts verfolgen, da die tiefern Abhänge durch waldige Vorberge mantelartig eingehüllt werden, aus deren Grün der Athos erſt ſein blendend weißes Haupt jäh hervorſtreckt. Der Neigungswinkel der Spitze iſt ſo groß, daß man keine Möglichkeit ſieht hinaufzuklimmen, und auch der Winkel des ganzen Berges über dem Horizonte von Lavra iſt ungemein groß und übertrifft in dieſer Rückſicht die meiſten Alpenhörner, die ich aus gleicher Nähe geſehen habe. Dies deutet um ſo mehr auf die Steilheit des obern Kegels, als, wie ſchon früher erwähnt wurde, zwiſchen dieſem und dem Kloſter der bedeutendſte Vorberg des Athos liegt, von den übrigen dadurch verſchieden, daß er allein ohne Hochwald nur auf ſeiner Kuppe einige Bäume trägt. An ſeinen Abhängen, die unterhalb Lavra an's Meer reichen, berührte ich daher zum erſten Male Puncte der Küſtenregion, die, von Waldung oder Hochgebüſch entblößt, in jeder Richtung einen freien Umblick geſtatteten. Dieſe Nacktheit des Berges von Lavra, ſeine Höhe, Geſtalt, Geſteinsart und ſein großer Neigungswinkel verbinden ihn näher mit dem Athos, während die übrigen Vorberge paſſend zu dem heiligen Walde gerechnet werden. Somit ſcheint ſich ein Gegenſatz zwiſchen beiden Bergſyſtemen auch in der Vegetation im Großen auszuſprechen.

Das Kloſter Hajia Lavra, von den Franken Santa Laura genannt, liegt an dem Abhange jenes Vorbergs etwa 200′ über dem Spiegel des Meers. Dieſe ſchräge Berglehne iſt unten mit Oelbäumen und Wein bepflanzt, die weitläuftigen Gebäude kündigen im Voraus an, daß man ſich dem größten, dem leitenden Kloſter des Häjion-Oros nähert, worin die einflußreichſten Calojeren ihren Wohnort aufgeſchlagen haben. Die Proëſtoten, auf meinen Beſuch vorbereitet, empfingen mich, nebſt den Aelteſten in dem Gaſtzimmer vereinigt, einer geräumigen Halle, welche mir zur Verfügung geſtellt ward. Sie erinnerten ſich früherer Reiſenden und ſprachen mit Antheil vom Dr. Zachariä, der im vorhergehenden Jahre ihre Bibliothek unterſucht hatte, von Herrn v. Friedrichsthal, der in einer andern Jahrszeit den Athos beſtiegen habe, und einer der Bejahrten gedachte ſogar noch des Colonel Leake und wünſchte von deſſen Schickſal zu hören. So darf man hoffen, unter dieſen Würdigen ein geneigtes Andenken zurückzulaſſen.

8. Junius. Am Morgen wiederholten die Aelteſten ihren Beſuch und überließen mich übrigens, ohne ſich weiter zu nähern, meinen Beſchäftigungen, nachdem ſie mir das Topographiſche des Athos zum Behufe meiner Wanderung auseinandergeſetzt und mir erklärt hatten, Einer aus ihrer Mitte werde mich auf den Berg begleiten und für die erforderlichen Maulthiere hätten ſie bereits Sorge getragen.

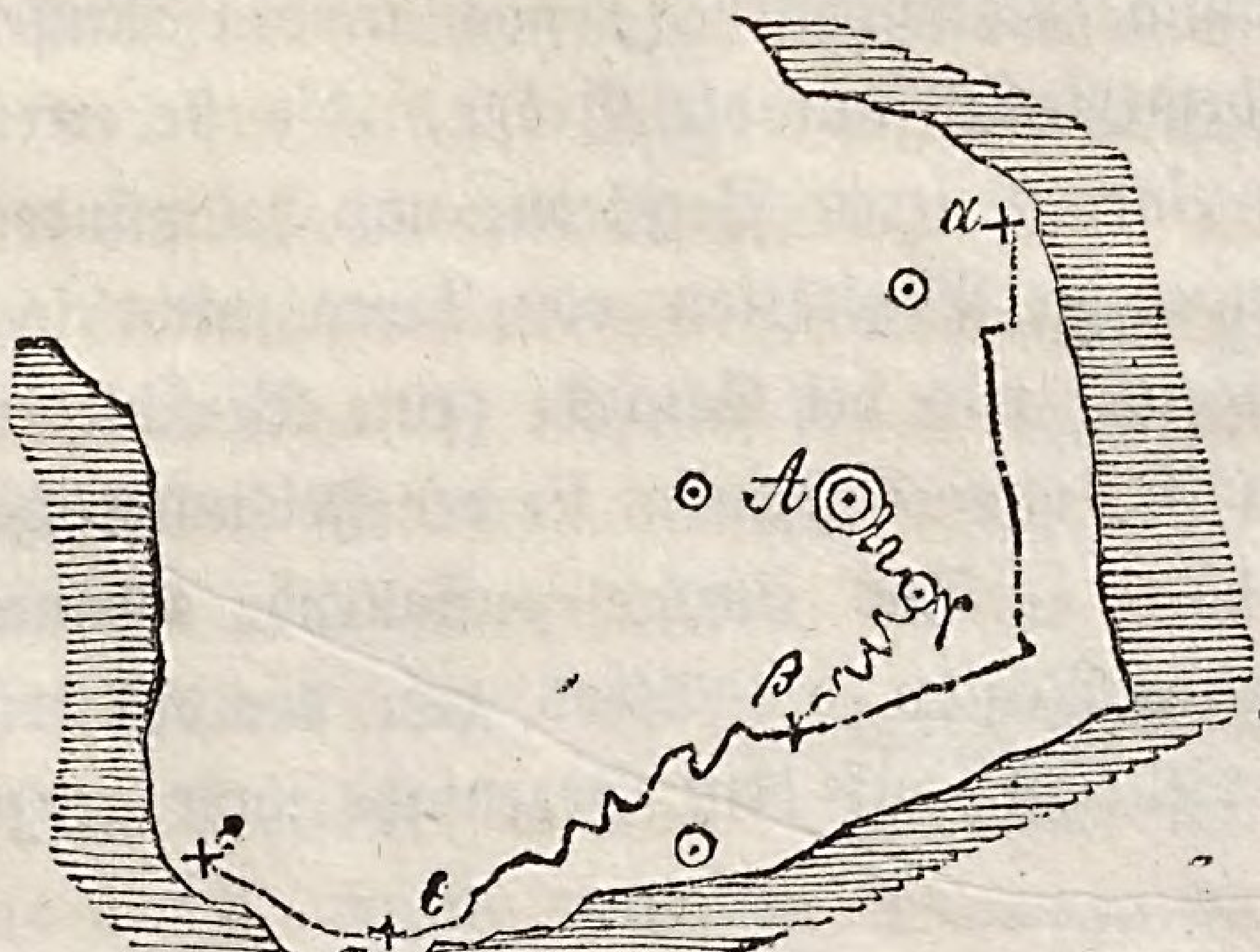
Das Kloſter Hajia Lavra ſcheint unter allen übrigen ſich des größten Beſitzſtandes zu erfreuen, die größten Askitirien, z. B. das der Hajia-Anna, ſind von ihm abhängig, des höchſten Anſehens genießt es, in der Regierungscommiſſion führt es mit den drei übrigen Hauptklöſtern wechſelnd den Vorſitz. Die weitläuftigen Gebäude ſchließen mehre Höfe ein; in einem derſelben ſteht die Hauptkirche frei, davor ein Springbrunnen mit Marmorbaſſin. Hier erblickt man zwei herrliche, alte Cypreſſenbäume *) von einer Stärke des Stamms, daß ſie darüber ihre ſymboliſche Phyſiognomie einbüßen und das Gepräge dauerhafteſter Vegeta-

*) Cupressus sempervirens L. pyramidalis.

tionskraft dafür eintauſchen. Eine dieſer Cypreſſen, die vom Alter in keiner Rückſicht gelitten haben, mißt 4′ über dem Erdboden 15′, die andere 12′ im Umfange. Dieſe Stämme ſind um ſo merkwürdiger, als man genau den Zeitpunct kennt, in dem ſie gepflanzt wurden und der nach mündlicher oder vielleicht auch ſchriftlicher Ueberlieferung mit der Gründung des Kloſters durch Athanaſios zuſammentrifft. Es erhellt aus Inſchriften, daß dieſe im J. 859 ſtatt fand, und wenn man rechnet, daß der Heilige nicht den Samen, ſondern bereits erwachſene Schößlinge zur Zierrath ſeines Kloſters anpflanzte, ſo wird man jenen beiden Cypreſſen mit Grund ein mehr als tauſendjähriges Alter *) zuſchreiben dürfen.

*) Ich kenne keinen zweiten Fall, wo das tauſendjährige Alter eines Gewächſes auf hiſtoriſchen Documenten beruhte. Von der Roſe am Dome zu Hildesheim, die noch vor den Zeiten Ludwigs des Frommen gepflanzt ſein ſollte (ſ. Roeper in De Candolle's Phyſiologie der Gewächſe. Deutſche Ausgabe. 2. p. 846) iſt es wahrſcheinlich, daß ſie öfter erneuert worden ſei. Die Annahme, daß Linden von mehr als tauſend Jahren exiſtiren, gründet ſich nur auf die unſichere Proportion zwiſchen Alter und Dicke des Stamms. Nur von Eichen und Taxusbäumen ſcheint es einige exacte Zählungen von Jahresringen zu geben, aus denen man ein ſolches Alter mit derſelben Schärfe zu entnehmen vermag, wie aus ſichern hiſtoriſchen Daten, während die bekannten Meinungen über das hohe Alter tropiſcher Bäume einer genauern Begründung bedürfen, theils wegen des ungleichen Wachsthums in verſchiedenen Lebensaltern, theils wegen der Ungewißheit, ob man in tropiſchen Climaten die gewöhnlichen Schlüſſe aus den Jahresringen ziehen darf. Solchen Zweifeln gegenüber erhält die hinlänglich beglaubigte Nachricht von jenen tauſendjährigen Cypreſſen zu Hajia Lavra eine beſondere Wichtigkeit, wobei ich die Bemerkung der Berückſichtigung für werth halte, daß auch in Ermangelung ſchriftlicher Urkunden die Tradition in einer ſo abgeſchloſſenen und alle dieſe Jahrhunderte hindurch gleichmäßig erhaltenen Corporation eine hohe Glaubwürdigkeit, wenigſtens in Rückſicht auf ſolch' einen Gegenſtand, verdient. Dieſe nun als unzweifelhaft angenommen, ergiebt ſich andererſeits das äußerſt langſame, mittlere Wachsthum der Cypreſſe in die Dicke, welches nach den oben angeführten Meſſungen auf 10 Jahre eine Zunahme des Durchmeſſers von nur 5,5—7,0 Linien bewirkt hat. Dieſem nähert ſich indeſſen der Taxusbaum, der in einigen Lebensperioden während eines Jahrzehnts gleichfalls nur um 8 Linien an Dicke zunimmt. Was nun endlich die Cypreſſe im Be-

Durch meine Sammlungen bis zum Nachmittage zurückgehalten, verließ ich Lavra um 4^h 15′, in der Abſicht, die Nacht in einem Kellaeon zuzubringen und den Athos am frühen Morgen des folgenden Tags zu beſteigen. Die Steilheit dieſes Bergs geſtattet nur einen einzigen Zugang und auch auf dieſem würde das Terrain bedeutende Schwierigkeiten entgegenſtellen, wenn nicht wegen einer Feierlichkeit, die in der auf dem Gipfel des Athos erbauten Marmorcapelle einmal im Jahre gehalten wird, mühſame Arbeiten zur Verbeſſerung und Erhaltung des Wegs ſchon ſeit Jahrhunderten wären ausgeführt worden. Um jedoch jenen Schlangenpfad, der auf der Südſeite des Bergs von dem Kellaeon Keraſia zur Capelle führt, zu erreichen, muß man von Lavra aus zunächſt den halben Athos zwiſchen ſeinem Gipfel und Cap umkreiſen, wie aus der eingedruckten Skizze ſich entnehmen läßt, zu der ich nur die Bemerkung erläuternd hinzufügen möchte, daß der Weg von Lavra nach Keraſia nicht etwa am Seeſtrande, der hier vielmehr ganz unzugänglich von ſenkrechten Klippen eingefaßt wird, oder auf der Höhe einer Bergterraſſe ſich hinzieht, ſondern allmählig oder ſtufenweiſe anſteigend bei jenem Kellaeon, das 3 Stunden von Lavra entfernt liegt, ſchon die beträchtliche Meereshöhe von beiläufig 2000′ erreicht hat.



A = Athosſpitze.
α = Lavra.
β = Keraſia.
γ = Panajia.
δ = Hajianna.
ε = Pavlu.
...... = Mein Weg.

ſondern betrifft, ſo darf man auf dieſe Thatſachen ſich ſtützend nunmehr auch eine Vermuthung über das hohe Alter der Cypreſſe zu Somma bei Mailand

Schon vorhin habe ich eine allgemeinere Bemerkung über den Vorberg des Athos mitgetheilt, der zwiſchen dieſem und dem Kloſter Lavra, von Hochwald entblößt, ſich erhebt und über deſſen öſtliche Abhänge ich nun zunächſt der ganzen Länge nach (4" 15' — 5" 15') wandern mußte. Er beſteht aus ſchneeweißem, feſtem Marmor, ohne alle Schichtung, mit den früher erwähnten Einlagerungen im Schiefergebirge übereinſtimmend. Die Grenze beider Formationen muß in der Nähe von Lavra aufgefunden werden können und fällt wahrſcheinlich mit dem Puncte zuſammen, wo die dichten Waldungen aufhören und einer niedrigen, immergrünen Geſträuchvegetation den Boden überlaſſen. Dieſer Gegenſatz iſt, wie ich ſchon erwähnte, beim erſten Anblicke ſo auffallend, daß man ihn gern auf den Wechſel der Gebirgsart zurückführen möchte. Allein je mehr man das Geſträuch, das den Berg von Lavra bedeckt, im Einzelnen unterſucht, deſto weniger wird man geneigt ſein, auf einer ſolchen Meinung zu beharren. Wir haben geſehen, wie von Iviron aus die immergrünen Sträucher allmählig einen höhern Wuchs erreichten und nach und nach immer mehr vom Caſtanien-Hochwalde verdrängt wurden. Dächte man ſich aber die Umgegend von Pandocrátoras oder das Thal zwiſchen Iviron und Caraes neben den Berg von Lavra gerückt, ſo würde man keinen auffallenden Unterſchied weder in den Straucharten, die das Gebüſch zuſammenſetzen, noch in den Maſſenverhältniſſen derſelben bemerken: nur die Größe, die ſie erreichen, iſt verſchieden. An einer ſteileren Berglehne und bei minder reicher Bewäſſerung findet die Vegetation von Lavra nicht ſo günſtige Lebensbedingungen, wie bei Caraes: eine Verſchiedenheit, die leicht zu erklären iſt, ohne daß man ſie der Felsunterlage zuzuſchreiben nöthig hätte. Das einzige auffallende Phänomen, welches die immergrüne Region des Athos von der des heiligen Waldes trennt und vielleicht auf dem Gegenſatze ihrer geognoſti-

---

ausſprechen, welche nach De Candolle (Physiologie végétale III. Errata) im J. 1832 4' über dem Boden einen Umfang von 20' hatte. Iſt ſie ebenſo langſam gewachſen, als die Bäume von Lavra, ſo hat ſie ein Alter von 13—1600 Jahren erreicht.

ſchen Unterlage beruhen mag, beſteht darin, daß bei Lavra zwei holzige Euphorbien *) auftreten, die, ſogleich in unzähligen Individuen verbreitet, dem höheren Geſträuche die felſigen Geröllſtrecken entziehen und dieſen Abhängen einen eigenthümlichen Character verleihen. Eine derſelben, die häufigſte und ſtreng genommen die allein geſellige, wird ungefähr 3′ hoch; aus dem daumendicken Stämmchen, deſſen braune, glatte Rinde beim Anſchneiden die dickweiße Milch reichlich ausſpritzt, verzweigen ſich zahlreiche, ſpannenlange Krautäſte, die mit ſchmalen, lebhaft grünen, von den rothen Stengeln herabhangenden Blättern überladen, in der grünlichen Blüthendolde enden: dieſe aber iſt beſonders an den erbſenähnlichen Capſeln kenntlich, indem der Strauch im Winter blüht und den Sommer hindurch ſeine Früchte ausbildet, die reif gewordenen lange Zeit trägt und ihre Schale gleichfalls mit dem Milchſafte des Gewächſes verſieht. Die andere Art, welche mit dieſer in Geſellſchaft wächſt, iſt ihr zwar in manchen Stücken ähnlich, aber ihr niedriger Wuchs, die häufigen Dornen, in welche die Blüthenäſte auslaufen, die kleinen myrtenartigen Blätter verleihen ihr gleichfalls einen ganz eigenthümlichen Ausdruck, den ich mit keinem andern europäiſchen Geſträuche zu vergleichen wüßte. Ich hebe noch einmal hervor, daß dieſe beiden characteriſtiſchen Wolfsmilchſträucher, gleichſam eine Nachbildung der canariſchen Euphorbienbäume in kleinern Verhältniſſen, nur auf die felſigen Stellen beſchränkt bleiben, welche von der ſtarken Humusdecke entblößt ſind. Das übrige Geſträuch iſt der Litoralformation von Pandocrátoras gleich und unterſcheidet ſich, wenn nicht einzelne der dortigen Formen verſchwinden, nur durch das Auftreten des Wachholders **), zeigt ſich alſo im Allgemeinen weniger verſchieden, als die einzelnen Uferſtrecken des heiligen Waldes ſelbſt, wie ſie oben verglichen wurden.

Hier iſt ferner auch der früherhin (S. 94.) beiläufig erwähnte Ort, wo in einzelnen Stämmen die Agriocumariá ***)

---

*) Euphorbia spinosa L. und dendroides L.

**) Juniperus Oxycedrus L.

***) Arbutus Andrachne L.

den obern Abhang der Uferklippen ſchmückt. Nicht zu Waldungen vereinigt, ſelten über 15′ hoch, kann ſie den Wanderer wohl durch die Schönheit ihrer Geſtalt feſſeln, aber die Phyſiognomie dieſer Region zu ändern vermag ſie nicht. Nur an der Weſtſeite des Athos, in der Nähe des Kloſters Pavlu *), habe ich am folgenden Tage ein wirkliches Gehölz aus Andrachnebäumen angetroffen und damals zugleich dieſes Gewächs zum letzten Male erblickend meiner Erinnerung ſeine kräftige Vegetation eingeprägt. Eben jetzt war die Jahrszeit eingetreten, in welcher der Stamm der Agriocumariá, ähnlich wie bei den Platanen, ſeine äußere Rinde abſchuppt und ſelbſt hierdurch, wie durch ſeine Windungen und Farbe, zu der Fabel von erſtarrten Schlangen den Anlaß giebt, die nun nach dem Tode glänzendes Laub entfalten und den auf ſonnigen Fels gebannten Körper mit ihrer dichten Krone beſchatten. Alles iſt zart und ebenmäßig an dieſem Baume. Die hochrothe Rindenſchale, die jetzt einen Stich in's Hellbraune erhalten hat, fühlt ſich weich wie Sammet an, und man bemerkt mit bewaffnetem Auge eine überaus gleichförmige, feine Behaarung, von der es räthſelhaft bleibt, wie ſie ſich ſo lange unverſtört auf dem trocknen, baſtartigen Organe erhalten konnte. Wo ſich die rothe Decke des Stammes abſchält, tritt die neue Rinde glänzend hellgrün und glatt hervor, und ſo erſcheint der Baum ſtellenweiſe bunt bemalt und mit rothen Flittern behangen.

Der Hochwald des Athos, der deſſen mittlere Pflanzenregion bildet und den ich nach anderthalb Stunden (um 5^h 45′) erreichte, ſteht in einem ſcharf ausgeſprochenen Gegenſatze gegen die Baumvegetation des heiligen Waldes. An dem Puncte, wo der Weg nach Keraſia aus der immergrünen Region in den Hochwald übergeht, findet ſich ein Gehölz von mehr als 80′ hohen Steineichen mit den ſchönſten Kronen, die, ſo weit auch die Stämme von einander ſtehen, doch den Grund durchaus zu beſchatten vermögen. Dieſe Bäume unterſcheiden ſich von den Steineichen des

*) Der Andrachnebaum iſt übrigens nicht auf den Athosmarmor beſchränkt, indem außer den beiden angeführten Localitäten auch einige Stämme auf dem Glimmerſchiefer von Caracalo vorkommen.

heiligen Waldes weſentlich dadurch, daß ſie in ihrem Schatten weder Unterholz, noch Lianen, noch Kräuterwachsthum dulden: nacktes Erdreich breitet ſich unter ihnen aus. Jenſeit dieſes kleinen Waldes verändert ſich die Scene völlig. Zwar überall dicht bewaldet, erreichen die Bäume nirgend die Höhe jener Steineichen. Die Mannigfaltigkeit der Holzarten iſt beſonders characteriſtiſch. Eichen und Caſtanien ſind vorherrſchend, aber Eichen mit abfallendem Laube; in einzelnen Gruppen kommen Elsbeerbäume vor, die den Caſtanien an Höhe nicht nachſtehen; ſeltener ſind kleinere Bäume, etwa 20′ hoch, Hopfenbuchen und 1½′ dicke Ilexſtämme. Dann tritt ohne Niveauunterſchied die Weißtanne auf, aber die Eigenthümlichkeit des Nadelholzwaldes wird faſt immer durch eingeſtreute Caſtanien und Eichen aufgehoben. Bemerkenswerth iſt endlich, daß das Gebüſch, welches hier die Zwiſchenräume ausfüllt und meiſt 3—4′ hoch wird, wenigſtens anfänglich noch durchaus immergrüne Formen enthält. Wo dieſes niedrige Unterholz fehlt, iſt der Boden von Farnkraut dicht bedeckt. So vereinen ſich in dieſem Walde, der den Umgebungen von Caraes übrigens ſehr auffallend an Ueppigkeit nachſteht und auch ganz verſchiedene Kräuter ernährt, faſt alle Laubformen Europa's, vom glänzenden Lederblatte des Ilex durch die übrigen immergrünen und Laubholz-Formen bis zu den Nadeln der Tanne *)

---

*) Quercus Ilex L. — Quercus pedunculata Ehrh. Castanea vesca G. Pyrus torminalis Ehrh. Ostrya carpinifolia Pers. Ilex aquifolium L. Pinus Picea L. — Zu einigen Sträuchern der immergrünen Region, die in verſchiedenen Höhen in der Waldung zurückbleiben, kommen nun noch Rosa canina L. und beſonders Rubus fruticosus L. — Pteris aquilina L. — Unter den Kräutern ſind wenige durch den ganzen Wald verbreitet: Epipactis rubra Sw. Veronica austriaca L. Polygala major Jacq. Astragalus monspessulanus L. Thalictrum majus Jacq. Das Vorkommen der übrigen wird durch die vorherrſchende Baumart bedingt. Die Stieleiche wächſt häufig in unvermiſchter Waldung. Dann wird der beſchattete Boden zuweilen durch eine dichte Grasnarbe von Dactylis glomerata L. bedeckt, eine Graminee, die daher beſonders zur Begrünung von Waldanlagen in Parks benutzt werden kann. An Kräutern wachſen im Eichenwalde häufig Veronica officinalis L.; zerſtreut: Hieracium murorum L. Medicago lupulina L. Lathraea squamaria L. Epipactis nidus

regellos vermiſcht. Aber ſo mannigfaltig alle dieſe Erſcheinungen auch ſein mögen, und ſo wenig ein beſtimmterer Typus ſich bis zum Kellaeon von Keraſia herausbildet, ſo ſtehn ſie doch in ſo fern in einem klaren Gegenſatze gegen die Caſtanienwaldungen der Halbinſelkette, daß man weder Schlingpflanzen, noch bis an die Baumkronen reichende Sträucher bemerkt, die beiden Charactere, denen der heilige Wald ſeine undurchdringliche Lebensfülle verdankt. Wäre die geognoſtiſche Formation an dieſer Verſchiedenheit Urſache, ſo müßte die Waldung auch auf den Marmoreinlagerungen der Nordweſtküſte locker werden. Da dies nicht der Fall iſt, da die Erhebung über das Meer den heiligen Wald noch nicht übertrifft, ſo liegt es nahe einzuſehen, daß die Geſtalt des Athos jenen Gegenſatz des Waldcharacters bedingt, indem die Bergwand hier ſo abſchüſſig wird, daß häufig nackte Felſen und Abgründe von ungemeſſener Tiefe, die bis an das Meer hinabreichen, jede Vegetation ausſchließen, oder doch nur Wachsthum von Kräutern in den Felsritzen oder von Flechten geſtatten, deren Entwickelung indeſſen faſt niemals die Stufe unfruchtbarer Mißbildungen überſchreitet.

Den Weg bis Keraſia, der allmählig um den Berg ſich emporwindend keine großen Beſchwerden darbietet, legte ich zu Fuße in 2¾ Stunden zurück. Eine geraume Weile erblickt man das Meer links unter ſich, indem es tiefer und tiefer ſich herabzuſenken ſcheint, während die Inſeln Samothrake, Lemnos und Hajioſtrati, immer bedeutender aus dem Horizonte hervortreten. Nachdem man beinahe zwei Stunden in ſüdlicher Richtung fortgewandert iſt, gelangt man an einen Felſen und ein Kreuz bezeichnet hier einen wichtigen Wendepunct. Dieſer Ort nämlich liegt genau über der ſcharfen Schneide des Vorgebirgs, in recht-

---

avis Sw. — Dieſen mitteleuropäiſchen Formen ſtehen die Kräuter des gemiſchten Waldes, in welchem die Caſtanie vorherrſcht, gegenüber: Silene nemoralis Kit. Helianthemum vulgare Pers. Sedum hispanicum L. Sanicula europaea L. Galium rotundifolium L. Pterocephalus perennis Vaill. Digitalis leucophaea Sibth. Atropa Belladonna L. Stachys italica Mill. Phlomis lunarifolia Sibth. Melissa Acinos L. Thymus sp. Carex Agastachys Ehrh.

winkliger Biegung überſchreitet der Pfad die äußerſte Spitze des Athos und, von hier aus gegen Weſt gewendet, eröffnet er bald ganz neue Breiten des aegaeiſchen Meers, während die oft betrachteten Inſeln des nördlichen Archipels ſich dem Blicke entziehen. Statt deren beleben es nun in großer Entfernung, aber deutlichen Gebirgsumriſſen, winzige, jedoch zahlreiche Eilande, die Reihe von Hajioſtrati bis Scópelos, beſonders das letztere nebſt der Teufelsinſel Jura-pulo bedeutend herüberſcheinend, vielleicht von einer Bergſpitze auf Euboea überragt. Hier werden die Felſen über und unter dem Reitpfade viel jäher und großartiger und, was bisher durch Wald und Vorberge verborgen war, ein großer Theil der Hauptmaſſe des Athos, zeigt ſich plötzlich unmittelbar zur Rechten emporgerichtet, ein weißer, ſteiler Coloß, hier und da mit Tannenwald verziert, im Uebrigen nackter Marmor, faſt ſenkrecht, oben mit einzelnen Schneeflecken. Mehrfache Unterbrechungen des Walds durch Pterisniederung begünſtigen dieſe gigantiſche Anſicht.

Bald darauf gelangt man in eine tiefe, wilde Schlucht, an deren Wänden unförmliche Steinblöcke umhergerollt oder mauerförmig über einander gelagert ſind. Vom Ausgange des finſtern Keſſels ragen hohe, dunkle Tannen herein und hiermit beginnt eine düſtere Waldſtrecke *), die ausſchließlich und dicht mit hochſtämmigem Nadelholz beſtanden iſt. Dies iſt der Ort, wo vor wenigen Tagen die Piraten erſchoſſen wurden. Dort aus dem Hochwalde traten ſie arglos hervor, hier an der Felsmauer lagen die Albaneſen im Hinterhalte. Als wir durch die Schlucht kamen, wo nun am Abend eine kalte, ſtrenge Gebirgsluft uns entgegenwehte, wurden die Maulthiere unruhig, ſchauderten mit dem Leibe, bogen den Kopf zurück und beſtrebten ſich, ſeitwärts

*) Dieſer Tannenwald iſt ohne beträchtliche Ausdehnung und bildet nur ein untergeordnetes Glied der vorhin geſchilderten Waldregion. Vor Keraſia kommt man wieder durch Laubholzſtrecken. Aber mir waren jene Tannen ſehr auffallend, da ich ſie bis dahin nur einzeln unter den Caſtanien bemerkt hatte, und da dies der erſte reine, hochſtämmige Coniferenwald war, der mir ſeit meinem Beſuche des bithyniſchen Olymps vorkam.

vom Wege zu den Felſen bergan zu laufen. Auf mein Befragen erzählte der Calojer, daß die Körper der Gebliebenen hier nur leicht mit Laub bedeckt zurückgelaſſen wären, da man die Ehre des Begräbniſſes ihnen nicht habe geſtatten können: was unſern Sinnen kaum bemerklich ward, hatte die Thiere mit Angſt erfüllt. Unſer Geleitsmann, der Genoſſe jenes Kampfs, freute ſich, den Schauplatz ſeiner Heldenthat wiederzuſehen, und verfehlte nicht, das Abenteuer an Ort und Stelle mit lebhaften Farben unſerer Phantaſie vorüberzuführen. Unter dieſen Eindrücken, in dem Dunkel des Tannenwaldes, beim ungewiſſen Lichte anbrechender Dämmerung wurde mir denn freilich etwas unheimlich zu Muthe, um ſo mehr, als es faſt gewiß war, daß die übrigen Piraten noch in derſelben Gegend, vielleicht hart in unſerer Nähe, ſich aufhielten. Dimitri aber pflegte zu ſagen: »ſie ſind furchtſam, wie geſcheuchtes Wild, und werden uns nicht angreifen.« Dies war auch die Meinung des Eremiten, bei dem wir übernachteten und der gewiß oft in perſönliche Berührung mit ihnen gekommen war. Das verſchwieg er indeſſen ſorgfältig und redete gerade ſo, wie Sannerjidhes mir vorausgeſagt. »Sie kommen in die Kellaeen,« ſprach er, »und holen ſich Brod, wir geben es nicht, aber ſie nehmen es, indeſſen ſind ſie hier in Keraſia noch niemals geweſen.«

Zehn in der Mitte des Waldes zerſtreute Kellaeen bilden zuſammen die Gemeinde Keraſia, ein Askitirion, das zum Kloſter Lavra gehört. Das Kellaeon, wo wir noch vor einbrechender Nacht (7h 0′) eintrafen, wurde von einem einzigen, bejahrten Philerimen bewohnt. Es war eine ärmliche, verfallene Hütte, die zwei dunkle Räume, ein Betſtübchen und oben eine offene Gallerie enthielt, wo ich trotz ihrer gebrechlichen Stützen zu bivouakiren beſchloß. Neben dem Häuschen fand ſich ein kleiner Weingarten, ein Zwiebelfeld, einige Ruthen zum Gemüſebau beſtimmt, und das war Alles, was der Greis für dieſes Leben bedurfte und ſeit vielen Jahren beſeſſen hatte. Er redete wenig und äußerte, ohne auf unſere Ankunft und Aufnahme vorbereitet zu ſein, weder Verwunderung, noch Theilnahme, noch Sorgfalt: aber die ganze Nacht brachte er, ohne ſich einen Augenblick Schlaf zu gönnen, wegen eines verſtorbenen Heiligen in Gebeten zu:

Abends und Morgens und zweimal während der Nacht, als ich erwachte und im Anblick der leuchtenden Geſtirne, dem Zauber der Waldesſtille hingegeben, zu ſchlafen ſäumte, hörte ich ſtets die leiſe Stimme des Eremiten in gleichen Tönen fortſummen, und ſah, als ich dem Gemache mich näherte, durch die Spalten der locker zuſammengefügten Bretter im Schein einer matten Kerze den Greis vor dem Bildniſſe knieend, das ihn ſo lebhaft, ſo dauernd und doch ſo friedlich zu bewegen vermochte. Wem ſollten bei ſolchen Eindrücken nicht einige berühmte Verſe gegenwärtig ſein, die Lord Byron dem Athos widmete und die ſo genau die Stimmung wiedergeben, welche das Kellaeon von Keraſia einflößt, daß man glauben möchte, hier wären ſie gedichtet worden. Der Sinn iſt ungefähr, wie ſelig das Leben des frommen Eremiten ſei, der, auf des Athos Felſen einſam ruhend, am Abend von den Höhen durch die heiter milden Lüfte auf die blaue Fluth niederblickt. Ich kenne kein anderes Kellaeon, das auf ſo bedeutender Höhe unmittelbar zu den Füßen einen engen Durchblick auf das Meer gewährt. Ueberhaupt iſt die Lage von Keraſia ſo wunderbar entzückend, großartig und zugleich die Einſamkeit des Gebirgs, des Nordens Laubgrün, des Südens Küſtenfärbung und die Friſche der reinſten, durch See- und Höhen-Wind ſtets erneuerten und gemäßigten Luft gewährend, daß man gern weiter mit dem Dichter ausſpricht, wer ſolcher Stunden Reiz genoſſen habe, müſſe ſich ſehnen, an jenem heiligen Orte zu wohnen, des ſtillen Mannes Geſchicke zu theilen, und reiße ſich zaudernd von dieſer zauberhaften Scene los. Wäre es erlaubt, der Darſtellung dieſer Situation noch einige weitere Worte zu widmen, ſo verdiente dies um ſo eher entſchuldigt zu werden, als eine Zeichnung des Orts, deſſen Reiz hauptſächlich in dem Wechſel der verſchiedenen Anſichten beſteht, indem man bald hinab zum Meere, bald rückwärts auf das Hochgebirge blickt, dieſe wirkungsreichen Gegenſätze durchaus nicht auf einem einzigen Bilde zu vereinen vermöchte.

Denn, wiewohl das Kellaeon nach allen Seiten von Caſtanien und Fichten umgeben, nur eine enge Waldblöße einnimmt, ſo iſt der Abhang unter derſelben doch ſo abſchüſſig, das Mar-

morgebirge im Norden aber ſo hoch und ſteil, daß man über die Baumwipfel hinaus ſowohl die Abgründe zum Meere, als die Felswände überſehen kann, über welche der Schlangenpfad zum Athos ſich hinaufwindet. Abwärts ſchaut man bis zum dunkelblauen Spiegel der See in eine einzige, jähe, jedoch durchaus hellgrün bewaldete Thalſchlucht, die bei einer Tiefe von etwa 2000′ wegen ihrer geradlinigen, gleichartigen Oberfläche von der größten Wirkung iſt. Sie wird jederſeits von einer ungeheuern, ſenkrechten Marmorklippe eingeſchloſſen, deren kühne Gipfel noch beträchtlich höher liegen, als Keraſia, und ebenſo felſig in die Schlucht, als zum Meere abfallen. So treffen die vier bedeutendſten Farben, die eine Landſchaft zu zieren vermögen und die hier beſonders im Abendlichte auf das Reinſte und Wärmſte gehalten ſind, das nordiſche Frühlingswaldgrün, das Schwarzblau des Meers, der aus Purpur und Laſur gemiſchte Ton des griechiſchen Himmels und das Weiß des Marmors in einem engen Keilſchnitt und zugleich in maſſigen Umriſſen zuſammen. Von den unendlich ſchroffen Abſtürzen dieſer Schlucht wendet das Auge ſich gern zur Seite, wo eine einfache Waldanſicht, über den Stufenabſatz des Athos und eine freundliche Paßlehne weit ausgedehnt, die wild majeſtätiſchen Formen mit dem Stillleben von Keraſia angemeſſen vermittelt. Denn eben am Außenrande jenes Abſatzes oder jener Brüſtung, welche die beiden Klippen von dem Athos ſelbſt ſcheidet und einen höhern, reichern Wachsthum der Bäume verſtattet, liegt unſer Kellaeon. Von der ſüdweſtlichen Klippe aber zieht ſich ein waldiger Bergrücken zum Athos, welcher die Brüſtung weſtlich begrenzt und über den der Paß nach Hajianna und Pavlu hinüberführt. Der dieſſeitige Abhang deſſelben iſt ſanft geneigt und erweitert auf dieſe Weiſe das Gebiet der Hochwaldlandſchaft. Endlich im Norden, der Meeresſchlucht entgegengeſetzt, wo dicht aus dem Walde die Athospyramide kahl, ſteil, weiß, faſt vegetationslos hoch in den Aether hinaufragt, wird der Sinn des Betrachtenden, vom Erhabenſten gefeſſelt, weder durch die Wildheit der Natur erſchreckt, noch durch ihre lebendige Regſamkeit abgelenkt, ſondern ihrer ſtillen Größe hingegeben, ſtets einen Gedankenkreis hervorzurufen geneigt ſein,

wie ihn der Greis dieſer Zelle, vom Irdiſchen abgewandt, für immer ergriffen hat.

9. Junius. Ehe ich meine Beſteigung des Athos weiter verfolge, will ich zunächſt meine Höhenbeſtimmungen und ſonſtigen Schätzungen einſchalten, um die Darſtellung der Vegetationsverhältniſſe in den obern Regionen bequemer daran knüpfen zu können.

Die Meſſungen des Siedepunctes haben für die höchſte Spitze des Athos eine Erhebung von 6438, für die Capelle Panajia 4506 pariſer Fuße ergeben *). Zur Erſteigung des Bergs habe ich nach den erforderlichen Abzügen von Lavra aus 4ʰ 30′ gebraucht, und zwar von Lavra bis Keraſia 1ʰ 30′, von da bis zur obern Laubholzgrenze 1ʰ, im Laricіowalde 45′, in der obern Weißtannenregion 30′ und von der Baumgrenze bis zur Spitze 45′. Hieraus ergeben ſich nach den früher mitgetheilten Bemerkungen folgende Schätzungen: für die Capelle Panajia, die genau an der Grenze des Laricіowaldes und der obern Weißtannenregion

*) Ich bediente mich zu dieſem Zwecke eines engliſchen Thermometers, auf welchem ich den vierten Theil eines Fahrenheitſchen Grades ableſen konnte. Die auf der Spitze des Athos um 10ʰ M. angeſtellte Beobachtung ergab bei einer Lufttemperatur von 12⁰ R. einen Kochpunct von 200⁰ F. Hierfür iſt aus den Gindl'ſchen Tafeln ein Barometerſtand von 602ᵐᵐ,1 ſubſtituirt und in Vergleichung mit der Lufttemperatur von 20⁰ R. und einem Siedepuncte von 212⁰ F., die obige Meereshöhe über Pavlu nach den Gauß'ſchen Tafeln berechnet. Daſſelbe Verfahren iſt für zwei Beobachtungen von Panajia angewendet, deren mittlerer Werth einen Siedepunct von 203,75 bei einer Lufttemperatur von 12⁰ R. ergab. Hieraus kann entnommen werden, wie viel Werth dieſen approximativen Beſtimmungen beigelegt werden darf. Copeland fand die Athoshöhe = 6349′, eine Angabe, die, wenn auch engliſche Fuße verſtanden ſind, doch bei dieſen Arten von Meſſungen noch einen befriedigenden Grad von Uebereinſtimmung mit der meinigen zeigt. Sonſtige Meſſungen des Athos, deſſen Höhe, von den Alten übertrieben dargeſtellt, neuerlich meiſt zu gering geſchätzt wurde, ſind mir nicht bekannt. Nur auf Leake's Charte finde ich, ohne Nachweiſung im Texte zu finden, die Angabe von 4700′, die ohne Zweifel viel zu gering iſt. Auch hat Leake den Athos nicht beſtiegen. Zachariae (Reiſe S. 219.) giebt gleichfalls ohne nähere Nachweiſung die Höhe zu 5200′.

liegt, 4550′, für die Spitze des Athos 6300′: dieſe beiden Werthe geben, mit den directen Meſſungen verglichen, den Anhaltspunct für die übrigen; nämlich für Keraſia 2100′, für die obere Laubholzgrenze 3500′ und für die Baumgrenze 5250′.

Hieran reihen ſich zwei Temperaturbeobachtungen, die zugleich einen ungefähren Maßſtab für die climatiſche Sphäre des Athos zu gewähren geeignet ſind. Doch iſt eine Bemerkung über die Bewäſſerung deſſelben vorauszuſchicken. Im Ganzen iſt dieſer Berg auffallend quellenarm und eben darin ſcheint eine eigenthümliche Beziehung zu dem ungewöhnlichen Waſſerreichthum der Quelle des Athanaſios zu liegen, ſo wie ſich überhaupt in der unbewäſſerten Oberfläche des Athos ein entſchiedener Gegenſatz gegen das Schiefergebirge des heiligen Waldes ausdrückt. Denn obgleich mein Aufenthalt gerade in die Jahrszeit fiel, die des ſchmelzenden Schnees wegen der Bewäſſerung des Athos am förderlichſten ſein muß, ſo habe ich doch während der Umkreiſung des Athos, die mich über jeden Waſſerabfluß hätte nothwendig führen müſſen, von der Quelle des Athanaſios über Lavra, Keraſia und Hajianna bis nach Pavlu nicht eine Quelle auffinden können, und der einzige Bach, den ich überſchritt, entſpringt in der Nachbarſchaft der Piratenſchlucht, wo, wie ſpäter erörtert werden wird, Glimmerſchiefer anſteht, fließt dann neben Keraſia vorüber und fällt zwiſchen den beiden gegenüberliegenden Klippen nach kurzem Laufe in's Meer. Wo aber der Athosmarmor in Südweſten aufhört, zeigt ſich ſogleich wieder ein höchſt waſſerreicher Gebirgsbach, der in der Thalſchlucht von Pavlu zum Meere hinabſtürzt. Da nun der Schnee des obern Athos und die Nebel, welche er oft um ſein Haupt verſammelt, irgend einen Abfluß haben müſſen, ſo iſt es einleuchtend, daß ſein Marmor von Spalten durchſetzt werde, die jene Feuchtigkeit unterirdiſch ableiten, den Berührungspuncten mit dem Glimmerſchiefer zuführen und erſt hier in wenigen, aber deſto reichern Quellen dem Tageslichte ſich öffnen. Ja man kann beſtimmter behaupten, daß faſt alles Waſſer des Athos in zwei großen Quellen geſammelt wird, der des Athanaſios am nordöſtlichen und dem Bache von Pavlu am ſüdweſtlichen Fuße, und bei dieſer Anſchauung ſtellt

der Glimmerſchiefer des heiligen Waldes ein Filtrum mit unzähligen Poren, der Athos hingegen eine undurchdringliche Marmorſäule dar, worin das Waſſer nur einzelne Klüfte aufzufinden vermag, durch welche es in unterirdiſchen Canälen vereinigt herabſtrömt.

Um die Eremiten mit Trinkwaſſer zu verſorgen, ſind an mehren Orten tiefe, brunnenförmige Ciſternen von geringem Durchmeſſer ausgemauert, welche theils künſtlich mit Waſſer gefüllt werden, theils in Felsſchluchten auf ſolche Weiſe angelegt ſind, daß ſie von jedem heftigen Regenſchauer ihren Antheil empfangen. Zwei derſelben lagen ſo tief (4′) im Boden und waren nach oben ſo gut gegen Erwärmung und Luftwechſel verwahrt, daß ich mich überzeugt hielt, ihr Waſſer würde die mittlere Wärme des Bodens angenommen haben. Auf dieſe beiden Ciſternen beziehen ſich meine Temperaturbeobachtungen. Eine derſelben findet ſich auf der Spitze des Athos ſelbſt, in einem eingeſchloſſenen Raume der Capelle, und enthält nach der Verſicherung des Calojers Regenwaſſer. Dieſes zeigte eine Temperatur von + 4° R. Die andere Ciſterne lag in einer Schlucht am Wege von Keraſia nach Hajianna, jenſeit des Paſſes, noch im Laubholzwalde. Ihr Waſſer hatte eine Wärme von 10°, 6 R. (nämlich = 56° F.).

Die Temperatur der Athanaſiosquelle konnte ich leider ihrer künſtlichen Einfaſſung wegen nicht beſtimmen, und bemerke überhaupt, daß es als ein ſeltner Glückszufall zu betrachten iſt, wenn es gelingt, in Rumelien brauchbare Quellenwärmen zu erhalten. Der hohe Werth, den Türken und Griechen in gutes Trinkwaſſer ſetzen, die beträchtliche Sommerwärme des Tieflandes, welche dieſen Genuß dem Reiſenden ſo wünſchenswerth macht, der alte muſelmänniſche Gebrauch endlich, durch geſtiftete Legate in den Einöden der Landſtraße herrenloſe Brunnen errichten zu laſſen, haben es zur Folge gehabt, daß, beſonders in der Ebene, auch die kleinſte Quelle, ihrem natürlichen Urſprunge entzogen, durch Bauten und Röhrenleitungen zum Beſten des Wanderers verändert worden iſt. Da man nun auf dieſe Weiſe über den wirklichen Urſprung des Waſſers faſt niemals ein Urtheil hat, da man

im einzelnen Falle ungewiß bleibt, ob der Brunnen durch nahe oder ferne Quellen unterhalten werde: ſo kann man aus ihrer Temperatur auf das Clima des Orts keine Schlüſſe *) bauen. In Gebirgsgegenden, wo es keine größere Straßen giebt, treten dieſe Schwierigkeiten natürlich ſeltner ein, aber wir entbehren alsdann der Vergleichung mit der Erdwärme der Ebene. Aus dem flachen Lande werde ich in der That ſpäterhin nur eine einzige Meſſung dieſer Art mitzutheilen wagen: allein da ich ſie im nördlichen Macedonien, zwei Breitengrade vom Athos entfernt, anſtellte, glaube ich ſie nicht zu dem gegenwärtigen Zwecke benutzen zu dürfen.

Nach einer wahrſcheinlichen Schätzung wird die mittlere Temperatur am Meeresufer von Monteſanto etwa 16° C. betragen, d. h. ungefähr in der Mitte der Jahreswärme von Rom (15°,5 C.) und Cagliari (16°,6 C.) liegen **). Die Wärme des Erdbodens dürfte am Fuße des Athos damit ziemlich genau übereinkommen.

Geht man von dieſer Schätzung aus, ſo findet vom Meeresufer bis zur Spitze des Athos eine Abnahme der Erdwärme = 11° C. ſtatt. Dieſem würde nach der von Kämtz ***) für mittlere

---

*) In wie fern gerade durch ſolche Verhältniſſe die Meſſungen zu niedrige Werthe geben und daher das Clima des Landes kälter erſcheint, als es iſt, wird von Kämtz erläutert (Meteorologie Bd. 2. p. 188.).

**) Boué ſoll aus ſeinen Quellentemperaturbeobachtungen in Rumelien zwar den Schluß gezogen haben, daß das Clima von Rumelien rauher ſei, als die problematiſche Zeichnung der Iſothermen-Charte vorausſetzen läßt: allein meine oben angedeutete Meſſung in der Ebene ergiebt unter 41°53′ bei einer Plateauhöhe von etwa 600′ eine Quellentemperatur = 14° C., während die in höhern Gegenden angeſtellten Beobachtungen im Verhältniß zu ihrer Höhe eine ähnliche Uebereinſtimmung mit jenen Vorausſetzungen zeigen. Was übrigens das Verhältniß von Erde und Luftwärme betrifft, Größen, die in Italien ſehr bedeutend von einander abweichen, ſo wird die Iſotherme und Iſogeotherme von 15° C. auf Mahlmann's Charte als in der Gegend von Adrianopel ſich kreuzend dargeſtellt.

***) Deſſen Meteorologie Bd. 2. S. 139. Eben ſo findet Reich, daß die Quellentemperatur bei 585′,4 Erhebung um 1° C. ſinkt. Kämtz hingegen

Breiten aus den Beobachtungen abgeleiteten Wärmeabnahme mit der Höhe (510′—600′ auf 1° C.) eine Erhebung des Athos von 6270′ entſprechen, ein Reſultat, das von unſerer Meſſung nur um 168′ abweicht. Nach demſelben Verfahren findet man für die zweite Ciſterne eine Meereshöhe von 1520′. Dieſe Reſultate nähern ſich vielleicht aus zufälligen Gründen den wahren Höhen mit größerer Schärfe, als die unſichern Vorausſetzungen, worauf ſie ſich ſtützen, vermuthen laſſen.

Die Erdwärme auf der Spitze des Athos giebt endlich auch einen ungefähren Maßſtab an die Hand, um zu ſchätzen, wie viel etwa der Athos höher ſein müßte, um auf ſeiner Spitze ewigen Schnee zu tragen. Wollten wir nach den hierüber aufgeſtellten Grundſätzen annehmen, daß die Schneegrenze hier mit einer Erdwärme = — 1°,5 C. zuſammenträfe, ſo müßte der Athos ungefähr 10000′ oder 3600′ höher ſein, als er iſt, um ſeinen Schnee das ganze Jahr hindurch zu bewahren. Dieſer Werth ſtimmt theils mit der Lage des Bergs unter 40° 9′ n. Br. gut zuſammen, ſo wie z. B. am Caucaſus bei entſprechender Erdwärme die Schneegrenze zu 10260′ gefunden wurde, theils findet er eine practiſche Anwendung auf den gegenüberliegenden theſſaliſchen Olymp, wahrſcheinlich den höchſten Berg Rumeliens, der wenigſtens einzelne Schneelager im Sommer nicht verlieren ſoll und deſſen Höhe Copeland zu 9757′ beſtimmt hat. Uebrigens brauche ich kaum zu bemerken, daß dieſe, wie andere climatologiſche Bemerkungen, nur den Zweck haben, eine allgemeinere Vorſtellung des Gegenſtandes zu vermitteln, da ſchon die geringe Zahl der Meſſungen natürlich nicht dazu dienen kann, genügende Beiträge zur Kenntniß der noch unbekannten climatiſchen Verhältniſſe von Rumelien zu liefern.

Wenden wir uns nunmehr zu den Pflanzenregionen, die am Athos, ſtufenweiſe ſcharf ausgeprägt, vom Fuße des Bergs bis zum Gipfel auf einander folgen, ſo halte ich für angemeſſen, der beſondern Darſtellung einige allgemeinere Betrachtungen voraus-

---

(a. a. O. S. 200.) iſt der Anſicht, daß die Bodenwärme erſt bei 900′ um 1° C. ſinkt.

zuſchicken. Denn wenn wir weiter vom Athos nichts wüßten, als daß er, gleich den meiſten übrigen hohen Bergen Europa's, unten einen Laubholzgürtel, in der Mitte eine Region von Nadelwald und oben einen baumloſen Abhang enthält, ſo würde die Kenntniß des Niveaus, in dem dieſe Regionen ſich gegen einander abgrenzen, ſchon zu bedeutenden Vergleichungen mit andern Gebirgen Anlaß und Stoff darbieten.

Als ich den Athos beſtieg, ſetzte es mich nicht wenig in Erſtaunen, die obere Grenze des Baumwuchſes, durch einzelne verkrüppelte Tannenſtämme entſchieden ausgeſprochen, ſchon in einer Höhe von 5250′ anzutreffen. Aehnliche Verhältniſſe am Aetna, wo die Baumvegetation bei 6200′ aufhört, beſtimmten Herrn Philippi *), örtliche Urſachen für eine ſolche Anomalie aufzuſuchen. Anomal aber erſchien die Erſcheinung ihm deshalb, weil die verſchiedenſten, vorherrſchenden Gewächſe, wie der Weinſtock, die Caſtanie, die Buche, am Aetna 13—1400′ höher hinaufſteigen, als am Südabhang der Alpen, die Baumgrenze hingegen faſt in derſelben Höhe ſich einſtellt. Er äußerte die Meinung, daß die vulcaniſchen Proceſſe am Aetnakegel mechaniſch die Bildung einer Erdkrume hindern möchten, welche zur Ernährung von Bäumen fähig wäre, und führte zur Unterſtützung dieſer Meinung die Beobachtung des Herrn Gemmellaro an, der auf der Höhe von 7800′ noch eine einzelne Pappel, freilich nur die einzige und zwar eine 6′ hohe, geſehen hat, eine Erſcheinung, für die man auch in den Alpen weit über der Baumgrenze zuweilen analoge Fälle anzutreffen Gelegenheit hat **). Ich theilte inzwiſchen die Anſichten Philippi's und verſuchte ſchon damals, die niedrige Baumgrenze des Athos, die noch um 1000′ früher eintritt, als am Aetna, ja ſogar um 250′ früher, als am Nordabhang der Schweizer Alpen, aus örtlichen Urſachen mir einigermaßen verſtändlich zu machen.

---

*) Vegetation des Aetna in der Zeitſchrift »Linnaea« Bd. 7. p. 756.

**) Ich erinnere mich, eine einzelne Lärche oberhalb der Baumgrenze beim Paßübergange vom Fuſcher Thale nach Heiligenblut in Oberkärnthen geſehen zu haben.

Am nächſten lag es, der Geſtalt des Bergs die Baumloſigkeit ſeiner obern Abhänge zuzuſchreiben. So wie der Aetna eine aus der Verwitterung der Felsmaſſen ſich bildende Erddecke, kaum von Pflanzen beſamt, wieder durch Laven einhüllt, oder durch Erdbeben gleichſam abſchüttelt, eben ſo wenig mochte ſie hier an ſteilen Abſtürzen zu haften vermögen, vielmehr entweder ſogleich herabrollen, oder bei der freien Lage des Athos an einer ſtürmiſchen Küſte vom Winde zu Atomen verſtreut werden. Dieſe Betrachtungsweiſe iſt jedoch nicht zu befriedigen geeignet, wenn man die bewaldete und baumloſe Region aus dieſem Geſichtspuncte vergleicht. Auch die Waldregion enthält freilich ausgedehnte Lücken, deren Neigung ſo groß iſt, daß weder Baum, noch Geſträuch an der Marmorwand ſich zu befeſtigen im Stande iſt. Die höchſte Region aber iſt im Allgemeinen nicht abſchüſſiger, als die übrigen Theile des Athos. Auch iſt ſie durchaus nicht ohne Vegetation, ſondern ein niedriges, die Alpenroſen vertretendes Geſträuch kommt bis zum Gipfel vor. Es iſt eine alpine Region, im Gegenſatz zum Aetnakegel mit einer reichen und eigenthümlichen Vegetation von perennirenden Kräutern und Zwergſträuchern, alſo den characteriſtiſchen Formen der alpinen Flora, geſchmückt.

Freilich ſtehen die Bodenverhältniſſe in einem beſtimmten Gegenſatze gegen die Waldregion, jedoch in keinem höhern Grade, als in felſigen Alpengegenden. So weit der dichte Fichten- und Tannen-Wald reicht, findet ſich begreiflicher Weiſe auch eine ſtarke, vereinigte Humusdecke. Die alpine Region hingegen iſt ein Chaos von Felstrümmern und kleinen, feſten Marmorſteinen: aber in den Spalten und Höhlungen der Felsblöcke, zwiſchen dem feinern Gruß und ihn vereinigend, finden ſich, ſo weit überhaupt Gewächſe den Abhang beleben, auch jene fetten, tiefen Humusablagerungen, welche für die alpine Vegetation ſo characteriſtiſch ſind und deren Lebenslauf bedingen. Sehr irrig würde es ſein, von dieſen Verſchiedenheiten der Erdkrume den Character der beiden Pflanzenregionen ableiten zu wollen, während es in die Augen ſpringt, daß die erſtern vielmehr von den letztern bedingt werden, und daß, wenn die Bäume weiter oben noch die

climatiſchen Bedingungen ihres Fortkommens fänden, ihr Vegetationsproceß auch bald eine vereinigte Humusdecke über dem felſigen Untergrunde ausbreiten würde.

Wenn man jene climatiſchen Bedingungen für die Waldvegetation nur in der mittlern Wärme, z. B. des Erdbodens, erblicken wollte, ſo wäre es leicht nachzuweiſen, daß nach dieſer Beſtimmung der Wald bis auf den Gipfel des Athos reichen müßte *). Andere climatiſche Factoren aber ſind bei dem gegenwärtigen Zuſtande unſerer Kenntniß nicht anzuwenden.

Unter dieſen Umſtänden beſchränkte ich mich, die alpine Flora des Athos als etwas Gegebenes, einmal Vorhandenes, als ein von unbekannten, vielleicht hiſtoriſchen Urſachen abhängiges Phänomen zu betrachten, und legte mir nur noch die Frage vor, ob wohl, falls beſtändige, climatiſche Factoren auf deſſen Erſcheinung nicht einwirkten, die Waldregion, ſei es durch natürliche Beſamung, oder durch die Thätigkeit des Menſchen, die alpine Flora allmählig zu verdrängen und den Gipfel des Bergs zu erreichen fähig ſei. Ich ging hierbei von der Betrachtung aus, daß die alpine Flora des gemäßigten Europa, abgeſehen von ihrer Temperaturſphäre, beſonders durch eine eigenthümliche Art der Bewäſſerung den Waldregionen gegenüber characteriſirt werde. Der ſtetig den Sommer hindurch ſchmelzende Schnee auf der einen Seite, die häufigen und anhaltenden Nebel, welche ſich an die Bergſpitzen hängen, andererſeits, bewirken nicht bloß einen ununterbrochenen und reichlichen Zufluß von tropfbarem Waſſer, ſondern ſie vertheilen daſſelbe auch gleichmäßig auf die kleinſten Oertlichkeiten, gleichſam als wäre ein Sieb mit feinen Poren über der ganzen Alpenflora ausgeſpannt, von dem die Feuchtigkeit niedertropfend die humusloſen Felsſpalten beſtändig abſpülte und rein erhielte, um deren Furchen und Spalten, wo die zuſammengeſchlämmte Erdkrume durch die Wurzeln der Gewächſe

---

*) Beiſpielsweiſe führe ich aus Wahlenberg's Quellenbeobachtungen an (Flora Carpat. p. XCVI.), daß er eine dem Ciſternenwaſſer der Athosſpitze entſprechende Quellentemperatur von 5° C. in den Carpaten in einer Höhe von 3337′ oder 1300′ unterhalb der dortigen Baumgrenze fand.

zuſammengehalten wird, deſto wirkſamer zu tränken. Im Gegenſatze gegen dieſe Weiſe der Bewäſſerung, welche dem Urſprunge der Gewäſſer in den Hochalpen entſpricht, haben ſich in der Waldregion die Quellen bereits zu Gebirgsbächen und reißenden Fluthen vereinigt, während die Nebel, hier in Wechſelwirkung mit der Krone der Bäume, ihre Wurzeln erfriſchend und zu einem großartigen Vegetationsproceſſe verwendet, weniger auf die Erdkrume und Felsunterlage zu wirken vermögen.

Durch dieſe Gegenſätze, die ſich indeſſen nur auf die rupeſtre Formation der alpinen Flora, nicht auf ihre Wieſen beziehen, ſchien es einigermaßen erklärlich, daß, wo einmal Wald und Alpenflora ſich gegenſeitig abgegrenzt haben, dieſe Grenze auch in der Folge ſchwerlich werde verrückt werden können, wenigſtens nur zum Nachtheil des Waldes, nicht aber zu deſſen Erweiterung. Man erkennt darin Urſachen des Beſtehens einer alpinen Vegetation, auch wo die Meereshöhe deren climatiſche Bedingungen noch nicht erfüllt. Auf den quellenloſen Athos aber, wiewohl derſelbe nirgends eine Spur von Alpenwieſen zeigt, ſchienen ſolche Betrachtungen nicht unmittelbar angewendet werden zu können. Die Schneelager jedoch, welche ſich tief in den Sommer erhalten, und mir in jetziger Jahrszeit zuerſt in einer Höhe von 5300′ begegneten, entſprechen den ſo eben angedeuteten Verhältniſſen. Bedenkt man ſodann die freie, einſame Lage des Bergs über einer warmen und dem veränderlichen Spiel der Winde in mittlern Breiten preisgegebenen See: ſo wird man ihn oft im Sommer von Gewitterwolken umlagert ſich vorſtellen dürfen, von jenen Niederſchlägen, die von der wandelbaren Erwärmung und Abkühlung des Hochgebirgs abhängen.

Wie ſehr ſich ferner in der Regenzeit des Herbſtes dieſe Meteore mehren, dafür beſitzen wir das Zeugniß von Mr. Leake *). Bei ſeinem Aufenthalt am Hájion-Oros im October ſchreibt er, die Jahrszeit, den Athos zu beſteigen, ſei vorüber geweſen. Denn »wenn die herbſtlichen Orcane in dieſem, dem ſtürmiſchſten Winkel eines Meers, das überall unbeſtändig und Windſtößen un-

---

*) Northern Greece 3. p. 127.

terworfen iſt, begonnen haben, ſo können Wochen vorübergehen, bis ein Tag erſcheint, an dem man ſicher wäre, einer vollſtändigen Anſicht der entfernten Puncte vom Gipfel zu genießen.« Endlich könnte man anführen, daß die reinen Sommernächte Griechenlands eine reichliche Thaubildung am Athos ungewöhnlich begünſtigen, und man könnte bemerken, daß eben die eigenthümliche Humusanhäufung in den Spalten der Marmorblöcke nebſt deren nackter Oberfläche ſelbſt auf eine ähnliche Bewäſſerung ſchließen läßt, wie ſie mit der Felsvegetation der Alpen in Verbindung ſteht.

Wenn ich durch ſolche Betrachtungen mir während meiner Reiſe die Ausdehnung der Alpenflora am Athos aufzuklären ſuchte und ſie jetzt ausführlicher mitgetheilt habe, ſo geſchah dies nicht deshalb, weil ich ihnen einigen Werth für die Löſung jenes Problems einräumte, deſſen Grundlage, die urſprüngliche Bedingung der niedrigen Baumgrenze, ſie eigentlich unberührt laſſen. Aber indem ſich die Phantaſie des Reiſenden mit ſolchen Ideen beſchäftigt, lenkt ſie, um ihre Hypotheſen durch Thatſachen zu regeln, die Aufmerkſamkeit auf manche übrigens vielleicht unbeachtet gebliebene Erſcheinungen, die Darſtellung gewinnt ein Zuſammenhang und es kommt Einzelnes zur Sprache, das immerhin dazu dient, die Eigenthümlichkeiten des geſchilderten Gegenſtandes genauer zu bezeichnen, wenn auch die Sätze, zu deren Unterſtützung es geſagt wurde, ſich nicht beſtätigen oder einer ſchärfern Begründung ermangeln ſollten *).

Um 4ʰ Morgens verließ ich Keraſia, um den Gipfel des Athos zu beſteigen, welchen nach der Bemerkung des Eremiten ein rüſtiger Mann in drei Stunden zu Fuße zu erreichen im Stande ſei. Der Weg führt ſteil, oder, wo der Berg felſig wird, im Zickzack bis zur Spitze: an eine terraſſenartige Abſonderung deſſelben iſt nicht zu denken.

*) Allgemeinere, vergleichende Bemerkungen über dieſen Gegenſtand, welche beſtimmt ſind, im Gegenſatz gegen dieſe Erklärungsverſuche obiges Problem aus einem geläuterten Geſichtspuncte darzuſtellen, ſind in der vierten Note am Schluſſe des Bandes entwickelt.

4^h — 5^h. Während der erſten Stunde oder bis zu einer Höhe von 3500′ befand ich mich dem Obigen zufolge noch in derſelben Laubwaldregion, deren Characteriſtik uns ſchon mehrfach beſchäftigt hat. Es iſt noch übrig, die Bemerkungen hinzuzufügen, welche ſich auf ihre obern Abhänge beziehen und wodurch die Anſicht von den Eigenthümlichkeiten dieſes Waldes weſentlich näher beſtimmt wird. Sein Character im Gegenſatze gegen den heiligen Wald beruhte vorzüglich darauf, daß am Athos eine größere Zahl verſchiedener Baumarten in Geſellſchaft wächſt und daß dieſe regellos unter einander vertheilt ſind: dieſer Character verliert ſich um ſo mehr, je höher man anſteigt und je näher man der obern Grenze des Laubwaldes entgegenrückt. Beim erſten Eintritte in dieſe Region bemerkten wir eine Gruppe von hohen Steineichen, die einen vortheilhafteren Eindruck in Hinſicht auf die Güte des Wachsthums zurückließ, als die folgende Anſchauung beſtätigte. Allein auch an andern Orten, beſonders in den Umgebungen von Keraſia, ſpielt die Steineiche eine bedeutende Rolle in der Zuſammenſetzung des Waldes. Hierauf folgten die Caſtanien und Stieleichen, den erſtgenannten Bäumen an Höhe und Stärke des Stamms nachſtehend. Doch fand ich ſpäterhin auch hochwüchſige Caſtanien, welche ein ſchönes Laubdach ausbreiteten, und zwei Baumarten, die oberhalb Keraſia faſt überall, jedoch nur in einzelnen Stämmen unter den Steineichen und Caſtanien vorkamen, ſtanden dieſen an Umfang und Höhe nicht nach: der ſüdeuropäiſche Ahorn, der in der immergrünen Region auffallender Weiſe ſtrauchförmig bleibt, hier aber zu einem großen Baume auswächſt und der bereits erwähnte Elsbeerbaum, welcher höher als alle übrigen am Athos hinaufſteigt. Die Weißtanne hingegen, die an der Piratenſchlucht einen kleinem Wald für ſich bildete, iſt weiter oben nur ein untergeordnetes Glied der Laubwaldregion, und zeigt, wie wir ſehen werden, von allen Bäumen des Athos die merkwürdigſte Verbreitung *).

---

*) Quercus Ilex L. Castanea vesca G. Quercus pedunculata Ehrh. Acer monspessulanum L. Pyrus torminalis Ehrh. Pinus Pi-

Wenn man der obern Laubwaldgrenze ſich nähert, ſo verliert ſich eine Baumart nach der andern, nur die Stieleiche wird häufiger. Das Unterholz oder Schattengeſträuch, welches bisher noch ſo häufig war, daß die einzelnen Stellen, wo es fehlte, mochten ſie nun mit Farnkraut oder mit Gras bewachſen ſein, ſehr in die Augen fielen, hört nun allmählig ganz auf. Häufig breitet ſich eine ſtarke Grasfläche am Boden aus. So beſteht denn der oberſte Theil dieſer Region, die nach unten ſo mannigfaltige Erſcheinungen darbietet, nur aus einem einfachen Gürtel, den jene Eiche für ſich bildet und der in einer Breite von 500′ ſich beſtimmt abſcheidend weiter abwärts allmählig in den Miſchwald übergeht. Denn während bis zu dieſer Uebergangsregion (etwa 2600′—3000′) ſowohl unter den Waldbäumen ſelbſt die Steineiche und der Ilex in ihrem immergrünen Laube den Typus der Küſtenflora bewahren, als beſonders im Unterholze die Glieder dieſer Flora ſelbſt erſt nach und nach verſchwinden: ſo entfaltet der obere Eichenwald ſelbſt vielmehr einen rein mitteleuropäiſchen Character: ein weitläuftiger, hochſtämmiger Wald aus einer einzigen Baumart, die im Winter entlaubt iſt, ſtatt des Unterholzes im Schatten der Laubkronen nur eine dichte Grasnarbe, Mangel an Kräutern und unter dieſen Formen aus Mitteldeutſchland *). Können nun alſo die Eichen überhaupt als die weſentlichſten Typen der beiden untern Stufen der Waldregion gelten, ſo bezeichnen wir die erſte durch deren immergrüne, die zweite durch die nordiſche Art.

Wie wenig naturgemäß es inzwiſchen erſcheine, nach ſolchen Verhältniſſen den Berg in eine größere Reihe von Regionen **)

---

cea L. — Zu den früher erwähnten Waldkräutern geſellte ſich hier, jedoch höchſt ſelten, Brassica cretica Lam.

*) Dactylis glomerata L. Cephalanthera ensifolia Rich. Mercurialis ovata Sternbg.

**) Man könnte, um hier dieſe Idee im ganzen Umfange zuſammenzuſtellen, am Athos 6 Regionen mit ziemlicher Genauigkeit abgrenzen: 1) Immergrüne Sträucher (0–1200′); 2) Miſchwaldung mit immergrünen Formen, beſonders durch die Steineiche und Caſtanie characteriſirt (1200′–3000′);

zu theilen, die dann freilich bei der Vergleichung mit andern Gebirgen zu größern Schwierigkeiten führt: beweiſt eine denkwürdige Localerſcheinung, die ich im oberſten Gebiete des Miſchwaldes beobachtete. Um ſie richtig zu würdigen, iſt es erforderlich, einen allgemeinern Blick auf die Bewaldung des Athos zu werfen. Der Weg, den ich von Keraſia aus einſchlug, iſt überhaupt der einzige Zugang zum Gipfel des Bergs. Faſt nach jeder Seite zu ungeheuern Abgründen abſtürzend, kann er überall nur an wenigen Orten bewaldet ſein, und wenn der Weg, die ſanftere Neigung aufſuchend, faſt immer bis zur Baumgrenze im Schatten des Waldes fortſchreitet, ſo darf man aus einem ſolchen Eindrucke nicht auf die übrigen Bergſeiten ſchließen. Man hat ſich die Waldregion des Athos vielmehr nicht, wie auf andern Bergen, in gürtelförmigen Kreiſen vorzuſtellen, ſondern als ſchmale Waldſtreifen, die ſtrahlenförmig von der Baumgrenze zwiſchen den Felswänden hinablaufen und erſt in tiefern Regionen zu einem zuſammenhängenden Walde ſich vereinigen können. Aber jene Streifen ſelbſt werden nicht ſelten durch Felsgehänge quer unterbrochen, und, was am Wege unter ſolchen Bedingungen nur als eine Lücke in der Baumvegetation ſich darſtellt, beſchränkt ſie an den übrigen Seiten unſtreitig viel bedeutender, und ſomit erſcheinen jene Streifen und Gürtel vielmehr als vereinzelte Waldinſeln in einer pflanzenloſen Einöde. In einer ſolchen Lücke, unmittelbar ehe die Eichenregion beginnt, wo der Pfad mit plötzlicher Wendung unerwartet am Rande des Precipice vorüberführt, zeigte ſich nach oben eine ziemlich große Fläche, zu ſehr geneigt, um Bäume zu tragen, aber noch zum Wachsthum von Sträuchern geeignet. Dieſe Fläche nun, etwa 3000′ über dem Meere, war durchaus mit der Coccuseiche *) bewachſen, was mich um ſo mehr überraſchte, als der Wald ſchon lange die immergrünen Formen zurücklaſſend, der Steineichen und des Ilex, ja ſelbſt des Unterholzes entbehrte. So

---

3) Eichenwald (3000′—3500′); 4) Lariciowald (3500′—4500′); 5) Weißtannen-Region (4500′—5250′); 6) Alpine Region (5250′—6438′).

*) Quercus coccifera L.

trat, freilich unter örtlicher Begünſtigung — der Lage gegen Süden —, noch einmal und zum letzten Male eine Gebüſchform auf, die entſchieden der wärmern Küſtenflora angehört. Wenn man den Zweck, den man bei der Eintheilung eines Bergs in ſeine Vegetations-Regionen verfolgt, in's Auge faßt und ſich beſtrebt, dadurch ein treues Naturbild, naturgemäß gegliedert, darzuſtellen, würde dieſe Abſicht wohl erreicht werden, wenn durch Feſthalten am Einzelnen ihre Zahl ſich ſo vermehrte, daß die eine Region ſich nicht mehr von dem Typiſchen der andern befreit?

Bei der Beſchreibung eines Bergs iſt es nöthig, die einzelnen Beobachtungen, welche die Vegetation betreffen, geſondert wiederzugeben. Deshalb iſt auch vom Unterſchiede des Waldcharacters zwiſchen dem heiligen Walde und Athos die Rede geweſen. Will man dagegen zuletzt dieſes Einzelne in allgemeinern Hauptzügen vereinigen und dieſe zur Vergleichung mit andern Gebirgen benutzen, ſo begegnet man nicht ſelten Schwierigkeiten, die kaum zu beſeitigen ſind. Es iſt ſehr naturgemäß und einfach, am Athos, wie am Aetna, nur von drei Hauptregionen zu reden, die auf folgende Art ſich begrenzen:

1) Immergrüne Region. 0′—1200′.
2) Waldregion. 1200′—5250′.
3) Alpine Region *). 5250′—6438′.

Fragt man aber außer dieſen phyſiognomiſchen Beſtimmungen auch nach aus der Art der Vegetation geſchöpften Gründen für dieſe Eintheilung, ſo muß man geſtehen, daß eine ſcharfe Trennung zwiſchen den beiden untern Regionen in der Natur ſich gar nicht findet. Es liegt gewiß nicht an den perſönlichen Anſichten,

---

*) Die Coniferenregion des Athos gehört, wie am Caucaſus, zum Begriffe der mitteleuropäiſchen und nicht, wie in den Alpen, zu der alpinen Flora. Die allgemeinern Gründe für dieſe Anſicht ſind in der 3ten Note am Schluſſe des Bandes ausgeſprochen, die örtlichen beſtehen darin, daß die alpinen Gewächſe oberhalb der Baumgrenze (namentlich die den Alpenroſen entſprechende Daphne), ſich nicht in den Nadelwald verbreiten, was in den Alpen bekanntlich mit den Alpenroſen und zahlreichen Alpenkräutern der Fall iſt.

wenn einige Gebirgsbeobachter, wie v. Humboldt und Wahlenberg, die Pflanzenregionen nach den vorherrſchenden Gewächſen genau beſtimmen, Andere hingegen *) nur eine allmählige Verſchmelzung einer Region in die andere wollen gelten laſſen. Vielmehr ſcheinen die Grenzen ſolcher Regionen auf einigen Gebirgen oder einzelnen Bergen viel ſchärfer in der Natur ausgeprägt zu ſein, als in andern. Zu den letztern gehört die untere Hälfte des Athos und der heilige Wald.

In dieſer Beziehung iſt oben erörtert worden, welchen Schwierigkeiten die örtliche Beobachtung begegnet, um zwiſchen dem Walde von Caraes und der Küſtenflora eine beſtimmte Niveaugrenze feſtzuſtellen. Daſſelbe würde für den Athos gelten, wo die obere Hälfte der Waldregion ſo entſchiedene Gegenſätze gegen die Küſtenflora entfaltet. Eine ſchärfere Grenze, als die einfache Thatſache des Baumwuchſes darbietet, darf hier nicht gezogen werden: ſie würde der natürlichen Verbreitung der Gewächſe Gewalt anthun und künſtliche Geſetze unterſchieben. Allmählig verlieren ſich nach oben die immergrünen Formen, allmählig begleitet ſie die Eiche, der obere Eichenwald hat einen rein mitteleuropäiſchen Typus, das Nadelholz gehört bereits einem kältern Clima an, und es würde in Vergleichung mit andern rumeliſchen Gebirgen ſehr wenig der Natur entſprechen, wenn man die mittelländiſche Flora ſich bis an die obere Laubholzgrenze hinaufgerückt denken und dabei etwa nur die örtliche Erſcheinung der Coccuseiche berückſichtigen wollte. Durch dieſe Betrachtungen kam ich zu dem oben mitgetheilten Ergebniß, dem nur die Bemerkung nothwendig hinzugefügt werden müßte, daß die mittelländiſche Flora am Athos ſich in allmähligem Uebergange noch weit in die mitteleuropäiſche verbreite, jedoch nur einzelne Beſtandtheile, nicht ihre ſämmtlichen Formen ihr darleihend, bis ſie auch von jenen eine nach der andern, ſtufenweiſe und ihrer climatiſchen Sphäre angemeſſen, verliert.

$5^h - 5^h\ 45'$. Ohne irgend eine Uebergangsſtufe betreten

---

*) Z. B. Blume für Java (Rumphia. p. 62.).

wir plötzlich den Fichtenwald*) und erblicken von nun an (3500′) keine Eiche mehr am Athos. Auf andern Gebirgen Rumeliens, wo die Buche wächſt, die ein kälteres Clima als die Eiche zu ertragen fähig iſt, wird die Region des Nadelwaldes weniger ſcharf begrenzt, weniger einförmig und, man kann ſagen, weniger nordiſch, als am Athos, auf dem ich keine Buche geſehen habe, während wir dieſen Baum am heiligen Walde werden kennen lernen. Er pflegt, wie in den Apenninen und am bithyniſchen Olymp, den düſtern Coniferen einen freundlicheren Wechſel zu verleihen: in den obern Regionen des Athos verliert die Natur jeden Schein der Anmuth und der erhabene Typus der Felsmaſſen und Abgründe drückt ſich auch in majeſtätiſchen Laricioſtämmen aus, die den ſchönſten Edeltannen heimiſcher Gebirge nicht nachſtehen. So weit der abſchüſſige Boden es irgend geſtattet, ſtehen dieſe Fichten, die alle andern zweinadeligen Pinus-Arten Europa's an kräftigem Wachsthum übertreffen, in dichtem Walde zuſammen. Dreiviertel Stunden aber bedarf man anſteigend, dieſen alterthümlichen Forſt zu durchwandern, 25 Minuten zur Rückkehr. Während dieſer Zeit bleiben Boden und Vegetation ſich gleich.

Die Flora des Laricio-Waldes iſt einfach zu bezeichnen. Sie iſt ſo einförmig, wie faſt alle Fichtenwälder ſie darbieten. Unterholz fehlt, nur zuweilen erblickt man Gruppen von Sabina, ein Strauch, der auf dieſen Wald beſchränkt bleibt und mir an keinem andern Orte in Rumelien vorkam. Das iſt die erſte Spur einer alpinen Flora: denn unter denſelben Verhältniſſen wächſt die Sabina auf dem ſüdlichen Alpenzuge, wo die Buchen- und Nadel-Wälder ſich ſcheiden **).

---

*) Pinus Laricio Poir (ſ. oben p. 221.).

**) Juniperus Sabina L. So fand ich ſie im ſüdlichen Tyrol bei Buchenſtein. Nach Sibthorp iſt ſie durch die höhern Gebirge Griechenlands verbreitet, beſonders häufig am Parnaß. Aber ſie kommt auch am bithyniſchen Olymp vor, deſſen Vegetation überhaupt eine auffallende Analogie mit der des Athos zeigt. Die Flora des letztern ſteht in Uebereinſtimmung mit

Zuweilen iſt der Boden des Lariciowaldes ganz nackt, ein dürrer Kalkſand oder Marmorgerölle. Indeſſen fehlt an andern Orten auch jene Grasnarbe nicht, welche wir weiter abwärts kennen gelernt haben. Aber ſie entbehrt jenes dichten Wuchſes und friſch grünen Anſehens, das ſie im Schatten des kalt gefärbten Eichenlaubs auszeichnet. Statt deſſen wachſen hier auf den Grasplätzen einige geſellige Kräuter, Veilchen und Anemonen, dieſelben Arten *), die im Frühlinge die deutſchen Buchen- und Tannen-Wälder ſchmücken.

Höchſt vereinzelt kommen endlich in dieſer Region auch noch zwei niedrige Baum- und Strauch-Formen vor, deren Verbreitung zu den eigenthümlichſten Erſcheinungen des Athos gehört. Die erſte iſt der Elsbeerbaum, den wir ſchon als einen ſtattlichen Baum im Laubwalde bemerkten und der, von allen Gewächſen deſſelben das einzige, noch in einzelnen Exemplaren durch den Lariciowald hinaufſteigt, aber hier gewöhnlich zur Strauchform verkrüppelt. Die zweite Form **) dagegen, derſelben Gattung angehörig, die Mehlbirne, iſt der einzige Baum mit entwickeltem Laube, der am Athos oberhalb der Laubwaldgrenze vorkommt, jedoch ſtets vereinzelt für die phyſiognomiſche Characteriſtik des Bergs ohne Bedeutung iſt. Dieſer Baum erreicht dort eine Höhe von 20—30′ und erhält ſich in ſolchem Wachsthum bis zu ſeiner obern Grenze. Das Auffallendſte iſt, daß ſeine Verbreitung faſt ganz daſſelbe Geſetz befolgt, als der Nadelwald, dem er ſo fremdartig erſcheint. Denn ich habe einige Bäume noch oberhalb der Capelle im höchſten Tannenwalde (4900′) beobachtet und ebenſo habe ich ihn niemals in der Re-

---

ſeiner Lage gleichſam in der Mitte zwiſchen den kleinaſiatiſchen und griechiſchen Hochgebirgen. Einige Gewächſe ſcheinen ihm jedoch ganz eigenthümlich zu ſein.

*) Viola canina L. V. tricolor L. Anemone nemorosa L. — Arabis alpina L. var. Dieſelbe Form hatte ich in den bithyniſchen Gebirgen angetroffen.

**) Pyrus torminalis Ehrh. P. Aria Ehrh. — Höchſt einzeln kommt auch Mespilus Cotoneaster L. vor.

gion der Laubhölzer bemerkt. So ſteigt er von allen Laubbäumen bei weitem am höchſten am Athos hinauf und beſchränkt ſich zugleich auf die kälteren Höhen, auf welchen die ähnlichen Formen nicht mehr gedeihen können.

5^h 45′—7^h 45′. Aufenthalt bei der Capelle Panajia. Aus dem Lariciowalde tritt man unerwartet auf eine kleine Wieſenplatte, die, genau über der Wendung des Wegs von Lavra nach Keraſia vom Athoskegel vorſpringend, gegen das Cap, d. h. nach Südoſten, aber nicht weniger gegen Oſten bis über Nordoſt hinaus, von Felſen umgürtet einen ſchauerlichen Blick in ungeheure, ſenkrechte Abgründe geſtattet. Von Süd bis Weſt reicht der Lariciowald ſchräg zu ihr hinauf, im Norden ſtarrt der Athosgipfel, ſein Fuß im ſchwarzen Tannenwalde auf die Platte ſich ſtützend. Auf dieſer ſchmalen Fläche ſteht eine offne, der Jungfrau Maria geweihte Capelle, daher Panajia genannt. Hier iſt eine reiche Flora von Gräſern und Kräutern, mit Berberitzengeſträuch untermiſcht. Man könnte den Ort keine Alpenwieſe nennen, aber die Lage ſich genau vorſtellen, wenn man ſie mit jenen pflanzenreichen Felsplatten vergleicht, die man ſo oft in den Kalkalpen antrifft. Jene Zwerg-Berberitze iſt nebſt zwei Gebirgsleguminoſen, einer rothköpfigen Anthyllis und einem Traganth-Aſtragalus, auf dieſer Athosſpitze häufig verbreitet, und dieſe Formen erſcheinen wegen ihrer ſparſamen Verbreitung auf griechiſchem Boden beſonders characteriſtiſch *).

Oberhalb dieſer Platte giebt es keine Fichte mehr, abwärts bis zum Laubwalde keine Tanne. Dieſer Punct iſt eine äußerſt ſcharfe Vegetationsgrenze: denn mit Ausnahme des eben erwähnten Baums und jener Berberis fand ich, daß kein Gewächs dieſe Platte weder nach oben noch nach unten überſchritt. Ja man kann noch mehr ſagen. Der Wieſengrund ſelbſt, beſonders aber die Felsblöcke am Precipice, ſind eine äußerſt reiche Fundgrube an ſeltenen und eigenthümlichen Pflanzen. Von dem ganzen Reichthume dieſer Vegetation kenne ich kein einziges Gewächs, das

*) Berberis cretica L. Astragalus angustifolius Lam. Anthyllis vulneraria L. var. rosea.

mir außerhalb dieſer Oertlichkeit noch auf irgend einem Puncte des Athos vorgekommen wäre. Ich könnte erklärend hinzufügen, daß die Platte zugleich die einzige Andeutung einer Bergwieſe geweſen ſei, die ich in dieſem Gebirge geſehen: allein wenn dieſer Umſtand das einmalige Vorkommen der Wieſenpflanzen hinreichend erläutert, ſo iſt dies nicht in Hinſicht auf die reichere Felsbekleidung der Fall. Eben ſolche Marmorblöcke, wie bei Panajia, bedecken den baumloſen Gipfel des Athos von der Spitze bis zur Baumgrenze. Nicht eine einzige Pflanze von Panajia kehrte dort oben wieder, bei identiſchen Verhältniſſen des Bodens, aber durch einen Höhenunterſchied von 750′ getrennt. Je mehr man alpinen Höhen ſich nähert, deſto beſtimmter ſind die Niveaugrenzen abgeſchnitten, innerhalb deren ein Gewächs ein ſeinem Lebenskreiſe entſprechendes Clima findet. Dieſes Phänomen, das bei der verhältnißmäßig gleichförmigen Abnahme der Wärme ſchwierig zu erklären ſein möchte, glaube ich auf mitteleuropäiſchen Gebirgen gleichfalls beſtätigt zu ſehen.

Daß die Verſchiedenheit der Felsflora von Panajia und vom alpinen Athos keine zufällige Erſcheinung, ſondern durch die Höhe des Standorts bedingt ſei, geht noch deutlicher aus der Betrachtung der Pflanzen ſelbſt hervor, unter denen ſich hier noch nicht jene Familien finden, die, für alpine Höhen characteriſtiſch, faſt auf der ganzen Erde, wie an den Polen wiederkehren. Bei Panajia werden die Felſen bei Weitem vorherrſchend von Cruciferen und Alſineen geſchmückt, nicht, daß dieſe den phyſiognomiſchen Character beſtimmten, vielmehr ſind's meiſt winzige, geſellige Formen, aber ſo zahlreich an Arten, daß ſie von den damals blühenden oder erkennbaren Gewächſen *) mehr als die Hälfte ausmachten. Bekanntlich giebt es aus dieſen beiden Familien

*) Clypeola Jonthlaspi L. Vesicaria utriculata DC. Draba Aizoon Wahl. Isatis tinctoria L. Thlaspi perfoliatum L. Aubrietia deltoidea DC. Alyssum minimum W. Alsine verna Bartl. A. rostrata Koch. Arenaria pubescens d'Urv. Arenaria serpyllifolia L. Cerastium pumilum Curt. — Geranium rotundifolium L. Melissa Acinos Benth. Bromus mollis L. Sedum athoum DC. u. ſ. w.

auch alpine Reihen, aber die Arten von Panajia gehören nicht zu dieſem Kreiſe, die Saxifragen fehlen, und, was noch mehr beweiſt, die beiden phyſiognomiſch beſtimmenden Gewächſe, Anthyllis und Tragantſtrauch, tragen vollends den griechiſchen Typus. Oefter habe ich die Bemerkung wiederholt, daß auf den rumeliſchen Gebirgen die Puncte, wo zwei Regionen ſich berühren, ſtets eine ergiebige Ausbeute an eigenthümlichen Pflanzen darbieten. Die Platte von Panajia ſelbſt endlich iſt theils ohne Spuren alpiner Vegetation, theils beſonders durch gelbe Asphodelen *) characteriſirt. So kehren ſüdliche Formen noch einmal oberhalb des nördlichen Laricio-Waldes wieder.

7h 45′—8h 15′. Nur bis zur Capelle von Panajia iſt der Athos für Maulthiere zugänglich: wenigſtens wurde dies vom Albaneſen behauptet, und er blieb daher mit dem Gepäck und unſern vier Thieren zurück. Nur der Prieſter von Lavra, Dimitri und ich beſtiegen den Gipfel. Ich fand den Weg zwar viel ſchmaler als bisher und nur für Fußwanderer berechnet, aber doch ſo künſtlich im Zickzack angelegt und die kleinen Marmorſtücke ſo ſicher zum Auftreten, daß ich mich, ungeachtet der Steilheit des Abhangs, der wahrſcheinlich mehr als 30° geneigt iſt, kaum erinnere, jemals auf ſo bequeme Weiſe eine hohe Bergſpitze erſtiegen zu haben. Denn der Fußpfad iſt größtentheils nur nach vorn geneigt, ſeitwärts aber rechtwinklich gegen die Bergaxe künſtlich eingelegt, was auch leicht geſchehen konnte, da es nur darauf ankam, die loſen Steine abzutragen, die ſich dann feſt zuſammenlegen und nicht leicht von ſelbſt hinabgleiten, weil ſie eckig und klein ſind. So iſt der untere Theil des Kegels durchaus mit kleinen Marmorſteinen von großer Härte und rein weißer Farbe überſäet, zwiſchen denen der pflanzennährende, ſchwärzliche Humus ſich einſenkt; erſt in der Nähe des Gipfels vergrößert ſich das Volumen dieſer Felsfragmente und dort oben findet man zu-

*) Asphodeline lutea Rchb. — Uebrige Beſtandtheile dieſer Formation waren: Rosa pimpinellifolia L. Lamium striatum Sibth. Galium cruciata Scop. Plantago lanceolata L. Poa alpina L. und Danthonia carinata n. sp.

letzt ein Chaos von mächtigen Felsblöcken, zwiſchen denen man mühſam emporklimmt, ohne das Ziel der Wanderung zu erblicken, bis man unerwartet auf dem ebenen Boden zwiſchen den Gipfelfelſen anlangt. Schnee fand ſich nur in einzelnen Lagern an dieſer, der ſüdlichen Seite des Bergs, und war, im Schmelzen begriffen, an einer Stelle, wo er den Pfad bedeckte, unſerm Beginnen hinderlich.

Ueber der Platte von Panajia breitet ſich unmittelbar der Tannenwald aus, aber ſchon nach 15′ hatte ich die obere Grenze der dichten Waldung erreicht, da während der letzten Viertelſtunde unterhalb der Baumgrenze nur einzelne Stämme fortkommen. Ich war ſehr begierig zu erfahren, aus welcher Tannenart dieſe höchſte Waldregion gebildet werde, allein bald überzeugte ich mich, daß es die gewöhnliche Weißtanne ſei, deren Vorkommen in dieſer Höhe auch ſehr gut mit ihrer Verbreitung in den Alpen übereinſtimmt *). Da ich nun hier über die Identität der Art unzweifelhaft ſein durfte, in der Laubholzregion aber keine Tannenzapfen geſehen hatte, ſo wurde ich zweifelhaft, ob die Tanne von Keraſia wirklich zu den Weißtannen gehöre. Allein in der Folge glückte es mir, am heiligen Walde einen einzelnen Baum, mit aufrechten Zapfen beladen, aufzufinden und mich zu überzeugen, daß nur eine einzige Tannenart **) am

*) In den Alpen kommt **Pinus Picea L.** im Durchſchnitte bis zu einer Höhe von 4600′ vor. Ebenſo wird im Durchſchnitte der Höhenunterſchied zwiſchen den obern Grenzen gleicher Arten an den ſüdlichen Alpen und am Athos etwa 700′ betragen. Dieſer Höhenunterſchied beträgt nach Herrn Philippi am Aetna 1400′; der Athos ſteht daher, ſeiner geographiſchen Lage entſprechend, in pflanzengeographiſcher Beziehung gerade in der Mitte zwiſchen den Alpen und dem Aetna.

**) Als ich hörte, daß man vor einiger Zeit eine der Weißtanne nahe verwandte Art auf den joniſchen Inſeln unterſchieden habe, vermuthete ich, daß die Tanne der Laubholzregion wohl dieſer Form angehören möge. Ich habe mich jedoch im botaniſchen Garten zu Trieſt, wohin jene cephaloniſche Tanne, wenn ich nicht irre, durch Herrn Link gelangt war, überzeugt, daß ſie von der Weißtanne nicht ſpecifiſch verſchieden ſei. Herr Zuccarini äußerte ſpäter dieſelbe Anſicht.

Athos vorkomme. So bleibt es denn eine ſehr auffallende, gewiſſermaßen unerklärliche Erſcheinung, daß dieſer Baum zuerſt einzeln, aber doch zuweilen geſellig, meiſt ohne Früchte, aber doch mit eben ſo üppigem Wachsthum in einer Höhe von 1500′—3000′ am Athos auftritt, daß er dann in der Zone von 3000′—4500′ gänzlich fehlt und über dieſem tannenloſen Gürtel wieder in gleicher Geſtaltung als der dem kälteſten Clima trotzende Baum wiederkehrt.

Der dichte Tannenwald iſt der Bezirk, innerhalb deſſen die dornige Zwergberberitze von Creta ihre Verbreitung beſchränkt. Auf der freien Platte von Panajia gedeiht ſie am beſten, im Walde iſt ſie das einzige Geſträuch, gewöhnlich 2—3′, höchſtens 4′ hoch; wo die Tannen ſich über den Abhang zerſtreuen, hört ſie auf zu wachſen. Sie iſt zugleich nebſt den einzelnen Stämmen der Mehlbirne das einzige Gewächs, welches mit der Tanne in Geſellſchaft vorkommt. Weder Kraut, noch Gras ſah ich im Schatten dieſer Waldung: nur ein Paraſit, die Miſtel, wuchert auf einigen Weißtannen *).

Wo aber der Tannenwald aufhört und in einer Zone von etwa 300′ nur noch einzelne Stämme in Abſtänden von 100 und mehr Schritten bemerkt werden, kündigt die alpine Vegetation ſich allmählig an. Eine Krummholzregion, wie auf den Alpen, Carpaten und Sudeten, giebt es am Athos nicht. Zwar kann man an den höchſten Lariciofichten bei Panajia bemerken, daß die Zweige häufig ſich horizontal auszubreiten beſtreben: aber die Tanne zeigt dieſes Phänomen nicht, und der oberſte Baum, der einſam über einer Marmorklippe ſteht, trägt auf einem ſchlanken Stamm ſeine mäßig entwickelte Krone und mag eine Höhe von 20′ erreichen. Freilich kommen ſelbſt auf der Spitze des Athos liegende Holzgewächſe vor, Roſaceen, aber dies ſind kriechende Sträucher, die in den Spalten der Felsblöcke haften, und können nicht als Stellvertreter des Krummholzes gelten, weil ihre Zweige ſich nicht nach oben verbreiten: ihre Vegetation entſpricht den Zwergweiden und alpinen Rhamnusarten.

---

*). Berberis cretica L. Pyrus Aria Ehrh. Viscum album L.

8h 15′—9h. Als ich in die baumloſe Region eintrat, fürchtete ich ſehr, in zu früher Jahrszeit den Berg beſtiegen zu haben, um eine richtige Anſicht von ſeiner alpinen Flora erlangen zu können. Ueberall ſproßte zwiſchen dem Geſtein eine Maſſe von Zwerggeſträuch und perennirenden Kräutern hervor, die Blattformen waren mir größtentheils unbekannt: aber nur ſelten gelang es, eine blühende Pflanze zu erhalten. Erſt auf dem Gipfel ſelbſt war die Vegetation weiter fortgeſchritten, vielleicht weil er ſich ſchon längere Zeit vom Schnee des Winters befreit hatte, oder weil er im höchſten Wechſel der Tag- und Nacht-Wärme durch Thaubildung in höherm Grade, als der Abhang begünſtigt wurde. So enthielten z. B. die Saxifraga-Raſen eine ſolche Menge Feuchtigkeit, daß daraus auf einen ſtarken Thau oder Nebel am heutigen Frühmorgen geſchloſſen werden durfte. Hier war ich nun ſo glücklich, mir eine Sammlung von mehr als 20 blühenden Gewächſen zu verſchaffen, ſehr eigenthümliche, zum Theil bisher unbekannte Formen. Rechne ich zu dieſen noch einige Arten, welche Herr von Friedrichsthal in der letzten Hälfte des Auguſt von der Athosſpitze zurückbrachte, und die ich zu unterſuchen Gelegenheit habe, ſo glaube ich zu einer allgemeinen Ueberſicht dieſer, wenn auch armen, doch merkwürdigen und von keinem Botaniker beſchriebenen Flora gelangt zu ſein.

Die Holzgewächſe beſtehen aus vier Arten. Von dieſen iſt eine Daphne mit hellen Wachsblüthen der einzige aufrechte Strauch, der, wenn auch nur ſparſam, doch bis zum Gipfel vorkommt: ein äſtiges, fußhohes Gewächs, mit Blättern wie Buchsbaum, gewöhnlich unter Felsblöcken verſteckt, ſo daß die Nacktheit des Kegels durch ſeine Vegetation nicht belebt erſcheint. Außerdem giebt es nur einen einzigen aufrechten Strauch, der jedoch nur einzeln vorkommt, eine Art Zwergwachholder. Die beiden andern, ſchon angeführten, kriechenden Holzpflanzen ſtanden auf den oberſten Felſen in Blüthe, eine kleinblättrige Roſe und eine andere Roſacee, die bisher irrig zu den Pflaumen gerechnet worden iſt. Dieſe vier Gewächſe*) rufen dem Botaniker,

---

*) Daphne buxifolia Sibth. Juniperus hemisphaerica Presl. Rosa olympica Don. Hagidryas prostrata (Prunus Lab.).

wenn er den Athos beſteigt, zum Theil die entlegenſten und höchſten Bergſpitzen des ſüdlichen Europa's in's Gedächtniß. Denn wollte er die Daphne noch einmal wiederſehen, müßte er zum Ida auf Creta wandern; den Wachholder fände er auf dem Aetna, die Zwergpflaume auch auf dem Ida, aber auch am Libanon, am Parnaß und vielleicht auch auf dem Biocovo in Dalmatien. Das iſt die merkwürdige Verbreitung dieſer Gewächſe, auf die berühmten, ſüdöſtlichen Berggipfel eingeſchränkt.

Die alpine Krautvegetation des Athos, eine Felſenflora, enthält beſonders Saxifrageen, Cruciferen und Euphorbiaceen; ferner finden ſich Compoſiten, Leguminoſen, Alſineen, Borragineen, Corydaleen und Liliaceen *) repräſentirt. An Cryptogamen iſt dieſe Region, wie der Athos überhaupt, ſehr arm. Keine Flechte bekleidet den Marmor: nur ein einziges Moos *) habe ich entdeckt. Lebendigen Weſen in dieſer Einöde zu begegnen, darf man nicht erwarten. Ein einziger Käfer, ein Cerambyx, wie ich glaube, verbarg ſich eilig neben der Capelle. Beim Hinabſteigen verjagten wir im Tannenwalde einen prächtigen Hirſch.

Nach dieſem allgemeinern Ueberblicke über die Vegetation des Athos gehen wir zu einigen Bemerkungen über die Lage des Bergs über, die nur vom Gipfel aus richtig überſehen und in ihrem wahren Verhältniſſe zu den umliegenden Landſchaften dargeſtellt werden kann, und wir verweilen zugleich bei den hohen Naturgenüſſen, welche die Beſteigung des Athos gewährt.

In Keraſia hatte ich geglaubt, der weſtlich vom Kellaeon

---

*) Saxifraga media Gouan. S. sancta nov. sp. — Arabis alpina L. var. grandiflora. A. drabiformis m. (Draba hirta Sm. nec al.). Aethionema athoum m. Eunomia oppositifolia DC. — Euphorbia fragifera Jan var. E. deflexa Sm. E. Myrsinites L. — Ptarmicae sp. Astragalus depressus Sibth. Anthyllis montana L. Arenaria biflora L. Myosotis alpestris S. Corydalis digitata Pers. Scilla bifolia L. Carex sp.

**) Syntrichia subulata W. M. var. alpina.

gelegene, bewaldete Paß geſtatte den Zugang zum Athos, der in nördlicher Richtung ganz unerſteiglich zu ſein ſchien. Dennoch wendet ſich der Pfad ſogleich nach Nordoſten und findet hier verborgene Schluchten, in denen er ſchräg und ohne die Hauptrichtung zu ändern bis Panajia aufſteigt. Wenn man nun hier, aus einer Waldſchlucht zur andern zu gelangen, die freie Klippenbrüſtung umkreiſt, kann man ſehr belohnende Blicke nach rückwärts in die Tiefe und Ferne werfen, weil alle Gegenſtände raſch aus dem Meere hervortreten. Dort ſieht man zum erſten Male nach den beiden andern Halbinſelſtreifen von Chalcidice, nach Longos und Caſſandra hinüber, von denen jener, der nächſte, mit dem heiligen Walde, dieſen vom Athos getrennt gedacht, zu vergleichen wäre. Denn Longos wird auch durch eine Bergkette geſtaltet, deren höchſte Erhebung (nach Copeland 2596′), nicht wie hier an der äußerſten Landſpitze, ſondern in der Mitte der Halbinſel liegt und mit einer zweiten Spitze an deren Nordende verbunden iſt, die zum Zeichen der Vermiſchung von Griechen und Osmanen Cárvuna *) genannt wird. Doch über dieſe Nachbarküſten hinaus öffnet ſich ſchon jetzt ein fernerer Einblick in den griechiſchen Continent, freilich nur durch einzelne Bergſpitzen am Meereshorizonte ausgedrückt. Zwei Gipfel, von denen der nördliche von Schneelagern glänzt, zeigen ſich dort durch einen breiten Hochthaleinſchnitt getrennt. Schon freute ich mich, den theſſaliſchen Olymp und das Thal Tempe zu begrüßen, aber ich überzeugte mich ſpäter, daß ich, in der Richtung irrend, den Oſſa mit dem Olymp verwechſelte. Es waren die Berge Oſſa und Pelion, die mir aus einer Entfernung von 20 g. Meilen zuerſt vom griechiſchen Feſtlande herüberwinkten, und die Küſtenkette von Theſſalien, die zwiſchen beiden über den Spiegel der Meeresfläche ſich erhob.

Die häufigen Windungen des Wegs verändern dieſe Scene beſtändig. Der Blick nach Süden ſchließt die mannigfaltigſte Fernſicht auf. Von Oſten nach Weſten beginnt ſie mit dem

---

*) Der Cárvuna iſt nach derſelben Quelle nur 1842′ hoch, die Halbinſel Caſſandra aber erhebt ſich nur bis zu 1078′.

Eliasberge auf Skyro, beherrſcht die Teufelsinſeln Piperi, Jura-Pulo und Pelaghiſi, findet ihren bedeutendſten Mittelpunkt in der Gruppe von Selidromi, Skópelo und Skiatho und endet in der Gebirgsſenkung ſüdöſtlich von Volo, zwiſchen dem Pelion und dem Berge von Skiatho, wo über dem Canal von Trikeri einige Berge von Nordeuboea erkannt werden, vielleicht ſogar der Parnaß, der genau in dieſer Richtung liegt, aber 30 g. Meilen entfernt iſt. Daß es nicht ſo ganz unwahrſcheinlich ſei, den Parnaß vom Athos erblicken zu können, dafür ſpricht ein Umſtand, der mir in dieſem Panorama einer der bemerkenswertheſten zu ſein ſcheint. Oeſtlich von Skópelo ſah ich am äußerſten Horizonte einen ſchneebedeckten Kegelberg, der viel weiter entfernt zu liegen ſchien, als irgend ein anderer Punct im Geſichtskreiſe. Nach der Richtung und Entfernung konnte dies kein anderer Berg ſein, als der Dhelfí auf Euboea, deſſen Höhe Leake zweifelhaft auf 6000′ ſchätzt. Dieſer Berg aber iſt 25 g. Meilen vom Athos entfernt und erſchien noch bedeutend über den Horizont erhoben. Hinreichend erhabene Gegenſtände ſcheinen in dieſem Clima und bei günſtiger Beleuchtung bis zu zwei Breitegraden ſichtbar zu ſein.

Zuweilen kehrte auch das frühere Bild wieder vom nordöſtlichen Archipel, welches mich von Lavra bis zur Wendung um das Cap begleitet hatte: aber auch dieſe Anſicht hatte jetzt an Umfang gewonnen. Lemnos ward zu einer einzigen, im Vordergrunde ausgebreiteten Inſel; jenſeits tauchte Tenedos hervor; und eine noch weiter entlegene Bergcontur, das letzte Denkmal von Aſien, konnte nur auf den trojaniſchen Ida gedeutet werden, wiewohl auch dieſes Gebirge gegen 25 g. Meilen vom Athos entfernt liegt. Alle Landſchaften, welche nördlich von einer Linie, die vom Oſſa zum Ida reicht, gelegen ſind, wurden bis jetzt noch durch den vorliegenden Athosgipfel verdeckt.

So ſehr nun der weite Umblick über eine Meeres-, Inſel- und Geſtade-Fläche, deren Halbmeſſer 25 g. Meilen beträgt, das Auge zu feſſeln vermag, ſo ſtark es auch die ärmſte Phantaſie bewegen müßte, hier ſo viele berühmte Berge und Eilande des Alterthums auf die bequemſte Art in einem einzigen Augenpuncte

vereinigen zu können: ſo iſt das Gemälde des Vordergrundes, der Blick in die Tiefe doch viel reicher, lebendiger und anregender. Große Formen, blendende Farben ſprechen unmittelbar zum Gemüth. Die tiefen Abgründe, die hohen Marmorfelſen, das mannigfache Grün, das Indigo- und Laſur-Blau: alles dies wirkt auf das Auge in ganz ähnlicher Weiſe, wie das Ohr durch gewaltige und harmoniſche Töne gereizt wird, die das empfängliche Organ ſodann mit der Stimmung der Seele zu vermitteln verſteht: ſo wie auch der Landſchaftsſinn gleich dem muſicaliſchen Gehör theils ein angebornes Gut iſt, theils durch ſchöne Eindrücke weiter ausgebildet werden kann. Wenn aber ſchroffe und zugleich in gewiſſem Sinne verſöhnte Gegenſätze in dieſer Sphäre die größte Wirkung äußern, ſo iſt es hier beſonders die Nähe des Meers an den wildeſten Geſtalten der Feſte, die der großartigen Natur einen beruhigenden Character verleiht. Denn die ſtille, blaue Fläche erſcheint ſtets in äußerſter Nähe, als ſähe man von einem hohen Thurme auf die klare Fluth hinab, aber in ſo großen Verhältniſſen, daß, wer den höchſten Gipfel hinaufklimmt, ſich wie eine Ameiſe vorkommt, die einen Kirchthurm zu erklettern bemüht iſt. Erſt, wenn man einen Berg, der tauſendmal größer iſt, als der Menſch, beſtändig vom Fuße bis zum Gipfel überſehen kann, empfängt man ſein Bild, ſo wie es unſern Begriffen von materieller Größe entſpricht.

Hatte der Frühmorgen durch den klarſten Himmel meine Wanderung ſo freundlich begünſtigt: ſo drohten die folgenden Stunden wenigſtens den ſinnlichen Genuß ganz zu vereiteln. Als ich aus dem Fichtenwalde trat und den Athosgipfel wiederzuerblicken hoffte, hatte ſich eine Wolke leicht um den Scheitel des Bergs gelagert. Während ich in Panajia verweilte, drängte ſie ſich nach oben, und ich ſchöpfte wieder Muth, als, da ich weiterzugehen mich anſchickte, nur noch die Spitze ſelbſt im engbegrenzten Nebel ſich verſteckte. Dieſes Wölkchen, das im Thale wie ein ſchwacher Cirrus erſcheinen mochte, blieb unveränderlich haften und hatte ſich nicht gelöſt, als ich den Gipfel erreichte. So ſuchte ich mich denn, durch den feindlichen Nebel von dem

reichſten Panorama getrennt und eingehüllt, zunächſt an dem Orte ſelbſt heimiſch einzurichten.

Zuerſt mußte die Capelle des Gipfels gleichſam entdeckt werden. Denn ſie liegt unter den gewaltigſten Marmorblöcken verſteckt und, da ſie aus demſelben Geſtein roh zuſammengefügt iſt, ſo kann ſie in einem dichten Alpennebel wohl überſehen werden, und auch ſonſt würde man ſie beim Anſteigen nicht im Voraus erblicken. Sie enthält zwei kleine Räume, der eine mit Altar und Bildniß zur geiſtigen, der andere mit der Ciſterne, mit Holz und Keſſel zur leiblichen Erquickung beſtimmt. Sie führt einen ſchönen, angemeſſenen Namen, Metamórphoſis, der einen kirchlichen Bezug hat *), aber poetiſch mit der Idee des Ortes verknüpft erſcheint, wo das Irdiſche, Körperliche, wie die feine Spitze des Minarets, in das Himmliſche hineinragt, und wo zugleich der Geiſt, das Niedrige abſtreifend, ſich in hohen Anſchauungen ſpiegelt.

Die Luft war ganz ſtill. Das Thermometer zeigte um 9^h eine Wärme von $10^0,5$ R. an. Nach einer Viertelſtunde öffnete ſich plötzlich der Nebel von Norden bis Nordoſten. Die Landſchaft von Taſſos bis Salonichi, der heilige Wald lagen ausgebreitet: eine Chartenanſicht, aber farben- und formenreich. Ich begann die Halbinſel, mir das Nächſte und Bekannteſte, zu muſtern; ich ſah den heiligen Wald, wie eine flache, grüne Hügelwölbung, in der Mitte des Landſtreifens bis zum Golf von Stellaria in ſanft gerundeter Form hinablaufen; ich erſtaunte noch mehr, als unten, über den gewaltigen Gegenſatz des Athos, deſſen Gipfel ſteile, große Vorberge landwärts umgürten und deſſen Abgründe geradlinig von der Spitze bis zum Meere ſich zu erſtrecken ſcheinen; ich ſah auf dieſer Seite nur wenige Waldinſeln: ſie verloren ſich unter den Geſteinmaſſen. Dann ſuchte ich die einzelnen Klöſter auf, unterſchied an dem Tone des Grün ſehr deutlich die Linie, welche die Küſtenſträucher von der Waldregion

---

*) Einmal im Jahre, zum Feſte der Verklärung Chriſti, wird hier Gottesdienſt gehalten, am 17ten Auguſt. Zachariae a. a. O. S. 254.

trennt *), und erkannte ſogar die örtlichen Ausnahmen, die meine Anſicht von dieſen Regionen auf dem Wege von Caraes nach Lavra verwirrt hatten. Weiter umkreiſte mein Auge den Golf von Orphano und verweilte an den ſchneetragenden Küſtenbergen der weſtlichen Rhodope. Dort entfaltete ſich ein weitläufiges Syſtem von Gebirgen und Hügeln, die ganz Chalcidice bedeckten und gewiß tiefe Blicke in das Herz von Rumelien öffneten, die ich aber nicht ſo ſchnell zu entwirren vermochte, als ſie überhaupt mir geſtattet waren. Denn kaum hatte ich begonnen, die Bouſſole zu gebrauchen, die Grenzen von Taſſos **) beſtimmt, und mich vergeblich bemüht, nach der Weiſung des Calojeren die Minarets von Salonichi aufzufinden: als plötzlich der Vorhang vor dieſem Schauſpiel der Natur wieder niederſank. So blieb der Nebel eine Weile ringsum dicht zuſammengezogen, aber ich gab die Hoffnung nicht auf, da das Thermometer beſtändig ſtieg und um 10ʰ 15′ bereits 13° zeigte. Dabei wehte kein Lüftchen.

Eine Stunde lang blieb die Wolke launenhaft, bald hier, bald dort eine Lücke mir gewährend. So wurde mir ſtückweiſe, wie durch die Fenſter eines Thurms, der größte Theil dieſes weiten Panoramas, vielleicht mehr als 2000 g. Quadratmeilen, in völliger Klarheit ausgebreitet, da außer der Gipfelwolke der Himmel ganz heiter war. Nur in Weſten iſt's niemals entſchleiert worden und das Land zwiſchen Oſſa und Salonichi nebſt den ſüdlichen Theilen von Chalcidice habe ich nicht geſehen. War aber alles Uebrige bis zur Wölbungslinie der Erde deutlich, wie jemals, aufgeſchloſſen, ſo ward mir dagegen nicht die Zeit gegönnt, die wechſelnden Eindrücke beſtimmter zu ordnen und feſtzuhalten. Wohl zehnmal habe ich meine Magnetnadel aufgeſtellt: kaum hatte ſie den Ruhepunct gefunden, ſo ballten ſich die Wol-

*) Vergl. oben S. 267.

**) Ich ſah das Südcap von Taſſos unter N45°O und die höchſte Erhebung der Inſel unter N41°45′O. Etwas links von dieſem Puncte, etwa unter N41°O, ſah ich eine ausgezeichnete Spitze der Rhodope, ohne Zweifel den Berg Xanthe, der nördlich vom alten Abdera liegt und deſſen Höhe Copeland zu 3815′ beſtimmte.

ken, wie von einem Dämon getrieben, wieder zuſammen. Auf dieſe Art konnte ich zu keiner genauern Einſicht in das, was ich ſah, gelangen. Ich übergehe daher das Detail dieſer Anſichten und gebe nur eine problematiſche Linie an, welche die äußerſten vom Athos geſehenen Puncte, ſo weit ich ſie zu erkennen geglaubt habe, vereinigen würde.

Dieſe Linie des Horizonts beginnt alſo im Oſten mit dem Ida; von da folgt nach Norden das Meer jenſeit Imbros und Samothrake bis zur Richtung der Maritzamündung: Cherſones und Tſchatal-tepé habe ich nicht mit unbewaffnetem Auge erkannt; aus dem Meere ragt ſodann zunächſt der öſtlichſte Berg der Rhodope bei Trajanopolis hervor, und von da begrenzt der Kamm der ſüdlichen Rhodopekette den Geſichtskreis, ungefähr bis zum magnetiſchen Meridian, bis zum Pilav-tepé bei Orphano; das Thal des Caraſu (des Neſtus der Alten) iſt durch die größere Nähe und bedeutendere Erhebung der weſtlich von ſeiner Mündung gelegenen Berge ausgedrückt; hierauf ſcheint der hohe Gebirgskamm, der ſich nördlich und nordweſtlich von Seres bis zum Vardar erſtreckt, der Schengel-dagh, von dem noch ſpäter die Rede ſein wird, weiter zurücktretend ſich anzureihen; von da bleibt die Linie bis zum Olymp und Oſſa unbekannt; vom Olymp folgt ſie der theſſaliſchen Küſte bis zum Cap Jiorji; der ſüdliche Geſichtskreis iſt oben erwähnt: vielleicht würde der lesbiſche Olymp hinzuzufügen ſein. So groß die Zahl von wichtigen Puncten iſt, die von hieraus geſehen werden könnte, ſo ſcheint ſie doch von Leake *) überſchätzt worden zu ſein. Wenigſtens dürften gegen die Hypotheſe, daß man vom Athos möglicher Weiſe die Lage des bithyniſchen und theſſaliſchen Olymps vergleichen könnte, dieſelben Bedenken geltend zu machen ſein, welche der Verfaſſer ſelbſt einer irrigen Meinung der Hajioriten, nach deren Angabe die Minarets von Conſtantinopel in einer Entfernung von mehr als 50 g. Meilen ſichtbar wären, entgegengeſtellt hat: denn der bithyniſche Olymp liegt in einem geraden Abſtande von 60 g. Meilen.

*) Northern Greece 3. p. 128.

Um 11^{h} zog ſich der Nebel dicht zuſammen und von dieſem Augenblicke an mußte ich meine Hoffnung, ihn ſchwinden zu ſehen, aufgeben. Von Minute zu Minute nahm er an Dichtigkeit zu und erſt bei Panajia trat ich aus der Wolke heraus. Aber auch ſpäter verfolgte ſie mich und erſt im Laubholze durfte ich mich ganz des heitren, ſüdlichen Tags erfreuen. Ich verweilte indeſſen noch bis 11^{h} 45′ auf der Spitze und beobachtete noch um 11^{h} 30′ eine Temperatur von 16^{0},3 R., alſo eine Zunahme von beinahe 6^{0} in drittehalb Stunden. Dieſes Phänomen iſt mir ganz räthſelhaft. Woher kommt es, daß bei der ſtillſten Luft und beſtändig ſteigender Wärme hier an dem iſolirten und dem einzigen Puncte des Geſichtskreiſes eine Wolke regellos ſich bildet, ſtellenweiſe verſchwindet, aber im Ganzen ſich allmählig vergrößert und zuletzt den Gipfel völlig auf mehr als 2000′ einhüllt? Statt daß die zunehmende Wärme gegen Mittag ſie auflöſt, wird ſie dichter; ſtatt daß der Niederſchlag eine örtliche Bewegung in der Atmoſphäre bedingen ſollte, bleibt ſie ſtill. Vielleicht war der Erdboden dort oben um Sonnenaufgang ſehr viel kälter geworden, als die Luft, vielleicht war dieſer Unterſchied der Temperatur gegen Mittag noch geſtiegen, als die Luft durch Wolkenbildung und Sonne ſich erwärmte, der Felsoberfläche aber eben durch den Nebel die Sonnenſtrahlen entzogen wurden.

Die Zeit, die ich auf dem Rückwege gebrauchte, kann zur Beſtimmung der Regionenbreite nicht angewendet werden. Um 12^{h} 15′ erreichte ich die erſte Tanne, den Tannenwald ſelbſt und die Berberitzen um 12^{h} 30′, um 12^{h} 50′ die Platte von Panajia, wo ich erfreut war, das Gepäck unverſehrt und den getreuen Albaneſen in der Capelle ſchlafend wiederzufinden, und mein Mittagsmahl aus Bouillon, Brod und Wein verzehrte. Um 1^{h} 40′ verließ ich Panajia und gelangte um 2^{h} 5′ an die obere Eichengrenze, um 2^{h} 20′ an den Miſchwald. Endlich um 2^{h} 40′ traf ich wieder bei dem Eremiten in Keraſia ein, ſo daß ich, von hieraus gerechnet, in 3 Stunden hinauf, in 2 Stunden und 5 Minuten wieder herabgeſtiegen war.

Das Kellaeon gewährte mir Ruhe, Waſſer und Wein, aber ſchon um 3^{h} 30′ ſetzte ich meinen Weg nach der Südküſte fort.

Er führt zunächſt auf die Paßhöhe, die den Athos mit der hohen Küſtenklippe verbindet und die ich nach einer Viertelſtunde erreichte. Man blickt in die Tiefe zu den verborgenen Meeresbuchten hinab, die, am Fuße der Keraſiſchen Thalſchlucht, von den vorſpringenden Klippen verſchränkt jene unzugänglichen, vom Meere aus unſichtbaren Zufluchtsorte für die flüchtigen Piratenſchiffe dargeboten hatten. Stets auf ſchattigen Waldpfaden ſich bewegend, überſchreitet man den Paß, deſſen Höhe nach unſern Schätzungen etwa 2450′ beträgt. Von da geht's in weſtlicher und ſüdweſtlicher Richtung unerwartet ſteil hinab, ohne einen einzigen Abſatz, immer tiefer, bis wir um 5ᴴ 15′ Hajianna erreichten, das nur noch einige 100 Fuße über dem Meere liegt. Es iſt eine enge Thalſchlucht, die, unmittelbar vom Athos herabreichend, zwiſchen ſenkrechten Klippen hinabführt. Ungeachtet ihrer großen Neigung iſt ſie größtentheils bewaldet. Der Pfad iſt für Maulthiere viel weniger gangbar, als der Weg auf den Athoskegel ſelbſt ſein würde. Er iſt zwar künſtlich im Zickzack angelegt, aber dennoch blieb es an vielen Orten erforderlich, Stufen in den Felſen einzuhauen. Es iſt ſehr beſchwerlich, dieſe rohen, ſteilen Treppen hinabzuſteigen. Wenn man von unten hinaufſchaut, begreift man kaum, wie es möglich war, herabzukommen. Dieſer einfache, unmittelbar von der Höhe zum Fuß des Gebirgs führende Bergabhang iſt viel höher, ſteiler und gleichmäßiger geneigt, als einer der höchſten Abhänge in den Tyroler Alpen, der vom Porphyrgebirge der Seißer Alp in das Eiſackthal abfällt. Gerade über dem Urſprunge der Schlucht ragt der Athosgipfel, durch noch jähern Abſturz geſchieden, hervor.

Je weiter ich hinabſtig, deſto mehr empfand ich den Unterſchied des Climas. Die kühle Bergluft von Keraſia war vorüber, drückende Hitze lähmte meine Schritte. Dieſer Gegenſatz wurde auch hier in der Vegetation treu abgeſpiegelt. Jedoch liegt die Grenze des Waldes und der immergrünen Sträucher in dieſer Thalſchlucht tiefer, als gegen Lavra. Sie findet ſich, in beſtimmter Linie ausgedrückt, etwas oberhalb Hajianna.

Die Kellaeen, welche das Askitirion dieſes Namens, das größte des Hajion-Oros, bilden, ſtehen nahe beiſammen, und

ihre Bewohner zeichnen ſich, wie man mir ſagte, durch Betriebſamkeit aus. Wohl zwanzig Häuschen *) ſah ich hier und dort am Felſen zerſtreut, oder in einer künſtlichen Terraſſe verſteckt, die meiſten mit kleinen Gärten und mühſam erlangtem Ackergrunde verſehen, alle durch eine freundliche Kirche in ihrem Mittelpuncte vereinigt. Von hier bis zum Kloſter Pavlu beträgt die Entfernung nur noch eine halbe Stunde, ein Weg, der am Berggehänge bequem durch die immergrünen Sträucher hinüberführt.

Dieſe Region iſt hier reicher und üppiger entwickelt, als bei Lavra. Aber ſie enthält noch jene characteriſtiſchen Formen, welche den Athos vor dem heiligen Walde auszeichnen: die Andrachne und die Wolfsmilchſträucher. So wie aber faſt jeder Punct an dieſem Geſtade ſeine botaniſchen Eigenheiten hat, ſo traf ich auch hier allein ein Gewächs von ſehr eigenthümlichem, fremdartigem Anſehen. Zwar holzig, aber doch nur wenig verzweigt, mit äußerſt ſchmalen, langen Blättern dicht beſetzt: eine Diſtel ächt griechiſchen Urſprungs, welche die Küſten von Morea und die cycladiſchen Inſeln phyſiognomiſch characteriſiren ſoll **).

Nichts iſt maleriſcher, als der Anblick des Kloſters Pavlu, das man plötzlich, in die erſte bewäſſerte Thalſchlucht einbiegend, wie ein Schloß an die Felswand geklebt, vor ſich ſieht. Gerade da, wo die höchſte Erhebung des heiligen Waldes ſich dem Athos anlagert, ſtrömt der Gebirgsbach aus der Waldregion herab. Denn an der Nordküſte durch Thaleinſchnitt und Vegetation getrennt, ſind hier beide Syſteme genauer verbunden, der heilige Wald ſteiler und höher ***) emporgerichtet, der Athos in entſprechender Höhe gleichmäßig bewaldet. Dieſe Waldung nebſt

*) Im Ganzen gehören zu Hajianna 60 Kellaeen und jedes zu 4 — 5 Bewohnern gerechnet, gegen 250 Kellaeoten (nach Carajannopulos a. a. O.).

**) Chamaepeuce fruticosa DC. — Ferner bemerkte ich hier zuerſt: Convolvulus Cantabrica L. Cynanchum monspeliacum L. Serratula cyanoides MB. Matthiola incrassata Br. Althaea rosea Cav.

***) Man kann die höchſte Erhebung des heiligen Waldes auf 3500′ ſchätzen, wenn man Copeland's Meſſung des Kamms über Simópetra von 3249′ zu Grunde legt.

den hohen Geſträuchen reicht von oben her bis an die Felsplatte, auf der das Kloſter des Apoſtels Paulus erbaut iſt. Von dieſer Platte, unmittelbar unter der Kloſtermauer, welche die Kirche und die weitläuftigen Gebäude einſchließt, reicht eine ſenkrechte Felswand etwa 150′ zum ſchmalen begrünten Vorlande, das ſie vom Meere trennt. Aber dieſe Felſen ſtützen nicht bloß das Kloſter, die ganze Mündung des Gebirgsthals wird von ähnlichen Maſſen getragen. Dieſe überſtürzt der reißende, geſchwollene Gebirgsbach, und ſo überſehen wir mit einem Blicke vom Spiegel des Meers bis zum Gipfel des Athos ein großartiges Bild, das durch die beiden Brüſtungen des Thals von den übrigen Landſchaften abgeſchieden wird.

In einer Niſche der Kloſtermauern ſprudelte uns ein Springbrunnen entgegen, ein befeſtigtes Thor bot uns den Eingang. Im Innern war man mit großen Bauten beſchäftigt, eine neue Kirche war im Werke. Die Calojeren, die gerade zu einem prieſterlichen Geſchäfte verſammelt waren, — auf 50 *) ſchätzte ich ihre Zahl, — ſlaviſcher Abſtammung, ſtanden ihren griechiſchen Brüdern an äußerer Haltung und geiſtlicher Würde nach. Ein großes Gemach wurde mir angewieſen, aus deſſen Fenſtern ich jählings zum Strande hinabſchauen konnte. Unten aber beherrſchte die Ausſicht den Golf, gegenüber Longos; darüber ragte der Pelion hervor, matt von der Abendſonne beleuchtet; von den Inſeln war Skiathos ſichtbar.

10. Junius. Nachdem ich den Athos in den meiſten Richtungen, die meiner Beobachtung zugänglich waren, zu ſchildern verſucht habe, bleiben mir noch einige Erfahrungen darzuſtellen übrig, welche ich erſt in den Umgebungen von Pavlu, wo ich heute verweilte, zu einer beſtimmten Anſicht zuſammenzuſtellen vermochte. Sie betreffen die Felsgeſchichte des Bergs, über die ich zu Anfang nur einige einleitende, jetzt weiter auszuführende

---

*) Nach den eingezogenen Erkundigungen gehören 100 Calojeren zum Kloſter Pavlu. Dies iſt wiederum eine viel höhere Zahl, als in Webber Smith's Liſte ſich findet, der 36 anſäſſige, 15 reiſende Calojeren und 20 Eremiten zählt.

Bemerkungen mitgetheilt habe. Um jedoch meine einzelnen Beobachtungen unter einen vereinigenden Geſichtspunct zu bringen, denke ich ſie ſogleich im Zuſammenhange mit der Hypotheſe vorzutragen, welche ich mir an Ort und Stelle über die Entſtehung der Halbinſel gebildet habe, ohne zu verkennen, daß ſie zu einer Begründung derſelben vielleicht nicht umfaſſend genug ſind.

Daß der Marmorkegel des Athos eine durch vulcaniſche Kräfte aus der Tiefe des Meers emporgeſtiegene Felsmaſſe ſei, bedürfte bei den gegenwärtig in der Geologie geltenden Grundſätzen wohl kaum eines beſondern Beweiſes. Indeſſen liegt in der Natur ein ſolcher Beweis vor, jedoch nur an einer einzigen Localität, ſo weit ich die Halbinſel kenne. Der einzige Berg nämlich, der weder aus Marmor, noch aus Schiefer, noch aus Kalkſtein beſteht, iſt derſelbe, an deſſen Abhang das Kloſter Pavlu erbaut iſt, oder das ſüdliche Verbindungsglied des Athos und des heiligen Waldes. Das Geſtein dieſes Bergs iſt ein von Feldſteinmaſſe durchdrungener Quarzfels; Neſter von lauchgrünem Chlorit kommen darin vor mit einzelnen Glimmerſchuppen. Dieſe große Gebirgsmaſſe, die den ganzen Berg von Pavlu, alſo die höchſte Erhebung der heiligen Waldkette bildet, ruht unmittelbar auf dem Marmor des Athos; auf beider Geſteine Berührungslinie ſtrömt der Gebirgsbach herab. Der zweite Berg jener Kette, nördlich vom Kloſter, beſteht ſchon aus Glimmerſchiefer, wie alle folgenden. Dieſer iſt jenem angelagert: der porphyrartige Quarzberg liegt zwiſchen Schiefer und Marmor, zwiſchen dem heiligen Walde und dem Athos eingekeilt. Sein Geſtein dürfte daher als diejenige Maſſe zu betrachten ſein, welche die ganze Halbinſel gehoben hat, welche unter ihren Bergen ruht und nur am weſtlichen Fuße des Athos, neben dem Schauplatz ihrer größten Kraftentwickelung, ſich an das Tageslicht in einem mehr als 3000′ hohen Berge hervorgedrängt hat.

Wenn man annimmt, daß vor dieſer vulcaniſchen Erhebung der Marmor am tiefſten, der Glimmerſchiefer in der Mitte, zu oberſt die am Nordende der Halbinſel weiter entwickelte Kalkformation im Grunde des Meers horizontal geruht haben, und daß der Marmor, am ſtärkſten der feurigen Gewalt von unten aus-

geſetzt, ſich während der Hebung theils gangförmig in den Schiefer hinaufgedrängt, theils ihn durchbrochen und im Athos ſich weit über ihn emporgerichtet habe: ſo erklären ſich alle örtlichen Lagerungsverhältniſſe, die am Hájion-Oros beobachtet worden ſind, auf befriedigende Weiſe. In Hinſicht auf den Kalkſtein von Pandocrátoras wiſſen wir bereits, daß er ſich dort dem Schiefergebirge auflagere. Daſſelbe Verhältniß wurde ſpäter in größerm Umfange wiederholt in dem nördlichen Theile der Halbinſel beobachtet. Daß aber der Schiefer wiederum ſich eben ſo zum Marmor, wie der Kalkſtein zum Schiefer, verhalte, zeigt ſich am ſüdlichen Fuße des Athos aufgeſchloſſen. In der Piratenſchlucht bei Keraſia ſteht, auf einen kleinen Raum beſchränkt, ein Glimmerſchiefer an, der dem des heiligen Waldes gleich iſt, deſſen Schichten aber im Sinne der Athos-Hebung nach Süden abfallen. Noch entſcheidender aber iſt für dieſes Lagerungsverhältniß eine Stelle auf dem Wege von Keraſia nach Hajianna, wo noch einmal, in der Thalſchlucht des Athos, der Marmor durch Glimmerſchiefer überdeckt wird. Die Schichten deſſelben fand ich hier ſehr genau gegen den Athos ſchräg aufgerichtet: da ich aber hier auf einer um den Berg in Gedanken gezogenen Kreislinie ſchon um einen halben Quadranten weiter fortgeſchritten war, ſo war der Schichtenfall des Schiefers nicht mehr gegen Süden, ſondern gegen Südweſten gerichtet, mit einer Steilheit, die im Verhältniß zur Neigung des Bergs zu ſtehen ſchien. Dieſe beiden Schiefermaſſen verdankten daher unſtreitig die Stellung ihrer Schichten dem unter ihnen emporgeſtiegenen Athos.

Die Beobachtung dieſes Verhältniſſes im Thale von Hajianna erſchien mir um ſo wichtiger, als ſie in einem weſentlichen Gegenſatze gegen den Schichtenfall der Nordſeite des heiligen Waldes ſtand. Dort haben wir geſehen, daß der Schiefer allgemein ſeine Schichten nach Süden bis Südſüdoſten, alſo im entgegengeſetzten Sinne gegen den Athos abfallen ließ. In der Richtung ſtimmte damit der Schiefer der Piratenſchlucht überein, der ſich im Verhältniß zum Athos entgegengeſetzt verhielt; nun wich auch eine andere Schiefermaſſe von jener conſtanten Richtung ab.

Als ich dieſe Beobachtungen erwog, glaubte ich noch an die ſchon früher widerlegte Idee, daß die Halbinſel durch zwei durchgebrochene Maſſen gebildet ſei, einmal durch den Athos, zu dem die benachbarten Schiefer gehörten, und zweitens durch eine Maſſe, die ich im Norden der Halbinſel vorausſetzte und an welche die vom Athos abgewendete Bergkette ſich hinauflagern würde. Eine ungeſchichtete Felsmaſſe findet ſich aber im Norden der Halbinſel nicht. Ich erwähne indeſſen jene Anſicht nochmals, weil ſie mir zu einer Beobachtung am Athos ſelbſt Gelegenheit gab. Deſſen Marmor iſt nämlich, wie ſich von ſelbſt verſteht, zwar nicht geſchichtet, aber doch in beſtimmten Richtungen zerklüftet und abgeſondert. Seine Abſonderungsflächen ſind ſtets ſenkrecht gegen den Zenith gerichtet, während ſie in horizontalem Sinne beinahe einen rechten Winkel mit dem Meridiane machen. Betrachtet man dieſe Flächen als die Ueberreſte der durch Erhitzung in Marmor verwandelten Kalkſteinſchichten, ſo kann man daraus ſchließen, daß die Richtung der vulcaniſchen Kraft in perpendiculärem Sinne ſtattgefunden habe. Wollte man nun verſuchen, ſich die Cataſtrophe der Erhebung vorzuſtellen, ſo wäre es ſchwer einzuſehen, wie die Wirkung des Athos ſich vom äußerſten Ende aus auf eine lange Halbinſel ſollte ausgedehnt haben. Eher würde eine einſame Felseninſel entſtanden ſein. Die Hypotheſe, daß der Athos die Halbinſel mit ſich emporgeriſſen habe, ſchien es zu fordern, daß ſeine Schichten nach Südoſten aufgerichtet wurden. Außerdem ſteht das Lagerungsverhältniß des Schiefers am ſüdlichen Fuße des Athos mit der ſenkrechten Erhebung deſſelben in einem befriedigenden Zuſammenhange.

Die Haltbarkeit eines ſolchen Raiſonnements hängt ganz von der Richtigkeit der Vorſtellungen ab, die man ſich von der Natur der vulcaniſchen Cataſtrophen überhaupt entwirft. Sie werden, ſo lange man nur einzelne Inſeln und Vulcane, nicht aber Gebirgsketten, hat entſtehen ſehen, wahrſcheinlich ſtets unvollkommen bleiben. Im vorliegenden Falle iſt dies um ſo gleichgültiger, als eine directe Beobachtung jene Anſicht berichtigt und mich über die Anomalie in dem Lagerungsverhältniſſe des heiligen Waldes beſtimmter belehrt hat. Sie bezieht ſich auf den zweiten Berg

der Kette, vom Athos gerechnet, der am Wege von Pavlu nach Caraes unmittelbar auf den vulcaniſchen Berg folgt. Es iſt für die Geologie des Hájion-Oros ohne Zweifel der wichtigſte Punct der Halbinſel und ſeine felſigen Abhänge ſind zur Beobachtung ſehr günſtig gebildet. Die Lagerungsverhältniſſe zeigen ſich am Maulthierpfade ſelbſt aufgeſchloſſen.

Bis zur halben Höhe des Bergs iſt hier der Glimmerſchiefer genau im Sinne der Athoserhebung geſchichtet. Die Schichten fallen gegen Weſtſüdweſten. Eine Fläche vom Gipfel des Athos im Sinne dieſes Bergs an's Meer gelegt, würde mit ſeinem Schichtenfalle, wie mit dem Abhange des ungeſchichteten Quarzbergs parallel verlaufen. Oberhalb der mittlern Höhe aber, wo der Abhang ſehr felſenreich wird, verändert ſich der Schichtenfall allmählig: die Schichten werden ſteiler und bald ſtehn ſie ſenkrecht. In der Nähe des Kamms endlich haben ſie eine entgegengeſetzte Richtung angenommen. Hier fallen ſie gegen Oſten, alſo vom Athos gerade eben ſo ſehr abgewandt, als ſie am Fuße des Bergs ihm zugekehrt ſind. In dieſer Richtung verharren ſie auf dem Kamme bis Caraes, indem der Schichtenfall nur allmählig von Oſten nach Süden übergeht. Dieſer Uebergang iſt der geographiſchen Lage gegen den Athos mehr oder minder angemeſſen, indem die Schichten ihm beſtändig, wie an der Nordküſte von Pandocrátoras bis Lavra, ſtreng abgewendet bleiben, wiewohl ſie dabei immer in ſteilen Winkeln abfallen. Hierbei iſt jedoch zu erwähnen, daß örtliche Verrückungen vorkommen und daß im weitern Verlaufe des Wegs nach Caraes die dargeſtellte Schichtenlagerung nur ſelten aufgeſchloſſen iſt. Dafür aber fällt ihre Uebereinſtimmung an der Nordküſte in die Wagſchale.

Wie hat man ſich nun die Biegung der Schichten am erſten Glimmerſchieferberge zu denken? Bedenkt man die doppelte Athoshöhe und ſein ſteiles Emporſteigen, ſo erſcheint es klar, daß hier die Schichten am untern Theile des Bergs einfach mitgehoben, nach oben aber rückwärts überworfen ſind. Sollte dieſe Bewegung nach der Außenſeite des Durchbruchpunctes der ganzen Kette ſich haben mittheilen können? Vielleicht iſt es richtiger, in der Erhebung des heiligen Waldes eine gleichzeitige, aber doch

nicht unmittelbar durch den emporſteigenden Athos bewirkte Thatſache zu erblicken. Wenn man ſich die Erdbeben in Wirkſamkeit denkt, die einer ſolchen Cataſtrophe vorauszugehen pflegen und wodurch die Felsſchichten in jeder beliebigen Richtung fixirt werden können, denkt man ſie ſich als die Vorboten des vulcaniſchen Durchbruchs, der dann zuletzt an irgend einem einzelnen Puncte gelingt: ſo wird es nicht auffallen können, daß der heilige Wald eine anomale Schichtenbildung behauptet: um ſo mehr, als dieſelbe am Nordende der Inſel, oder an den niedrigſten Theilen der Kette, wo die hebende Kraft weniger entſchieden wirkte, weit veränderlicher wird und keine beſtimmte Streichungslinie unterſcheiden läßt. So ſcheint bei einer vulcaniſchen Gebirgserhebung, in ſofern ſie die Schichtenſtellung verrückt, der Durchbruch eine beſtimmte Richtung der benachbarten Schichten zu fordern, ein Erdbeben aber eine mehr beliebige Richtung zuzulaſſen. In der Nähe des Durchbruchs iſt daher die einfache, durch die Hebung bedingte Schichtenrichtung vorherrſchend; in größerer Entfernung wären die Felsmaſſen in mannigfachem Sinne erbebt, dieſe Richtungen dann nach der Cataſtrophe feſtgehalten: aber nichts iſt ſpäter hinzugekommen, weil es keine horizontalen Schichten auf der Halbinſel giebt.

Dem ſei jedoch, wie ihm wolle, ſo geht doch aus der dem Durchbruch entſprechenden Anlagerung des Schiefers über dem vulcaniſchen Berge von Pavlu beſtimmt hervor, daß der heilige Wald am Durchbruche des Athos betheiligt geweſen ſei. Ich bin aber ferner auch ſo glücklich geweſen, zu beobachten, daß nicht bloß auf den Schiefer, ſondern auch auf die Kalkformation der Halbinſel der Athos unmittelbar gewirkt habe. Auf dem Wege von Lavra nach Keraſia, beſonders aber in der Gegend von Hajianna findet ſich am Fuße des Athos, freilich nur an beſchränkten Localitäten, ein anſtehendes Conglomerat, worin Kalkſtücke von einer feſten, marmorgleichen Maſſe eingeſchloſſen ſind. Dieſe Kalkſteine ſtimmen phyſicaliſch mit der Kalkformation der nördlichen Theile des heiligen Waldes überein. Ein unveränderſtes Kalkgeſtein habe ich jedoch am Athos nicht gefunden.

Dieſe Conglomeratbildung iſt ſehr einfach aus unſerer an-

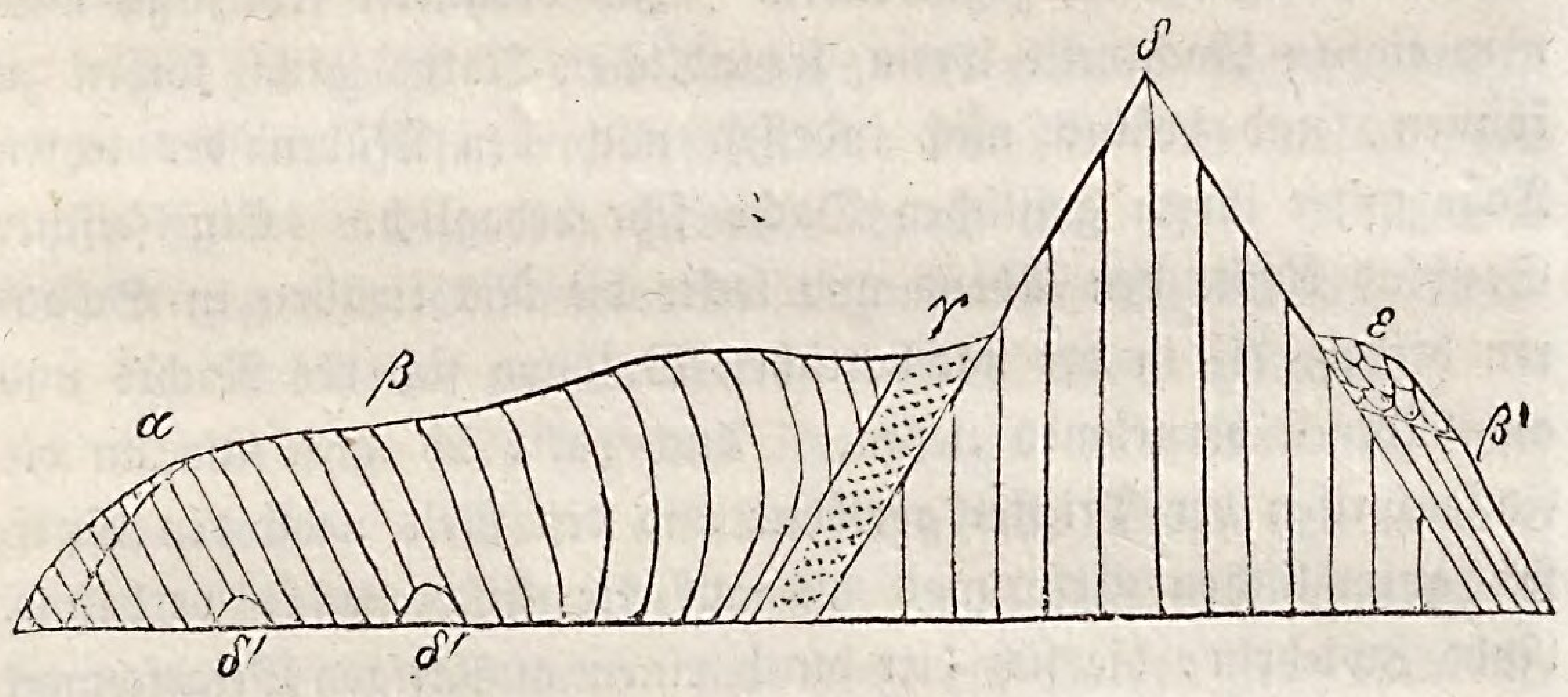
fänglichen Theorie zu erklären: dieſe wird weſentlich dadurch geſtützt. Wir haben angenommen, daß die oberſte Formation vor der Cataſtrophe die Kalkformation geweſen ſei. Wenn ſie damals den Schiefer deckte und vor dem Contacte mit der Außenwelt ſchützte, ſo konnte nur ſie allein verwittern und mit Gerölle bedeckt ſein. Als nun die vulcaniſche Maſſe den Athos hervortrieb, wurde der Kalkſtein nach Nordweſten am weiteſten zur Seite geworfen, einige Fragmente ſeines Gerölles in Süd und Südoſten aber von der geſchmolzenen oder weichen Marmormaſſe eingehüllt. So mochte das Conglomerat am Fuße des Athos entſtehen, das aus dem Schiefer nicht gebildet werden konnte, weil dieſer kein Gerölle hatte.

Ohne das Alter der Kalkformation beſtimmen zu können, ohne durch die Alluviallinie des Xerxescanals meine Anſichten erweitert zu ſehen, kann ich über den Zeitpunct der Athoshebung nicht urtheilen. Ein wichtiger Punct wäre hierbei zu berückſichtigen. Die Gebirgsaxe der Halbinſel ſteht zwar mit den benachbarten rumeliſchen Gebirgen in Widerſpruch, nicht aber, wie wir ſahen, ihre Streichungslinie. Da dieſelbe in Uebereinſtimmung mit der Gebirgsaxe der Küſtenrhodope eine weſtöſtliche Hauptrichtung hat, da die Abſonderungsflächen des Athosmarmors ebenſo geſtellt ſind: ſo darf man wohl vermuthen, daß der Hájion-Oros mit den Gebirgen des ſüdlichen Thracien und Macedonien gleichzeitig gehoben ſei.

So hypothetiſch bis jetzt ſolche Anſchauungsweiſen bleiben mögen, ſo dienen ſie doch theils, die iſolirten Thatſachen zu ordnen, theils um planmäßig in der Beobachtung fortzuſchreiten. Darum ſchließe ich dieſe Darſtellung mit der Bemerkung, daß, wer dieſe geologiſchen Studien weiter verfolgen wollte, beſonders den Fuß des Athos zwiſchen Pavlu und Lavra an der Nordſeite zu umgehen hätte. Ich habe jedoch nicht erfahren können, ob ſich dort ein gangbarer Paß finden mag, was bei der Steilheit der Vorberge des Athos an dieſer Seite ſehr zweifelhaft erſcheint, vorausgeſetzt, daß die Geſteinsgrenzen nicht tiefer am heiligen Walde lägen. Dagegen giebt es einen Weg von Keraſia nach Caraes, der wahrſcheinlich lehrreich ſein wird und den man mir in Lavra,

um mich nicht bis Caraes mit Maulthieren verſehen zu müſſen, abſichtlich verheimlichte. Er ſoll ſogar nur 4 Stunden lang ſein und wäre daher der nächſte, um von Caraes den Athos zu beſteigen. — Was in meiner Darſtellung etwa noch unklar geblieben ſein ſollte, hoffe ich in dem folgenden Holzſchnitte deutlicher ausgedrückt zu haben.

Idealer Durchſchnitt in der Längsaxe des Hájion = Oros.



α = Kalkſtein von Pandocrátoras.
β = Glimmerſchiefer des heiligen Waldes.
β' = Glimmerſchiefer an der Piratenſchlucht.
γ = Quarzreiche Feldſteinmaſſe von Pavlu.
δ = Marmor des Athos.
δ' = Marmoreinlagerungen im Glimmerſchiefer des heiligen Waldes.
ε = Conglomerat des Athos.

10. Junius. Ungeſtört konnte ich in Pavlu die Zeit meinen Arbeiten widmen; die Calojeren kümmerten ſich wenig um mich. Nur ſuchten ſie mich zu bereden, ſtatt von hieraus auf geradem Wege nach Caraes zurückzukehren, vorher die übrigen Klöſter der Südküſte der Reihe nach zu beſuchen. Sie verſprachen mir einen Nachen, um die ſchwierigen Bergpfade vermeiden

zu können; ſie ſchilderten den Weg nach Caraes in den unerfreulichſten Farben. Da jedoch ſolche Schwierigkeiten in der That nicht vorhanden waren, ſo konnte man den Zweck, den die guten Väter hierbei im Auge hatten, leicht errathen. Es war ihnen unbequem, die Maulthiere, auf denen ſie mich nach der üblichen Sitte weiterſchaffen mußten, einen ganzen Tag zu entbehren, und das nächſte Kloſter Dhionyſiu liegt ganz in der Nähe, Caraes iſt 6 Stunden entfernt. Dazu erſchien es als eine natürliche Loyalität gegen ihre Brüder, auch den übrigen Klöſtern die herkömmlichen Ehrengeſchenke zuzuwenden. Ich bedauerte ſehr, zu meinem eignen Nachtheile ihrem freundlichen Rathe nicht folgen zu können, und befand mich indeſſen nach den Mühen der letzten Tage unter ihrem gaſtlichen Dache ſehr behaglich. Ein friſcher Seewind kühlte den Abend und lockte die Nachtigallen in Schaaren herbei, die in der nachbarlichen Waldung ſich des Nachts und am Morgen vernehmen ließen. Auch hatte ich mich nun an die Faſtenſpeiſen der Prieſter gewöhnt und den Reis nebſt den Speiſen animaliſchen Urſprungs bis auf die Fiſche ganz verbannt. Rohe Zwiebeln, die ſich hier durch einen nußartigen Beigeſchmack auszeichnen, in Eſſig bereitete Bohnen, mit Oel und Honig gewürzte Brodkuchen, kleine geſalzene und große, friſche, vortreffliche Seefiſche, ein mit Waſſer vermiſchter, trinkbarer Wein: das waren meine Kloſtergenüſſe. Ganz ruhig und ſchweigſam blieb es zugleich in den innern Räumen des Kloſters bis auf ein ſtetes, leiſes Gemurmel, das Tag und Nacht aus der meinem Zimmer nahen Capelle herüberwogte: denn wie Schildwachen, die ſich ablöſen, wechſelten die Prieſter in jenen Handlungen, wodurch ſie ihren Beruf erfüllen.

Um 1h 30′ verließ ich das Kloſter Pavlu und ging über den Kamm des heiligen Waldes nach Caraes zurück, wo ich ſchon um 6h 45′ anlangte. Anfangs ſteigt man in nördlicher Richtung ſteil zu den höchſten Erhebungen der Kette in die Höhe: von der entgegengeſetzten Seite, von Lavra aus, kann man ſich des Walds und der Vorberge wegen keine richtige Vorſtellung von dieſen Höhen machen. Gegen Pavlu fallen ſie unmittelbar vom höchſten Kamme, wie der Athos ſelbſt, zum Golfe hinab. Ich

erreichte den Kamm erſt nach 1¾ Stunden und ſchätze hiernach die Paßhöhe auf etwa 2500′. Ehe man in den Hochwald gelangt, findet man auf dieſem Wege die günſtigſten Puncte, um den Athos vom Gipfel bis zur Baſis bei Hajianna in ſeiner ganzen Größe zu überſehen. Der Neigungswinkel wird wahrſcheinlich gegen 40° betragen. Eine deutliche Vorſtellung von dieſem Anblicke, wiewohl vom Golfe aus gezeichnet, gewährt die Titelvignette im achten Bande der Flora graeca, die den Berg ſo naturgetreu darſtellt, daß ich meinen Weg darauf deutlich wiedererkenne.

Bis zur Höhe iſt der Saumpfad oft ziemlich ſchroff, häufig an maleriſchen Felſen vorüberführend, und für ſeine Beſchwerden entſchädigt er weiter oben zuweilen durch eine ſchöne Perſpective auf die gegen den Golf parallel verlaufenden Querthäler. Nachdem ich den Kamm erreicht hatte, traf ich einige Holzhauer, deren Kürbisflaſche mit friſchem Quellwaſſer zuvorkommend dargereicht wurde. Bald erblickte ich beide Meere zu meinen Füßen, ſo oft links oder rechts ein Fels den Durchblick durch den Wald geſtattete. Bis dicht vor Caraes geht dann der Weg, wie der Rennſteig des Thüringer Waldes, auf dem Kamme wellenförmig fort, wobei man deutlich gewahr wird, daß man jedes Mal weiter herab, als hinauf zu ſteigen hat. Der Character des Gebirgs iſt ſehr gleichartig. Kurz ehe man Caraes (6ʰ 30′) erreicht, führt der Weg rechts in deſſen Hochthal hinab.

Dieſer Weg auf der Waſſerſcheide iſt ſehr angenehm, weil er ſich beſtändig im Schatten des Hochwalds bewegt. Aber zugleich bereitet er in den häufigen Fernblicken dem Wanderer beſtändigen Wechſel und Anregung. Die Thalausſichten ſtellen ſich immer in den ſanfteſten Formen dar, von denen man ſich ſo ganz entwöhnt hatte: die Vegetation ſenkt ſich faſt ohne Waldblößen zum Spiegel des Meers zu beiden Seiten hinab. Der ſchönſte Durchblick dieſer Art iſt der, wo das Kloſter Filotheu den Hintergrund der Landſchaft ſchmückt. An andern Orten iſt dann wieder eine Vergleichung mit dem ſüdöſtlichen Athos geſtattet.

Der Wald auf dem Kamme des heiligen Waldes theilt

durchaus den Typus des Miſchwaldes am Athos. Je nachdem man höher oder tiefer ſich befindet, hat er ein mehr oder minder mitteleuropäiſches Anſehen. Oft wurde ich lebhaft an die Bergwaldungen des nordweſtlichen Deutſchlands erinnert, indem ſich die Uebereinſtimmung der Formen auch auf manche Schattenkräuter erſtreckte *). Dieſe Eindrücke mußten noch überraſchender ſich vermehren, als ich von dem zweiten, tannenreichen Berge herabſteigend, mich dem dritten näherte: denn dieſer war ausſchließlich mit der ſchönſten, hochſtämmigſten Buchenwaldung bewachſen, und ſo blieb die Buche bis zu den Höhen über Caraes häufig vorherrſchend. Nur zuweilen ſchlichen ſich einige Caſtanienbäume ein, um das ſüdliche Clima geltend zu machen.

Die Verſchiedenheiten der Baumarten, die Höhe der Stämme, der Mangel an Unterholz, das häufige Vorkommen der Weißtanne würden auch hier bei einer einſeitigen Betrachtung im Gegenſatze gegen den dichten, Lianen- und Strauch-reichen Caſtanienwald von Caraes eine dritte Region des heiligen Waldes erkennen laſſen. Dieſelben Gründe, welche am Athos einer ſolchen Anſicht entgegenſtanden, gelten auch hier. Allmählig gehen beide Formen des Walds oberhalb Caraes in einander über: Grenzen feſtzuſetzen, würde das natürliche Verhältniß verwirren.

12. Junius. Früh Morgens, als ich nach Maulthieren für die Landreiſe nach Salonichi ausſchickte, wurde mir ein Umſtand gemeldet, der mir unvorhergeſehene Schwierigkeiten in den Weg zu legen drohte. Das Gerücht, ohne Zweifel auf der Reiſe vergrößert, hatte folgende Geſchichte in der Stadt verbreitet. Vor kurzer Zeit habe zu Salonichi unter den Garden des Paſcha ein Capitain ſeine Untergebenen beredet, unter ſeiner Anführung heimlich die Stadt zu verlaſſen und mit dem freien Leben des Klephten das beſchwerliche Soldatenhandwerk zu vertauſchen. Nicht

---

*) Z. B. Platanthera bifolia Rich. Neottia nidus avis Rich. Veronica serpyllifolia L. Melittis melissophyllum L. — Pteris aquilina L. — Genista tinctoria L. — Fagus sylvatica L. — Doch wachſen in dieſen Waldungen auch manche eigenthümliche Formen, z. B. Hypericum origanifolium d'Urv. Phlomis lunarifolia Sibth.

weniger als 100 türkiſche Krieger ſeien ihm gefolgt, mit dieſen gebiete er über die Landſtraßen von Chalcidice und alle Reiſende würden beraubt, Einige, die ſich letzthin gegen verſprengte Räuber zur Wehre geſetzt, wären eingeholt und ermordet.

So unglaublich oder doch übertrieben mir auch dieſe Nachrichten erſcheinen mochten, ſo hatten ſie doch die unmittelbare Folge, daß Niemand mir für die Reiſe nach Salonichi ſeine Maulthiere vermiethen und anvertrauen wollte. Ueberhaupt war die Straße nach Chalcidice ſchon ſeit Jahren verrufen geweſen. Dort war es auch, wo unlängſt der Osmanenfreund Urquhart perſönliche Abenteuer mit griechiſchen Klephten beſtanden hatte, aus deren Händen er ſich nach ſeinem Berichte durch Geiſtesgegenwart und Kenntniß griechiſchen Characters befreite. Auch die Calojeren des Hájion=Oros pflegten, wenn Geſchäfte ſie nach Salonichi riefen, aus Furcht vor den Herren der Straße der Schifffahrt um die Halbinſeln den Vorzug zu geben. Eifrig redete Dimitri mir zu, denſelben Weg einzuſchlagen, und, wiewohl mir die Seefahrt von Enos in unerfreulicher Erinnerung vorſchwebte, ſo zeigte ich mich doch bereit, ſeinem Vorſchlage zu folgen. Nun fand es ſich aber, daß in Xiropotamu, der Hafenſtation von Caraes, eben kein ſegelfertiges Schiff vor Anker lag, und meine Reiſe, bis ein ſolches einträfe, in's Ungewiſſe zu verſchieben, konnte ich nicht überredet werden.

Glücklicher Weiſe verbreitete ſich durch einige eintreffende Reiſende um Mittag ein neues Gerücht, das zwar die frühere Nachricht beſtätigte, aber nähere Umſtände hinzufügte. Seit 14 Tagen etwa treibe jener Capitain ſein Weſen, indeſſen wären ſie ſelbſt wohlbehalten von Salonichi herübergekommen, weil die Klephten ſich weiter nordwärts hielten, und auf die conſtantinopolitaniſche Landſtraße, die an den Seen vorüber von Orphano nach Weſten führt, vorzüglich ihr Augenmerk richteten. Auch habe der Paſcha von Salonichi bereits Truppen gegen ſie ausgeſendet, und man erwarte, daß ein Vergleich werde geſchloſſen werden. Dieſe Erzählungen waren in ſofern glaubwürdiger, als die Fremden auch durch ſonſtige Neuigkeiten, namentlich, daß Muſtapha Paſcha von Jánina in Salonichi eingetroffen ſei, be-

kundeten, erſt kürzlich jene Stadt verlaſſen zu haben. So fand ſich denn zuletzt ein Eigenthümer in Caraes, der ſich entſchloß, mir drei Maulthiere zu vermiethen und mich in eigner Perſon begleiten wollte. Die Abreiſe wurde auf den folgenden Morgen feſtgeſetzt.

Noch andere Nachrichten ſetzten an dieſem Tage die Gemüther der frommen Stadt Caraes in Bewegung. Die wichtigſte für die Prieſter ſelbſt war die, daß die verſteckten Piraten endlich, nachdem durch den Paſcha von Salonichi ihnen Begnadigung war verſprochen worden, den Milizen ſich freiwillig ausgeliefert hatten. Man ſah ihrer Ankunft ſtündlich entgegen. Zur großen Befriedigung der Prieſter kamen ſie richtig, ihrer vier (die Uebrigen hatten dem Pardon nicht getraut) nebſt dem Anführer ſelbſt gegen Abend an, jedoch in einem merkwürdigen Aufzuge, wie ich ihn wahrlich nicht vorausgeſehen hätte. Durch Unterhändler war ihnen nämlich eröffnet worden, daß der Paſcha nicht bloß bereit ſei, ihnen zu verzeihen, ſondern, daß er ſie auch in Rückſicht auf ihre Tapferkeit in ſeinen Leibgarden anſtellen wolle. Als ſie in Folge deſſen ſich in Lavra einfanden, konnte natürlich nicht die Rede davon ſein, ſie als Gefangene zu behandeln. Frank und frei, im Beſitz ihrer Waffen, zogen ſie daher in Begleitung von wenigen Albaneſen, mit denen ſie alsbald Freundſchaft geſchloſſen hatten, durch den heiligen Wald nach Caraes, wurden hier ſehr artig bewillkommnet und im Kloſter, wie Krieger, die aus dem Felde heimkehren, beſtens verpflegt. Auch hier blieben ſie frei, konnten gehen, wohin ſie wollten: nur mußten ſie binnen einer feſtgeſetzten Zeit in Salonichi ſich einſtellen. Verſäumten ſie dieſen Termin, ſo würden ſie ihren Anſpruch auf Gnade verwirkt haben. Als ſie in Caraes anlangten, feierten ſie eine Art von Triumphzug. Beſonders bewirkte die Neugierde, die ſich um ſie drängte, ihre Schickſale aus ihrem eignen Munde zu hören, daß die alten, würdigen Calojeren ſich Manches von ihrer Würde vergaben. In demſelben Saale, wo vor wenigen Tagen in feierlicher Verſammlung die neuen Regierungs-Präſidenten erwählt waren, ſaßen jetzt die Piraten, wohlgefällig rauchend, im zahlreichen Kreiſe der Prieſter, nicht etwa, um er-

mahnende Worte zu vernehmen, ſondern um Alles zu erzählen, was man zu hören wünſchte und um einen langen Abend auf die anmuthigſte Weiſe zu verkürzen: und da die Banditen muntere und aufgeweckte Burſchen waren, ſo ſchienen ſelbſt vertrauliche Reden und Scherze von einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ausgeſchloſſen zu ſein. Welch' ein Land, wo Verbrecher und ſchimpflichem Tode Geweihte Abſcheu, Mitleid, Entfremdung weder in der Geſellſchaft, noch ſelbſt bei denen erregen, die den Anſpruch machen, im ſittlichen Wandel als Vorbilder zu glänzen: und wie vereinigt ſich dieſe Geſinnung mit einer treueren Religionsübung, mit einer ſtrengern Enthaltſamkeit und Bekämpfung der meiſten Leidenſchaften, als im weſtlichen Europa leicht mag gefunden werden?

Uebrigens wohnten die Piraten nun dicht neben meinem eignen Gemache, und am andern Morgen hatte ich ſelbſt die Ehre, die perſönliche Bekanntſchaft des Capitains zu machen: eine kleine kräftige Figur, braunes Archipelgeſicht, enorme Armmuskeln, ſcharf gezeichnete, doch rohe Geſichtszüge, blitzende kleine Augen, der ganze Kopf in einen ſtarken ſchwarzen Bart, wie in eine Bärenmütze, eingehüllt: genau, wie man ſich ſolche Leute zu denken pflegt. Er war leicht und frei in ſeinen Bewegungen, ſpielte die Zither und ſchien von fröhlicher Gemüthsart. Unbefangen ſprach er über ſeine Zukunft. Er ſagte: »der Paſcha hat verſprochen, mich in ſeine Dienſte zu nehmen, doch weiß ich wohl, daß ſolch' ein Verſprechen ſelten gehalten wird; werde ich ſtatt deſſen in Salonichi hingerichtet: ſo wußte ich dies voraus; ich kann nichts Anderes erwarten.« — Dann ſpielte er mit meinen Piſtolen, warf ſie verächtlich in die Luft, fing ſie wieder, und meinte, vor ſolchen Waffen hege er keine Furcht, er wolle ſich, ich weiß nicht auf wie viel Schritte, ihrem Feuer gegenüberſtellen. Lächelnd erzählte er, er kenne mich ſchon, er habe aus ſeinem Verſtecke am Athos uns dicht neben ſich vorüberreiten und nach mehren Stunden wiederzurückkommen ſehen. Damals habe er ſeinen Gefährten geſagt: »da iſt Jemand, der wahrſcheinlich Tauſende bei ſich führt, aber es iſt nicht der Zeitpunct.« »Das war Glück,« dachte ich bei mir ſelbſt.

Wahrſcheinlich wäre er indeſſen weniger vergnügt und vielleicht auch weniger ſchonend gegen mich ſelbſt geweſen, wenn ihm die Zuſage des Paſcha's nicht bedeutendes Vertrauen eingeflößt hätte. Ich erinnere mich wohl, daß während des vorhergehenden Jahrs in öffentlichen Blättern davon die Rede war, daß eine Räuberbande von 7—800 Köpfen vom Paſcha von Macedonien wäre eingefangen worden. Was dieſen höchſt übertriebenen Angaben wirklich zu Grunde lag, wurde mir in Caraes erzählt. Noch von den griechiſchen Kriegen her hatten in der Morea und in Livadien einige Capitani exiſtirt, die urſprünglich ein unregelmäßiges Corps vielleicht von der angegebenen Zahl befehligt hatten und ſich dort in der Folge viele Jahre durch Räubereien erhielten. Als ſie ſich nicht mehr länger behaupten konnten, vereinigten ſie die nach und nach zuſammengeſchmolzenen Reſte ihrer Banden und zogen im Sommer 1838 in die türkiſchen Provinzen. Allein da ſie hier nicht Raum fanden, ihre frühere Beſchäftigung in größerem Maßſtabe fortzuſetzen, ſo boten ſie dem Muſtapha Paſcha ihre Dienſte an und wurden mit Vergnügen unter deſſen Truppen eingereiht. Auf dieſem Vorgange beruhte nun hauptſächlich auch die Hoffnung der Piraten, in Salonichi gleichfalls ihrer anerkannten, militairiſchen Brauchbarkeit wegen einen gnädigen Herrn zu finden. In der That wurden ſie ſpäter in dieſer Erwartung nicht getäuſcht: als ich in Salonichi war, ſtolzirte der Capitain ſchon in ſeiner neuen Uniform durch die Straßen, und ſeine Erſcheinung, ein lebendiges Zeugniß türkiſcher Rechtspflege, ſetzte Alle, die ſeine Geſchichte kannten, in Verwunderung.

Zum Zeichen, wie wunderbar erfinderiſch hier das Gerücht iſt, und wie leicht man ſich bereit zeigt, jede Frage aus der Phantaſie zu beantworten, will ich auch die andere Nachricht noch anführen, welche damals am Hájion=Oros von Mund zu Munde ging. Es war der Zeitpunct, welcher der Kriegserklärung gegen Muhamed Ali unmittelbar vorausging. Ein fremder Grieche verbreitete in Caraes plötzlich die Nachricht, die er aus einem empfangenen Briefe zu ſchöpfen behauptete, die Franzoſen hätten Chios beſetzt und der Pforte den Krieg erklärt. Dieſes

Gerücht hatte ſich binnen 24 Stunden mit den detaillirteſten Angaben über den Hergang, einen Conſulatsſtreit, ausgeſchmückt. Die Erzählung war ſo beſtimmt, ſie machte in Caraes ein ſolches Aufſehen, daß ich mehre Tage dadurch über die Fortſetzung meiner Reiſe in Beſorgniß erhalten wurde. Höchſt verwundert war ich, als man in Salonichi von dieſen Nachrichten nicht das Geringſte wußte. Freilich verbreiteten ſie ſich ſpäter auch dorthin, konnten aber hier bald entlarvt werden. Einige Perſonen in Caraes mußten es ſich zur Aufgabe gemacht haben, von Stunde zu Stunde neue Umſtände zu erfinden: zu welchem Zwecke, war nicht einzuſehen.

13. Junius. Um 7^h Morgens brachen wir nach Chalcidice auf, berührten auf der Halbinſel nur noch eins der nördlichen Klöſter, Chiliandari, das wir nach 5 Stunden erreichten, und langten noch am Abend bei dem Canale des Xerxes an. Die ganze Entfernung von Caraes nach Salonichi, auf einem Reitwege, der ohne Poſtverbindung iſt, wird zu 36 t. Stunden berechnet und gewöhnlich in 3 Tagen zurückgelegt.

Dimitri bezeigte ſich mit dieſer Reiſe ziemlich unzufrieden, wiewohl er einſah, daß ſie nicht zu vermeiden war: er wünſchte die Tage erſt vorüber und ſuchte ſeine Furcht durch die ernſthaften Gründe, die er ſeiner Beſorgniß unterlegte, zu beſchönigen. In der That waren wir nicht im Stande, im Falle eines Angriffs irgend einen Widerſtand zu leiſten. Wir waren zwar vier Männer, da ſich deren zwei aus Caraes zur Begleitung der Maulthiere einfanden, jedoch außer meinen beiden Piſtolen ohne Waffen. Dies war indeſſen das Geringſte, da man durch Vertheidigung das Uebel nur zu verſchlimmern pflegt: aber die Umſtände, unter denen wir abreiſten, waren Dimitri verdächtig. Der Tag, an dem wir Caraes verlaſſen würden, unſer Ziel waren lange vorher bekannt geweſen; nur eine einzige Straße führte nach Macedonien; die ganze Landſchaft wurde durch Räuber in Schrecken erhalten; nichts hätte weniger Aufſehen gemacht, als ein Angriff auf uns zu damaliger Zeit: in Caraes ſollte es nicht an ſchlechten Subjecten fehlen. Nun traf es ſich, daß, obgleich ich die Abreiſe auf 5^h M. feſtgeſetzt und deshalb ein beſtimmtes

Verſprechen erhalten hatte, die Maulthiere unter nichtigen Vorwänden ausblieben und erſt zwei Stunden ſpäter erſchienen. Die Begleiter derſelben konnten uns nichts weniger als Vertrauen einflößen, und Dimitri machte die Bemerkung, es ſei in Griechenland eine gewöhnliche Taktik, daß Leute, die einen Raub beabſichtigten, die Abreiſe ihrer Opfer um einige Stunden aufzuſchieben ſuchten, damit ihre Gefährten indeſſen vorausgehen und einen bequemen Ort zum Wegelagern aufſuchen könnten. Mit ſolchen Phantaſiebildern wurde die Reiſe angetreten, und, damit wir ſtets in Spannung erhalten würden, ſo ſchreckten uns einmal einige Männer, die ſich bei unſerer Annäherung raſch im Farnkraut niederbückten, aber ſich auch nicht wieder ſehen ließen, und dann wieder gegen Abend zwei zerlumpte Krieger, die mit langen Musketen eine Anhöhe am Wege beſetzt hielten, die aber bald uns ihr Oracalis entgegenriefen und zu den unregelmäßigen Albaneſen gehörten, denen die Bewachung der Grenze anvertraut war und die in Anzug und Bewaffnung unſern Piraten ganz gleich ſahen.

So glücklich wir nun jetzt und ſpäter den etwaigen Gefahren entgingen, ſo fand ſich doch heute an der Straße ein deutliches Wahrzeichen, daß auch außer den Piraten noch andere nichtswürdige Menſchen in dem Lande der Prieſter ſich aufhielten. Zu den wichtigſten Lebensbedürfniſſen in Rumelien, wo es ſo viele holzarme Provinzen giebt, gehören die Holzkohlen, und im heiligen Walde wird ihre Bereitung in ziemlich großem Maßſtabe betrieben. Ich weiß zwar nicht, ob dieſer Artikel ausgeführt wird, oder nur zum eignen Bedarfe dient: indeſſen war am Strande, nicht weit vom Cap Platy, ein ſehr großer Vorrath aufgehäuft, gewiß mehr als eine mäßige Schiffsladung und bei ihrem hohen Preiſe von einem ſehr bedeutenden Capitalwerth. Dieſe Kohlen nun waren, vermuthlich einige Stunden, ehe ich vorüberritt, nicht etwa aus Nachläſſigkeit, ſondern aus Frevel angezündet worden, und, ohne daß irgend ein Menſch in der Nähe geweſen wäre, dem Schaden zu begegnen, war ſchon ein beträchtlicher Theil der Kohlen in voller Gluth, während verbranntes oder noch glimmendes Holz am Fuße der Meiler die Stellen bezeich-

nete, wo man die Brände angelegt hatte. Ueber Nacht mußte Alles niedergebrannt ſein.

Der Weg von Caraes nach Chiliandari iſt eine Fortſetzung des Rennſteigs über den Kamm des heiligen Waldes. Erſt in der Nähe jenes Kloſters reitet man rechts zum Meere hinab. Dieſer nördliche Theil des Gebirgszuges iſt weniger regelmäßig gebaut, als der ſüdliche. Beſtimmter kann man dieſe Verſchiedenheit dadurch bezeichnen, daß nach und nach die Thalbildung die Entwickelung des Kamms überwiegt. Caraes ſelbſt lag in einem Hochthale, und ſo ſind alle ſüdlichen Querthäler ſchräg gegen die Höhe der Kette mit beträchtlichem Niveauunterſchiede aufgerichtet. Je weiter man ſich vom Athos entfernt, deſto niedriger wird die Kette ſelbſt. Damit iſt aber zugleich der Umſtand verbunden, daß die Querthäler tiefer einſchneiden und ſich nach oben weniger erheben. Wiewohl ſie nun nirgends eine eigentliche Gebirgslücke, eine Unterbrechung des Kamms bewirken, ſo kann man ſich doch wegen der Entwickelung der Secundär-Ketten eine richtige Vorſtellung von dieſem Gebirgstheile machen, wenn man ſich eine Reihe von einzelnen, parallelen Ketten denkt, die ſenkrecht auf der Gebirgsaxe ſtehen, von Meer zu Meer verlaufen und im Kamme nur durch Querjoche untereinander verbunden ſind. Die bedeutendſte dieſer Secundär-Ketten, die man jedoch auch als Gabeltheilung des Hauptkamms betrachten kann, iſt nun die letzte und nördlichſte, Mejalivilja genannt, die mit dem Cap Platy endet und dadurch den Golf von Stellaria ſüdlich begrenzt.

Mit dieſer größern Mannigfaltigkeit der Thäler und Höhen ſteht es ferner im Zuſammenhange, daß die Schichtenſtellung hier jene Regelmäßigkeit verliert, die im ſüdlichen Gebiete der Halbinſel bemerkt worden iſt. Während die Schieferformation noch immer dieſelbe bleibt, möchte es kaum eine Himmelsgegend geben, gegen die nicht zuweilen Streichen oder Fallen der Schichten gerichtet wäre*). Erſt jenſeit Chiliandari verändert ſich dann die geognoſtiſche Formation ſelbſt. Dort ſpielt der Kalkſtein von

*) So zeigt der letzte Berg vor Chiliandari im Gegenſatze gegen die frühern Beobachtungen einen Schichtenfall gegen Nordoſten.

Pandocrátoras eine bedeutende Rolle in der Zuſammenſetzung der Secundär-Ketten, die der Weg, von dort aus längs des Meers verlaufend, eine nach der andern umkreiſt oder ſchneidet. Zuletzt, ehe man die höhere Kette zum Cap Platy in einem lang gewundenen Paſſe überſchreitet, um an das Südgeſtade des Golfs von Stellaria zu gelangen, lagert dieſer Kalkſtein wiederum auf der Schieferformation, welche jene Kette bildet. Dieſer letzte Schiefer aber iſt viel reicher an Marmorlagern, als die ſüdlichen Berge. Denkt man ſich jedes Marmorlager als einen kleinen Hebungspunct, nur durch Größe vom Athos unterſchieden, ſo wird die Unregelmäßigkeit des Schichtenbaus in dieſer Gegend leichter erklärlich. Indeſſen ganz aus Marmor beſtehende Berge giebt es hier eben ſo wenig, als vulcaniſches Geſtein.

Der Waldcharacter von Caraes bis Chiliandari ſtimmt vollkommen mit der Darſtellung des ſüdlichen Hochwaldes überein. Doch ſowie dieſer Vegetation kein beſtimmtes Geſetz in dem Vorherrſchen der Baumarten zu Grunde liegt, ſo ſind es hier beſonders lichte Eichenwälder, welche die Gebirgshöhen ſchmücken und die ſich von deutſchen Waldungen etwa nur durch niedrigeren Wuchs, ſo wie gegen die Thäler durch eingemiſchte Stein- und Coccus-Eichen *) unterſcheiden. Indeſſen tritt in der Gegend von Chiliandari eine gewiſſe Aenderung in der Vegetation ein. Schon ehe man dahin gelangt, bemerkt man zum erſten Male auf der Halbinſel Platanen im Walde: dieſe Platanen bilden ſodann einige ſelbſtſtändige Forſten zwiſchen dem Kloſter und Strande. Chiliandari liegt übrigens ſchon in der immergrünen Region und dieſe nimmt bald von der Küſtenflora der ſüdlichen Halbinſel einen ganz verſchiedenen Typus an.

Zuerſt beginnt im immergrünen Geſträuch eine Ciſtusroſe mit weißen Blumen und ſchmalen Blättern häufig zu werden, die ich hier zum erſten Male auf rumeliſchem Boden erblickte. Bald iſt ſie der vorherrſchende Strauch, und, da ſie niedriger bleibt, als die übrigen Gebüſche des Hájion-Oros, ſo verändert

*) Quercus pedunculata Ehrh. Q. Ilex L. Q. coccifera L. — Platanus orientalis L.

ſich ſchon dadurch der Anblick der Küſte. Zugleich giebt es Schluchten am Geſtade, die, wie bei Enos, mit Agnus Caſtus bewachſen ſind. Dann aber erſtreckt ſich der Wald in einer weiten Küſtenlinie bis zur Kette von Platy von den Höhen herab bis an's Meer: ein großer Pinienhain, der einzige, den ich an den nördlichen Küſten des aegaeiſchen Meers geſehen habe. Pinien und Seeſtrandsfichten ſtehen hier vermiſcht in einer weitläuftigen, hochſtämmigen Waldung, die über die Thäler und Vorhügel ſich gleichförmig verbreitet. Das Geſträuch dieſes prächtigen Hains wird großentheils durch jene Ciſtusroſe gebildet, oder der Boden iſt von Farnkraut bedeckt, und da dieſe Gewächſe ſich ſelten über 3′ erheben, jedoch dicht den Boden bedecken, ſo kann man ihre Vegetation mit den Heidelbeeren vergleichen, die in Norddeutſchlands Wäldern ſich auf ähnliche Weiſe zu verbreiten pflegen. Ebenſo werden die Lücken der Waldung durch Ciſten und andere immergrüne Sträucher bedeckt *).

Dieſer Pinienhain fängt ungefähr an eben dem Orte an, wo an die Schieferformation die Kalkberge grenzen. Aber ſie verbreitet ſich auch auf die Schieferkette des Cap Platy, und die weiße Ciſtusroſe praedominirt ſchon auf dem Schiefer weſtwärts von Chiliandari. Auch erſcheint der Gegenſatz dieſer waldigen Küſte gegen die Küſtenflora von Pandocrátoras bis Lavra weniger bedeutend, wenn man ſich erinnert, daß dort nicht ſelten aus dem Strauchmeere einzelne, hochwüchſige Seeſtrandsfichten, wie einſame Inſeln, hervorragen. Doch bleibt es immer bemerkenswerth, daß faſt jede Küſtenſtrecke auf dieſer Halbinſel ohne Wechſel der Lage und Bodenbeſchaffenheit und ohne Einwirkung der geognoſtiſchen Formationen ihre eigenthümlichen, vegetabiliſchen Erzeugniſſe ernährt, bald die Baumheide, bald der Ginſter, bald Arbutus, bald Ciſtusroſen vorherrſchen. Aber wer kennt die Bedingungen, von denen ſolche Erſcheinungen abhängen und die ſich in allen Climaten wiederholen, mag nun der Menſch auf die Vegetation eingewirkt haben, oder nicht?

---

*) Cistus monspeliensis L. Vitex agnus castus L. — Pinus Pinea L. P. maritima Lamb. — Pteris aquilina L.

So lange ich mich auf dem Kamme des heiligen Waldes befand, erfreute ich mich oft, wie ehegeſtern, jener maleriſchen Durchblicke, wenn durch die Lücken der Waldung bald zur Rechten das jüngſt überſchiffte Meer mit den Bergen von Taſſos und Cavala, bald zur Linken der Golf von Monteſanto und die Halbinſel Longos tief unten und aus der Ferne, hervortraten. Von dort wehte Morgens ein erfriſchender Seewind herüber und die weißen Spitzen der Wogen, die aus der dunkeln Fläche auftauchten, verkündeten ſtürmiſche Bewegung auf dem ſonſt ſo ruhigen Meere. Dort unten erblickte ich auch das Kloſter Vatopédhion, eins der größten des Bergs, hoch über einer Hafenbucht auf Klippen gelegen. Ganz verſchieden aber von allen bisher beſuchten iſt die Lage von Chiliandari, mitten im Walde, in einem felſenumkränzten Thale, von reichen Cypreſſen umgeben. Ohne die Calojeren zu begrüßen, ritt ich vorüber, und fand, mit Reiſekoſt verſehen, neben einem kühlen Brunnen im Schatten des Platanenwaldes ein Viertelſtündchen vom Kloſter Mittagsruhe und Schutz gegen die Wärme des Tags, die dem kühlen Morgen gefolgt war (1ʰ 30′—3ʰ).

Während wir hier, nach morgenländiſcher Weiſe gelagert, uns Mittagsmahl und Caffee bereiteten, die Maulthiere entlaſteten, ſie frei umherſpringen ließen und Herr und Diener in geſelligem Kreiſe ſich unterhielten: ritt ein einzelner Türke die Straße uns entgegen, der ſogleich unſerer Gruppe ſich anſchloß, und, um die Sicherheit der Wege befragt, uns jede erwünſchte Auskunft über die Zuſtände von Chalcidice ertheilte. Er war Kaufmann, kannte die Gegend genau, beſuchte ſie häufig und kam eben, im Begriffe nach Caraes zu reiſen, von Salonichi. Er berichtete, daß bis zu dem Hauptorte der Straße, bis Larégovi, nichts zu befürchten wäre. Von da führen zwei Wege nach Salonichi, einer über den Berg Cholomonda und Galatziſta, der früherhin ſchon verrufen geweſen ſei, der andere nach Nordweſten zu den Seen, wo er in die Conſtantinopolitaniſche Straße mündet. Dem letztern habe man bisher aus dem angeführten Grunde ſtets den Vorzug gegeben, aber jetzt ſei er wegen der neu organiſirten, großen Klephtenbande gar nicht zu paſſiren.

Er beſtätigte die Nachricht, daß ein Truppencorps gegen ſie manoeuvrire und die wahrſcheinlichſte Folge davon würde ſein, daß die Räuber ſich nach Süden in die Berge von Larégovi zurückzögen. Er ſelbſt war zwar noch über den Cholomonda gereiſt, allein es hätten ſich dort ſchon einige Streifcorps blicken laſſen, und es wären auch, wie man in Larégovi verſicherte, ſchon Räubereien vorgefallen, ſo daß jetzt Niemand ohne ſtarke Bedeckung von dieſer Stadt nach Salonichi zu reiſen wage. Um nun endlich dieſe ganze Gegend zu vermeiden, gäbe es noch einen dritten Weg (durch den ſüdlichen Theil von Chalcidice), der zuletzt auf die Straße von Caſſandra treffe. Indeſſen wolle er uns nicht rathen, dieſen Weg einzuſchlagen, nicht bloß, weil er eine Tagereiſe länger ſei und man ſich freuen müſſe, ſobald als möglich geſichert das Ziel der Reiſe zu erreichen, als beſonders, weil längs der Küſte des Golfs von Salonichi ſich eine Reihe von türkiſchen Dörfern finde, die wegen des ſchlechten Geſindels, das ſie bewohne, höchſt berüchtigt wären. Er ſelbſt, fuhr er fort, hätte auf ſeiner letzten Reiſe das Unglück gehabt, in dortiger Gegend in die Hände von türkiſchen Räubern zu fallen, obgleich freilich der Schaden, da er wenig Geld bei ſich gehabt, nicht beträchtlich zu nennen ſei. Ohne Begleitung ritt er durch den Wald, als von beiden Seiten ein Mann aus dem Gebüſche trat und ihm die Muskete vorhielt. Er fragt nach ihrem Begehren; ſie erwiedern, er werde es ſchon wiſſen und möge ihnen in den Wald folgen. Sie nehmen ihm die Börſe, laſſen ihm Pferd und ſonſtiges Eigenthum, erklären aber, er müſſe bis zum Abend zu ihrer eignen Sicherheit bei ihnen bleiben, führen ihn tiefer in den Wald, laden ihn ein, an ihrem Mahle Theil zu nehmen, und entlaſſen ihn zuletzt in aller Freundſchaft und Höflichkeit. Uebrigens, fügte er ſeinen unerfreulichen Nachrichten tröſtend hinzu, möchten wir unbeſorgt ſein, da ihn, der beſtändig umherreiſe, ein ſolcher Unfall nur dies eine Mal betroffen habe, und da man, wenn man es an den nöthigen Erkundigungen nicht fehlen laſſe, den Aufenthalt der Klephten gewöhnlich frühzeitig genug erfahre, um durch Veränderung des Wegs oder größere Begleitung ſich zu ſchützen. Nach meinen Erfahrungen bin ich

überzeugt, daß er hierin Recht hatte, wenigſtens in Hinſicht auf die griechiſchen Provinzen. Im Schutze einer größern, bewaffneten Geſellſchaft von Reiſenden oder unter einer militairiſchen Bedeckung, wenn ſie auch nur aus zwei Mann beſteht, kann man ſicher die verrufenſten Diſtricte durchreiſen, ſei es nun, daß Klephten und Soldaten zuſammenhalten, oder daß jene nicht angreifen, wenn ſie ihr eignes Leben dabei in wirkliche Gefahr ſetzen würden. Da nun unter den loyalern Slaven das eigentliche Klephtenleben nicht exiſtirt, ſo kann, wer die Koſten nicht ſcheut, ein Jeder, ohne dem Zufalle ſein Leben auszuſetzen, mit einiger Vorſicht die ganze Türkei mit Ausnahme von Nordalbanien in jeder Richtung durchreiſen.

Mehr als drei Stunden waren erforderlich, bis wir alle die Ausläufer des heiligen Waldes und ihre Thäler längs der Küſte überſchritten hatten und zuletzt auf dem Paſſe, der eine Stunde etwa ſüdlich vom Cap Platy liegt, anlangten. Dieſer nördliche Hauptausläufer heißt eben Mejalivilja, die große Warte*). Hier erwartete uns eine ſehr belohnende Ausſicht. Plötzlich erblickt man zur Linken die bergloſe Landenge des Xerxes und jenſeits den Spiegel des Meers in der äußerſten Bucht des Golfs von Monteſanto; abwärts aber, am Fuße eines felſigen Abhangs, die Fläche des Meerbuſens von Stellaria, der ſo ſcharf von ſeinen beiden Vorgebirgen, Platy und Lephtherídha, eingeſchloſſen wird; in deſſen Fond auf einer kleinen Landzunge, dem äußerſten Vorſprunge der jenſeitigen Berge von Chalcidice, das Städtchen Jeriſſos; endlich im Norden glänzten durch die heitere Luft des Abends in großer Deutlichkeit viele Puncte von der hohen Küſte bei Orphano herüber, Spitzen der Rhodope, beſonders der Pangeus, der noch eben ſo viel Schluchtenſchnee führte, als der Athos.

Ein ſteiler Schlangenpfad brachte uns bald hinab zum Geſtade des Golfs, wo bei ſcheidender Sonne eben mehre Geſellſchaften von Fiſchern ihre Züge bewerkſtelligten. Wir ſuchten dieſe Gelegenheit zu benutzen, um uns ein friſches und vorzüg-

*) Μεγάλη βίγλα (Zachariae Reiſe S. 220.).

liches Abendbrod zu verſchaffen: aber es wurden nur kleine Fiſche gefangen. Glücklicher Weiſe entdeckten wir zuletzt einen großen Hummer, auf den die Fiſcher keinen Werth zu legen ſchienen, und der, für wenige Piaſter eingehandelt, in erfreulichem Gegenſatze gegen die Faſtenſpeiſen der Calojeren, ſpäter mit Behagen verzehrt wurde.

Jériſſos war indeſſen nicht mehr zu erreichen, und ich beſchloß daher in Pyrgudhia, einer Metochie des Hájion-Oros dicht am Xerxescanale, um Gaſtfreundſchaft zu bitten. Doch wurde es völlig Nacht, bis wir anlangten (8½), und vom Monde, der die Seefahrt von Enos ſo kräftig beleuchtete, war jetzt erſt kaum wieder der erſte Streifen ſichtbar. Kurz zuvor überſchritten wir an einem hölzernen Gehäge die Grenze der Prieſterherrſchaft, eine Herrſchaft, die durch Clima, Gebirgsform, Küſtengeſtalt und Vegetation zu einem fruchtbaren, betriebſamen Leben beſtimmt ſcheint, wo man aber niemals lebendige Beſtrebung, ſondern nur Ruhe und Entſagung gefunden hat: als wäre im tiefſten Schatten der verſchlungenen Caſtanienzweige, in der regſamſten Pflanzennatur, in dem Hinblick auf das Schrankenloſe des Meers und des in den Aether ragenden Athos, wie in der Betrachtung der wenigſtens für den Menſchen unendlichen Felsabgründe, als wäre in all' dieſem ein größerer Reiz zur Contemplation, als zu jenen leiblichen Genüſſen, die zur thätigen Anſtrengung, zum Erwerbe des Irdiſchen anregen.

Noten.

Erſte Note (zu S. 66.). Kalktuff von Bruſſa. Der poröſe Kalkſtein, dem die heißen Quellen der Jeni-Cablidſcha entſpringen *), iſt von röthlich-gelber Farbe, cryſtalliniſcher Structur und faſerig abgeſondert. Die abgeſonderten Faſern haben eine verticale Stellung: übrigens wurde eine deutliche Schichtung der Formation nicht wahrgenommen. Das Geſtein iſt durchaus in der Verwitterung begriffen, und zwar auf beſondere Weiſe. An vielen einzelnen Kalkfaſern zeigen ſich nämlich die Abſonderungsflächen von einer braunen erdigen Maſſe überzogen. Dadurch wird theils die Cohaeſion des Geſteins auf das Aeußerſte gemindert, theils entſtehen allmählig in demſelben linear geſtaltete Furchen und Canäle. Bei dem weitern Fortgange der Verwitterung verſchwindet die cryſtalliniſche Structur ganz, das Geſtein erhält eine bräunlich rothe Farbe und wird verwittertem Kalktuff ähnlich. Sehr häufig enthält dieſer Kalkſtein große Druſen von dicht vereinigten, ſpießig-ſtrahligen Kalkſpathcryſtallen. Ihre Farbe iſt gelblich weiß und ſie widerſtehen der Verwitterung länger.

Ich legte mir bei der Betrachtung dieſes Kalkgeſteins zwei Fragen vor, erſtens, ob es ein Product der Thermen ſelbſt ſei, und zweitens, ob ſeine Verwitterung, die für eine an ſich feſte Felsart ausgezeichnet genannt werden kann, als eine Folge von Gasentbindungen aus den heißen Quellen zu betrachten wäre? Die weitere Unterſuchung trat beiden Hypotheſen entgegen.

---

*) Fontanier (Voyages en Orient p. 85.) irrt, indem er den Urſprung der Quellen an der Grenze des Alluviums angiebt.

Zunächſt kann gegen die letztere Frage die Lage der Quellen ſelbſt geltend gemacht werden. Aus dem beigefügten Plane *) geht hervor, daß die Kalkformation um mehr als das Doppelte die Diſtanz der beiden entfernteſten Thermen an Ausdehnung übertreffe. Man könnte ſich indeſſen denken, daß der unterirdiſche Zufluß der Quellen horizontal unter der ganzen Kalkformation verliefe und auf dieſem Wege zerſtörendes Gas entbinde. Dagegen ſpricht die Gleichheit der Temperatur verſchiedener Quellen, die auf eine gleiche Länge des Wegs durch die kalten Geſteinarten hinweiſt, und ihr hoher Wärmegrad, der nur mit einem ſteilen Empordringen des Waſſers aus großen Tiefen in Verbindung gedacht werden kann.

Eine local geſteigerte Verwitterung des Kalkgeſteins hängt im Allgemeinen von der Einwirkung der Kohlenſäure oder dieſes Gas enthaltenden Waſſers ab. Nirgends zeigt ſich an den Quellen oder in ihrer Umgebung eine Entwickelung freier Kohlenſäure. Das einzige Gas, welches ich bemerkt habe, war Schwefelwaſſerſtoffgas. Es kommt nur in geringer Menge vor und nirgends brauſen die Thermen von Gasperlen auf. Aus dieſem Grunde glaube ich, daß die Verwitterung des Kalkſteins nur den gewöhnlichen atmoſphäriſchen Einflüſſen zugeſchrieben werden darf.

Was den andern Punct betrifft, ob der Kalkſtein ein allmählig gebildeter Abſatz aus den Quellen ſei, ſo ſcheint ihm außer der Oertlichkeit die Vergleichung mit den heutiges Tags aus den Thermen abgelagerten Sintern zu widerſprechen. Sie ſind, entſprechend dem geringen Mineralgehalt derſelben, von ſehr unbedeutender Mächtigkeit, aber ſie zeigen eine ausgezeichnete Uebereinſtimmung mit den Sprudelſteinen von Carlsbad. An der Quelle Jeni-Cablidſcha bilden ſie einen weißgrauen, dichten Kalkſtein von ſchaliger Abſonderung. Er enthält auch Erbſen **) mit concentriſchen Lagen, völlig den Carlsbader Erbſenſteinen entſprechend. Einige Erbſenſchalen und gewiſſe Partieen des dichten Geſteins ſind durch Eiſenoxyd gefärbt. Der Abſatz der ſogenannten Schwefelquelle, Kökürdli, beſteht gleichfalls aus einem dichten Kalkſtein von bläulich weißer Farbe und ſchaliger Abſonderung. Der äußerſte Rand zeigt blumenkohlartige Bildungen, die durch Eiſenoxyd gefärbt ſind. Zwiſchen den Schalen bemerkt man zuweilen Reſte von in der Nähe wachſenden Gräſern.

Der Mangel des cryſtalliniſchen Gefüges und der Kalkſpathdruſen, ſo wie die ſchalige Abſonderung unterſcheiden die Bildungen der Quellen auf den erſten Blick von dem Kalkgeſtein, dem ſie entſpringen. Noch auffallender, als bei der Jeni-Cablidſcha, zeigt ſich dieſe Verſchiedenheit an der Schwefel-

---

*) Siehe Pl. I.

**) Dieſe ſcheinen der Bildung zu entſprechen, die v. Hammer aus verzeihlichem Irrthume Muſchelkitt genannt hat. Vergl. deſſen Reiſe nach Bruſſa p. 25.

quelle. Ihr liegt ein Kalkfels gegenüber, der von dem früher beſchriebenen durch eine röthere Farbe und viel compaktere Beſchaffenheit abweicht. Daß gerade hier, wo die Thätigkeit der Thermen ſich concentrirt, der Kalkſtein am wenigſten verwittert auftritt, bekräftigt die obige Bemerkung.

Zweite Note (zu S. 66.). Gypsbildung an der Jeni-Cablidſcha. Die Vermuthung, daß die drei Quellen bei der Jeni-Cablidſcha nur verſchiedene Ausflüſſe einer einzigen ſeien, gründet ſich auf einen beſondern Umſtand. Denkt man ſich die Localität als eine quadratiſch geformte Erdplatte von zwanzig Quadratfuß Oberfläche, ſo treten die Quellen an drei Ecken derſelben in einer ſolchen Richtung des Waſſerſtroms hervor, daß dieſer von einer jeden rückwärts verlängert auf die vierte Ecke treffen würde. Hier nun aber, wo ſich demnach die drei Quellen erſt durch Verzweigung unter der Erde aus einer einzigen bilden, falls ihre Richtung bis dahin horizontal war, entdeckte ich ein enges, brunnenartig durch die dünne Humusdecke und den Fels eindringendes Loch. Die hohe Temperatur in demſelben verrieth, daß die Quelle ganz oben hindurchfließe. Nur, weil dieſer Trichter, durch welchen das heiße Waſſer, bereits ehe es in's Freie tritt, mit der Atmoſphäre in Berührung kommt, eine gewundene Röhre bildet, konnte ich das Waſſer weder mit dem Arm, noch Geräthſchaft erreichen. Seine Gegenwart wurde indeſſen noch auf andere Weiſe gewiß. An der Innenfläche des Trichters bemerkte ich einen loſen cryſtalliniſchen Ueberzug, der ſich mit einem Meſſer leicht abſchaben und ſammeln ließ. Ich betrachtete dieſen Anflug damals durchaus als ein Sublimationsproduct der Quelle. Es enthält eine Anzahl ſehr zarter, weißer Nadeln, beſteht jedoch größtentheils aus unregelmäßig geformten Körnern, an denen einzelne rhombiſche Flächen ſichtbar ſind. Dieſe Körner ſind zum Theil ungefärbt, aber viele zeigen einen grünlich gelben Anflug. Dieſer Anflug iſt Schwefel, offenbar aus dem Schwefelwaſſerſtoff, der ſchon hier aus dem Waſſer entbunden wird, durch den Einfluß der atmoſphäriſchen Luft und der Waſſerdämpfe gebildet. Eine ſolche Schwefelſublimation bleibt nicht ohne Wirkung auf die Beſchaffenheit der Quelle. Denn das Waſſer der Jeni-Cablidſcha enthält, wo es austritt, nach dem Geruch zu urtheilen, weniger Schwefelwaſſerſtoff, als die Quelle von Kökürdli, welche, ohne vorher mit der Atmoſphäre in Berührung zu treten, ihren Gasgehalt bis zum Austritte bewahrt.

Wenn nun dieſer zarte Anflug von pulverigem Schwefel als ein Product der aus dem heißen Waſſer aufſteigenden ſchwefelwaſſerſtoffhaltigen Dämpfe angeſehen werden kann, ſo liegt dagegen der Bildung jener Cryſtalle ſelbſt ein anderer, räthſelhafterer Proceß zu Grunde. Die chemiſche Unterſuchung hat nämlich ergeben, daß ſie aus Gyps beſtehen, und zwar entſprechen die feinen Nadeln beginnender Bildung von Fasergyps im Kleinen. Schwefelſaurer Kalk iſt übrigens dieſer Gegend fremd, und die Vermuthung liegt nahe, daß ein Zuſammenhang zwiſchen der Entſtehung jenes Minerals und

der Gasentbindung aus den Thermen beſtehe. Denn der Gyps bildet nur einen lockern Anflug auf dem Kalkgeſtein von der Dicke weniger Linien. Der Mangel an Cohaeſion mit dem Geſtein und die Beſchränkung des Vorkommens auf eine einzige Localität, die den Effluvien der Quelle am meiſten ausgeſetzt iſt, beweiſt ſeine Bildung in der Gegenwart. Verſchiedene Hypotheſen ſind möglich, von denen mir eine einzige zuläſſig erſcheint. 1) Schwefelſaure Dämpfe können nicht zugegen ſein, da die Quelle vielmehr alcaliſch reagirt. 2) Zwar enthält die Therme ſchwefelſaure Salze; da ſie jedoch nicht ſiedet, ſo iſt nicht anzunehmen, daß die feſten Beſtandtheile von den Dämpfen mit in die Höhe geriſſen werden; ferner enthält der Quellenſinter keinen ſchwefelſauren Kalk; ſchwefelſaures Natron, an dem Trichter abgeſetzt, würde den kohlenſauren Kalk des Geſteins nicht zerſetzen; endlich iſt die Menge des Waſſerdampfs verhältnißmäßig gering und die feſten Beſtandtheile des Waſſers viel unbedeutender, als in andern Mineralquellen, wo man keine Gypsbildung aus benachbartem Kalkgeſtein beobachtet hat. 3) Iſt das Schwefelwaſſerſtoffgas in Verbindung mit Waſſerdämpfen ſelbſt fähig, kohlenſauren Kalk in Gyps zu verwandeln? Vergleichende Verſuche würden entſcheiden, ob, wenn man ſiedendes Waſſer einige Zeit auf ein Gemenge von Schwefel und kohlenſaurem Kalk wirken läßt, ſich etwas Schwefelcalcium bildet. Dieſes oxydirt ſich an der Luft bekanntlich zu Gyps. Iſt gegen die Theorie einer Bildungsweiſe des ſchwefelſauren Kalks auf dieſem Wege nichts einzuwenden, ſo dürfte ſie die Aufmerkſamkeit der Geognoſten in dem Grade verdienen, als die Verbreitung des Schwefelwaſſerſtoffs in der vulcaniſchen Natur die der Oxyde des Schwefels übertrifft. Hat man an Schwefelquellen die Verwandlung des kohlenſauren Kalks in Gyps nicht häufig zu beobachten Gelegenheit, ſo iſt zu bemerken, daß die Gegenwart heißer Waſſerdämpfe zu dieſer Wirkungsart nothwendig zu ſein ſcheint. Sollte man indeſſen auch Bedenken tragen, auf die Bildung des Gypſes im Großen eine ſolche Theorie anzuwenden, ſo iſt doch die Zahl wirklicher Beobachtungen über die Entſtehung dieſes Körpers durch noch jetzt thätige Kräfte zu gering, als daß nicht eine neue Erſcheinung dieſer Art bemerkenswerth bleiben müßte.

Dritte Note (zu S. 73.). Zur Vergleichung des türkiſchen und ruſſiſchen Bades. Indem ich hier einige vergleichende Bemerkungen über die phyſiologiſche Wirkung der türkiſchen Bäder zuſammenſtelle, ſchwebt mir beſonders die Frage vor, ob es zweckmäßig erſcheine, dieſelben auch bei uns einzuführen, oder ob ſie vielleicht zu gewiſſen Verbeſſerungen in der Technik unſerer Dampfbäder einen Anlaß darbieten.

Gemeinſam iſt den ruſſiſchen und türkiſchen Bädern mechaniſche Reinigung der Haut und dynamiſche Erregung ihrer Thätigkeit durch Wärme. Dieſe Reizung wird jedoch in beiden zum Theil durch verſchiedene Mittel erreicht. Demungeachtet iſt die Wirkung völlig übereinſtimmend und von gleicher Intenſität, ſowohl die primäre Wirkung, die in dem Schweiße nach dem

Bade beſteht, als die ſecundäre Abhärtung der Haut, dieſelbe gegen ſchädliche Potenzen unempfänglicher zu machen, wie denn ſolche Erfolge durch die Gewöhnung an ſtarke Reize bedingt werden. Daß man auch Anfangs durch ſo ſtarke und plötzliche Temperaturdifferenzen ſich nicht leicht erkältet, ſcheint darin begründet, daß ſie den ganzen Körper gleichmäßig betreffen.

Die Mittel, durch welche der Schweiß nach dem ruſſiſchen Dampfbade bewirkt wird, ſind nicht ſo ſehr an ſich von denen verſchieden, welche die Türken anwenden, als ſie mit größerer oder geringerer Energie benutzt werden. Ich zähle ſie deshalb nach der Reihenfolge ihrer Wirkſamkeit auf.

1) Waſſerdampf in großer Quantität und von mehr als 40° Wärme. Im türkiſchen Bade dagegen nur ungefähr 30° Wärme und verhältnißmäßig wenig niedergeſchlagener Waſſerdampf. Dieſe Verſchiedenheit iſt von großer Wichtigkeit für den Zuſtand der Haut im Bade, nicht ſowohl für ihre transſpirirende Function, als für ihre Erwärmung und Reizung. Denn da die Luft, ganz abgeſehen von dem wolkenförmigen Waſſer, in beiden Fällen von Waſſerdampf geſättigt iſt, ſo wird die ſogenannte phyſicaliſche Hautausdünſtung ſowohl im türkiſchen, als im ruſſiſchen Bade durchaus unterdrückt. Freilich kann die organiſche Perſpiration nicht mit dem Hygrometer gemeſſen werden, aber wir wiſſen nicht, ob dieſe in einem der genannten Fälle mehr begünſtigt werde, als in dem andern. Indeſſen beträgt unter gewöhnlichen Umſtänden die organiſche Hautausdünſtung nach Edwards nur ein Fünftel der phyſicaliſchen, welche die Haut auch im todten Zuſtande zeigen würde und die ebenſo ſehr von der Menge des in der Atmoſphäre befindlichen Waſſerdampfs abhängt, wie die Verdunſtung des Waſſers ſelbſt. Deshalb hat man wahrſcheinlich ein Recht, zu behaupten, daß während des Bades in beiden Fällen die Evaporation der Haut größtentheils unterdrückt iſt. Eine ſolche Behauptung wird zwar denen ſehr unerwartet vorkommen, welche, ohne auf den phyſicaliſchen Zuſammenhang zu achten, ſich bald nach dem Eintritt in ein ruſſiſches Dampfbad mit Schweiß bedeckt ſehen. Es iſt jedoch eine bloße Täuſchung, den am Körper aus der Luft niedergeſchlagenen Waſſerdampf für Schweiß anzuſehen. Die Wärme und das weiche Aufſchwellen der Haut, wie bei einem wirklichen Schweiße, dürfen uns nicht irre leiten. Denn offenbar iſt der größte Theil des Waſſers, das bald über den erhitzten Körper herabzurieſeln beginnt, auf keine andere Weiſe entſtanden, als wie ein kaltes Gefäß in einem wärmern Zimmer mit Thau benetzt wird. Manche Perſonen, die Damfbäder häufig zu gebrauchen gewohnt ſind, pflegen aus Mangel an Zeit oder aus andern Gründen den ſecundären, wirklichen Schweiß nicht abzuwarten. Unſtreitig bedenken ſie nicht immer, daß ſie ſich dadurch die Hauptwirkung des Dampfbads entziehen.

Im türkiſchen Bade iſt die Waſſerablagerung am Körper ungleich geringer, als im ruſſiſchen, oder vielmehr ſie verſchwindet ganz. Dies hat gleichfalls eine phyſicaliſche Urſache. Im ruſſiſchen Bade wird Waſſer an der

Haut niedergeſchlagen, weil dieſe wenigſtens 10^0 kälter iſt, als die Luft. Die Wärme des türkiſchen Bades kommt der Körperwärme gleich. Deshalb bleibt der Waſſerdampf in der Luft aufgelöſt und eine Benetzung des Körpers von Außen kann nur dadurch erfolgen, daß das nebelförmig im Raume ſuspendirte Waſſer ſich mechaniſch an die Haut anhängt. Aber dabei wird keine Wärme entbunden, wie es der Fall iſt, wenn wirklicher Thau ſich bildet.

Hierin aber liegt nun eben einer der weſentlichſten Unterſchiede zwiſchen dem ruſſiſchen und türkiſchen Bade. Der menſchliche Körper erzeugt beſtändig mehr freie Wärme, als zur Erhaltung ſeiner eignen Temperatur hinreicht: denn er iſt beſtimmt, in einer Atmoſphäre zu leben, die kälter iſt, als ſein Körper. Je wärmer dieſe wird, deſto mehr ſucht er jenen Wärmeüberſchuß, durch den er ſonſt ſeine Umgebungen erwärmte, zur Bildung von Waſſerdampf, zur Perſpiration zu verwenden. Steigt die äußere Wärme noch mehr und wird die Perſpiration durch eine dampfgeſättigte Atmoſphäre gehemmt, ſo erhitzt ſich endlich der Körper über ſeine normale Temperatur, und die Haut, die zunächſt die äußere Wärme empfängt, erfährt eine abnorme Reizung. In ſolchen Umſtänden befindet ſich der Körper ſowohl im ruſſiſchen als im türkiſchen Bade. Aber der Grad jener Reizung hängt auch von der Geſchwindigkeit ab, mit der die Umgebungen die Wärme leiten. Unter dieſen iſt die Luft der ſchlechteſte Wärmeleiter, hierauf folgt der niedergeſchlagene Waſſerdampf, am beſten wird die Wärme durch das Waſſer geleitet. Aus dieſen bekannten Sätzen geht hervor, daß, wenn im Dampfbade eine Schicht von tropfbarem, heißem Waſſer den Körper bedeckt, hier die Erhitzung und Reizung der Haut ungleich beträchtlicher ſein muß, als wenn der Körper nur mit einer feuchten Luft in Berührung iſt, welche die Temperatur des Bluts hat. Dieſer Unterſchied wird aber noch bedeutend durch die Thaubildung am Körper im Dampfbade geſteigert, da die dadurch frei werdende Wärme der Haut unmittelbar zugeführt wird. Dieſe Wirkung iſt aber auch nicht auf die Haut beſchränkt. Die Erhitzung des Körpers bedingt eine Beſchleunigung der Reſpiration. So wird der Zweck des Dampfbades, einen heftigen Schweiß zu bewirken, hauptſächlich durch die Wärme deſſelben erreicht. Im türkiſchen Bade kann die Wärme nur eingeſchränkt dazu mitwirken.

2) Ein anderes Mittel, welches in den ruſſiſchen Bädern angewendet wird, um die Hautthätigkeit anzuregen, beſteht in den kalten Begießungen. Es iſt ein plötzlicher und vorübergehender Hautreiz, der auf die Temperatur des Körpers nur einen geringen Einfluß äußern kann. Auch hierbei iſt es auf die nachfolgende Reaction abgeſehen. Dieſes Mittels bedienen ſich die Türken gar nicht.

3) Endlich wird die Haut in den Dampfbädern mit Lorbeerzweigen oder ähnlichen Apparaten gepeitſcht oder mit Tüchern gerieben. Dieſe Mittel,

deren Wirkung mit der der übrigen übereinſtimmt, werden nicht ſo anhaltend und nachdrücklich angewendet, daß ihr Einfluß mit jenen verglichen werden könnte. Die Türken hingegen richten die größte Aufmerkſamkeit auf die mechaniſche Reizung der Haut und erſetzen dadurch vollſtändig die geringere Wirkſamkeit der Wärme. Die ganze, am angeführten Orte geſchilderte Behandlung hat eine ſolche Tendenz. Das Kneten der Muskeln, der periodiſche Druck auf die weichen Körpertheile, das ſorgfältige Reiben mit Pölſterchen, ſucceſſiv über alle Regionen ſich verbreitend, bis eine Röthung der Haut entſteht, alles dies wird mit der äußerſten Pünktlichkeit ausgeführt, und es geht aus dem nachfolgenden activen Schweiße deutlich hervor, daß hierdurch der Zweck des Bades eben ſo vollkommen erreicht wird, als im Dampfbade durch die größere Erhitzung des Körpers. Wenn jene Methode aber zugleich naturgemäßer erſcheint, ſo läßt ſich auch nicht verkennen, daß manche Gegenanzeigen gegen den Gebrauch der Dampfbäder, z. B. drohende Entzündungen, eine Art der Reizung nicht treffen, die ſich auf die Haut beſchränkt, ohne die Functionen anderer Organe durch Erhitzung des ganzen Körpers zu ſteigern. Es iſt indeſſen nicht meine Abſicht, dieſe Vergleichung in das Therapeutiſche zu verfolgen.

Zum Schluſſe will ich noch einige Puncte hervorheben, die ſich auf beſondere Zwecke des türkiſchen Bades beziehen. Die Reinigung der Haut, die Oeffnung der Schweißcanäle, wird aufmerkſam behandelt und dient gleichfalls, die Transſpiration nach dem Bade zu begünſtigen. Beſonders iſt die Art, die Seife als Schaum zu gebrauchen, von der unſrigen verſchieden. Die fein vertheilte Seife dringt ſicherer in die blinden Gänge der Haut ein und lockert ihre Secrete auf. Man erkennt dies leicht aus einer auffallenden Wirkung. Unter dem fortgeſetzten Reiben bilden ſich auch auf der weißeſten Haut ſehr zahlreiche, graulich weiße Cylinder von einer Linie Dicke und bis zu zwei Zoll Länge. Eine ſolche Entladung von Schmutz pflegt reinliche Europäer anfänglich nicht wenig zu befremden.

Plötzliche Temperaturveränderungen, welche nur einen Theil und nicht die ganze Oberfläche der Haut treffen, dadurch die organiſche Perſpiration des getroffnen Gliedes zu unterdrücken ſcheinen und in Folge deſſen rheumatiſche und catarrhaliſche Affectionen bewirken, werden in den türkiſchen Bädern behutſam gemieden. In dieſer Rückſicht iſt es von Bedeutung, daß der Fußboden in Bädern, wie die von Jeni-Cablidſcha, welche unter die prächtigſten Bauten des Orients gerechnet werden müſſen, durchaus von Marmorplatten zuſammengeſetzt iſt. Damit nun die Füße nicht mit einem beſſern Wärmeleiter, als die Luft iſt, in erkältende Berührung kommen, wandelt man ſtets auf Holzſchuhen, welche noch durch zwei Zoll hohe Stelzen von dem Boden entfernt bleiben. Ferner herrſcht die Meinung, daß die Befeuchtung des Haupthaars nicht zuläſſig ſei, weil es nicht leicht vollſtändig getrocknet werden kann und die Verdunſtung des daran zurückbleibenden Waſſers

den Scheitel erkältet, während der übrige Körper warm iſt. Deshalb wird der Kopf über der Stirn ſtets von Tüchern umhüllt, ſowohl während des Bades, als nach demſelben. Die Türken ſelbſt, welche das Haupthaar bis auf einen einzigen Büſchel abſcheeren, thun daſſelbe aus einem andern Grunde. Indem ſie nämlich beſtändig den Kopf unter dem Fez noch durch eine Menge von Tüchern und Mützen einhüllen, fürchten ſie den am wärmſten gehaltenen und verwöhnteſten Theil ihres Körpers den ſtarken Einflüſſen des Bades auszuſetzen. Sind ſie ſich ſolcher theoretiſchen Gründe ihres Verhaltens nicht immer bewußt, ſo erſcheint doch eine ſo allgemeine Sitte immerhin einigermaßen beachtenswerth.

Endlich fehlt es auch nicht an Gebräuchen und Einrichtungen im türkiſchen Bade, welche nur den ſinnlichen Genuß zu erhöhen beſtimmt ſind. Die Sinnlichkeit des Orientalen aber macht weniger Anſpruch auf ſtarke Eindrücke und wechſelvolle Stimmungen, als auf Ruhe und Stille des Orts. So mögen die großen Räume, ihre einfache, jedoch edle Bauart, die Höhe der Wölbung, in deren Kuppel zahlreiche Glasſcheiben von kleinem Durchmeſſer eingelaſſen ſind, durch welche ein dämmerndes Licht ſich in der Halle verbreitet, vielleicht nicht ohne Grund mit gothiſchen Kirchen verglichen werden, deren Styl ſelbſt zur Andacht und Betrachtung anregt. Man hört keinen Laut, als den Tropfenfall der Springbrunnen und das Geräuſch von ſtrömendem Waſſer. Jeder gleitet leiſe und ſchweigend an dem Andern vorüber und lebt im Bade nur für ſich. Indeſſen iſt dieſes feierliche Betragen, welches mit der religiöſen Bedeutung des türkiſchen Bades in Verbindung ſteht, nicht ohne Entweihung. Ich trage jedoch Bedenken, die Bemerkung, daß man häufig ſchöne Knaben zum Dienſte des Badewärters verwendet, und daß der Fremde zuweilen ihre widerwärtige Dienſtfertigkeit abzuweiſen genöthigt wird, für ein Zeichen allgemeiner Verderbniß anzuſehen. Mir erſcheinen vielmehr ſolche Fälle als Ausnahmen, welche durch die nachſichtige Moral jener Länder erklärlich werden, und außerdem gehört es weſentlich zu dem äſthetiſchen Genuſſe des Bades, daß der Wärter, der in ſo nahe Berührung mit dem Badenden tritt, ein reinlicher und körperlich wohlgebildeter Menſch ſei. Sodann wird auch während der Transſpiration für eine behagliche Stimmung des Körpers ſyſtematiſch geſorgt. Sobald man ſich niedergelegt hat, wird eine Schale mit ſchwarzem Caffee gebracht. Hierauf beginnt man zu rauchen. Das Rohr iſt ſo lang, daß es in wenig geneigter Lage doch den Fußboden berührt, wo der Kopf der Pfeife auf einem metallnen Becken ruht, während die Bernſteinſpitze ſich dicht vor dem Munde befindet. Hierdurch iſt man im Stande, ohne eine unbequeme Stellung des Kopfes und ohne den Gebrauch der Hände von Zeit zu Zeit den Dampf einzuſaugen. Zugleich iſt ein Wärter beſchäftigt, unaufhörlich das Geſicht von Schweißperlen zu trocknen. Zuletzt wird ein Glas Scherbet gebracht, d. h. eine Limonade aus Fruchtſaft, Citronenſäure und Zucker.

Aber nicht bloß der Sinnenreiz und die Religionsvorſchrift führen den Orientalen ſo häufig in das Bad; noch weniger die Reinlichkeit, auf die er in ſeinen Kleidern ſo geringen Werth legt: allein einen Jeden hat perſönliche Erfahrung von der großen Bedeutung des Bades für die Geſundheit in jenen Climaten überzeugt. Gewiß iſt, daß Krankheiten, die von einer Störung der Hautfunction abhängen, mögen ſie nun die Vegetation der Haut ſelbſt betreffen, oder auf die innern Organe ihren Reflex äußern, in der Türkei zu den Seltenheiten gehören. Schon die unmittelbare Nachwirkung eines einzelnen Bades lehrt, wie mächtig die Secretionsproceſſe des Körpers dadurch geregelt werden. Wenn ein Tatar hundert Meilen ohne Aufenthalt auf Poſtpferden zurückgelegt hat und am Orte ſeiner Beſtimmung ganz erſchöpft und kaum ſeiner Sinne mächtig anlangt, pflegt er, ehe er ſeine Aufträge ausrichtet, vorher in's Bad zu gehen. Hier verſchwindet ſeine Abſpannung ſpurlos, und er erklärt, die Mühen des Wegs durchaus vergeſſen zu haben. Ich habe dieſelbe Erfahrung gemacht, als ich bei meiner Ankunft in Salonichi ſogleich in's Bad ging. Wie durch magiſche Gewalt gewährt es dem erſchlafften und krankhaft gereizten Körper des Reiſenden augenblickliche und dauernde Erquickung.

Vierte Note (zu S. 298.). Allgemeinere Bemerkungen über die Baumgrenze des Athos. Statt, wie oben verſucht wurde, die bedeutenden Abweichungen, welche die Meſſungen der Baumgrenze, beſonders auf den europäiſchen Gebirgen, von der Theorie zeigen, aus örtlichen Bedingungen ableiten zu wollen, ſcheint mir gegenwärtig der Zeitpunct eingetreten zu ſein, den vermehrten Beobachtungen gemäß die Theorie ſelbſt einer erneuerten Prüfung zu unterwerfen. Die große Wichtigkeit, welche eine ſolche Unterſuchung für die Erkenntniß der Eigenthümlichkeiten des rumeliſchen Gebirgsſyſtems erlangt hat, veranlaßt mich, einige Bemerkungen zur Vergleichung der Baumgrenze in Rumelien mit der in andern Gebirgsländern an dieſem Orte zuſammenzuſtellen. Denn die Beobachtung, daß am Athos der Baumwuchs in einer Höhe von 5250′ unterdrückt wird, ſo ſehr ſie anfänglich dazu reizte, eine örtliche Urſache der Erſcheinung aufzuſuchen, mußte in einem ganz verſchiedenen Lichte ſich darſtellen, ſeitdem ich gewiß wurde, daß ſie ſich in allen Gebirgen Central-Rumeliens vom 40ſten bis zum 42ſten Breitegrade wiederholt. Ueberall fand ich im weitern Verfolge meiner Reiſe, daß in einer Meereshöhe, welche zwiſchen 6100′ und 4360′ ſchwankte, die Baumvegetation des nördlichen Pindus aufhört. Demnach iſt die Baumgrenze des Athos kein iſolirtes Phänomen, das durch die beſondere Lage des Bergs oder durch ſeine Bodenbeſchaffenheit würde zu erklären ſein, ſondern ihre Beſtimmung ſchließt ſich vielmehr genau an die für das ganze nordweſtliche Rumelien gewonnenen Werthe.

Aber Rumelien ſelbſt ſteht in dieſer Rückſicht den übrigen Ländern der alten Welt, die unter gleichen Breiten liegen und eines ähnlichen Clima's

ſich erfreuen, keineswegs als Ausnahme gegenüber, ſondern alle Meſſungen, von den Alpen und dem Caucaſus bis zu den canariſchen Inſeln, gewähren eine viel größere Uebereinſtimmung, als jene theoretiſche Anſicht geſtattet, daß nämlich, gleich der Schneegrenze und gleich den Vegetationsgrenzen einzelner Pflanzenarten, auch die Baumvegetation in demſelben Sinne zu höhern Gebirgsregionen ſich erhebt, als man gegen Süden zu wärmern Climaten fortſchreitet: eine Anſicht, die vom Polarkreiſe bis zu den Alpen durch die Erfahrung beſtätigt wird. Das Gebiet, wo dies nicht mehr der Fall iſt, hat eine zu große Ausdehnung, die örtlichen Verhältniſſe der einzelnen Gebirge ſind zu mannigfaltig, die Beobachtungen zu zahlreich und glaubwürdig, als daß wir nicht ein allgemeines Phänomen darin erkennen müßten.

Die Meſſungen der Baumgrenze zwiſchen dem 48ſten und 29ſten Breitegrade, oder in Climaten, deren mittlere Wärme im Meeresniveau von 10° C. (Nordküſte des Pontus) bis nahe an 22° C. (canariſche Inſeln) zunimmt, ſind folgende:

1) Am Nordabhange der Schweizer Alpen (47° n. Br.) finden ſich Edeltannen- und Lärchen-Wälder bis zu 5500′ *).

2) Am Südabhange der Alpen (46°) wachſen dieſe Coniferen in der Regel bis zu 6400′. An einigen Orten ſind ſie jedoch bis zu einer Höhe von 7000′ und 7400′ beobachtet **).

3) In den Pyrenäen (42—43°) ſteigt die Hakenfichte bis zu 5500′ an. Nach andern Meſſungen tritt die Nadelwaldgrenze erſt bei 7500′ ein ***).

---

*) Wahlenberg de vegetat. Helv. Seine Meſſung wird durch Beobachtungen in der weſtlichen Schweiz und in den öſterreichiſchen Alpen beſtätigt und auf den ganzen Nordabhang der Alpen erweitert. Die Baumgrenze bilden Pinus Abies L. und Pinus Larix L.

**) Die ältern Beſtimmungen von Schouw (Pfl. Geogr. p. 454.) und Leop. v. Buch (Beilſchmied Pfl. Geogr. p. 73.) geben das erſtere Reſultat. Zwei von Gr. Keyſerling und mir im J. 1836 in Südtyrol angeſtellte Meſſungen mache ich wegen ihres für dieſe Unterſuchung einflußreichen Reſultats bei dieſer Gelegenheit bekannt:

1) Obere Baumgrenze am Menzon im Faſſa-Thale.
24. Aug. 10^h, 5 M. Bar. 21″8‴,5. Therm. fix. 12°,8 R. lib. 12°,8 R.
Sternwarte von Brera 453′ über dem Meere.
— — 9^h M. Bar. 27″9‴,1. Therm. fix. 10° R. lib. 17°,7 R.
Nach den Gauß'ſchen Tafeln berechnet, ergiebt dieſe Meſſung eine Höhe von 6938′ über dem Meere.

2) Obere Baumgrenze des Martellthals am Orteles.
4 Sept. 6^h M. Bar. 21″3‴,1. Therm. fix. 5°,2 R. lib. 5°,2 R.
Brera. — — Bar. 27″8‴,2. Therm. fix. 10° R. lib. 19°,9 R.
Ergiebt eine Höhe von 7390′ über dem Meere.

Wiewohl dieſe Beſtimmungen bis zu 1000′ von den früher gewonnenen abweichen, ſo werden ſie doch mit dieſen durch die Meſſung der Baumgrenze am Monte Roſa, welche Baron von Welden zu 7000′ beſtimmte, vermittelt.

***) Die erſtere Beſtimmung rührt von De Candolle (Mém. d'Arcueil 3.) her, die zweite wahrſcheinlich von Ramond, mitgetheilt in v. Humboldt's

4) Im höchſten Theile der Apenninen (42—43°) erheben ſich die Weißtanne, Lariciofichte und die Buche bis zu 6000′ *).

5) Am Aetna (37½°) kommt die Lariciofichte bis zu 6200′ vor **).

6) In Rumelien (40—42°) wird die Baumgrenze zwiſchen 4360′ und 6100′ durch Weißtannen, Zirbelnußfichten, Buchen oder Eichen gebildet ***)

7) Am Caucaſus (42½°) ſteigt die Weißtanne und eine Fichtenart nebſt der Birke bis 5500′: die letztere kommt aber örtlich noch bei 6288′ vor †)

8) am Pik von Teneriffa findet ſich die canariſche Fichte bis zu 5900′††).

Aus dieſer Zuſammenſtellung, nach welcher innerhalb des vorausbeſtimmten Ländergebiets die Baumgrenze etwa von 4400′ bis zu 7400′ ſchwankt, ergiebt ſich zunächſt, daß dieſe Schwankungen nicht von der Polhöhe oder allgemeinern climatiſchen Verhältniſſen abhängen. Sie vermindern ſich ferner um mehr als ⅓, wenn wir zwei Berge des Schardagh aus der Liſte ausſchließen, wo der Wald wegen örtlicher Einflüſſe wahrſcheinlich bis zur wahren Baumgrenze nicht hinaufreicht. Da wir ſodann Schwankungen von 2000′ innerhalb deſſelben Gebirgs und bis zu 1000′ an derſelben Gebirgsſeite antreffen, der Unterſchied der Baumgrenze zwiſchen den beiden wärmſten und kälteſten Climaten aber (Nordabhang der Alpen und Caucaſus verglichen mit dem Aetna und Pik von Teneriffa) nur 4—700′ beträgt: ſo können wir, nachdem die meiſten Hochgebirge dieſes Gebiets unterſucht ſind, wohl mit einiger Sicherheit den Schluß ziehen, daß überall die Baumgrenze gleich iſt und die Abweichungen nur von örtlichen Bedingungen abhängen. Freilich ſind dieſe nirgends ſo groß, als zwiſchen der Nord- und Süd-Seite der Alpen: aber hier †††) würden ſie immer erklärlicher ſein, als das allgemeine Phänomen, welches dem Caucaſus und den canariſchen Inſeln, ſo wie den zwiſchenliegenden Gebirgen, dieſelbe Baumgrenze zuweiſt.

Werke (de distrib. p. 122.). Die höchſte Waldregion wird gebildet durch Pinus uncinata Ram. und eine andere nicht hinlänglich erkannte Fichte.

*) Schouw (Pfl. Geogr. p. 475.) beobachtete die angeführte Baumgrenze, gebildet durch Pinus Picea L., P. Laricio Poir. (sylvestris Aut.) und Fagus sylvatica L. fruticosa. Nach Hoffmann's Meſſung (Reiſe I.) am Gran Saſſo, der ohne Nadelwald iſt, kommt die Buche daſelbſt bis 6500′ vor.

**) Philippi a. a. O.

***) Pinus Picea L. bildet die Baumgrenze am Athos und am bithyniſchen Olymp (5000′?); Pinus Cembra L. am Periſteri (6100′); Fagus sylvatica L. am Nidgé (5544′) und am Ljubatrin (4360′); Quercus pedunculata Ehrh. var. brutia Ten. an der Kobelitza (4670′).

†) Schouw Pfl. Geogr. p. 472. nach Parrot's Beobachtung.

††) Die obere Grenze von Pinus canariensis Sw. wurde von v. Buch gemeſſen (Canar. Inſeln p. 129.).

†††) An beiden Abhängen der Alpen nämlich wird die höchſte Waldregion vornehmlich durch die Edeltanne gebildet. In wie fern dies zur Erklärung dient, ergiebt ſich aus dem Nachfolgenden.

Wenn wir dies Phänomen als ein reines Ergebniß der bisherigen Meſſungen betrachten und demzufolge als mittlern Werth für die Baumgrenze jenes großen Gebiets die Höhe von 6000′ beſtimmen, von welcher die meiſten Beobachtungen in ſämmtlichen acht Gebirgszügen ſich nicht über 500′ entfernen: ſo haben wir ferner zu bemerken, daß es auch eine ganz unbegründete Vorausſetzung zu ſein ſcheint, dem Wachsthum der Wälder dieſelben climatiſchen Bedingungen unterzulegen, welche für die Verbreitung der einzelnen Pflanzenarten gelten. Iſt es gewiß, daß jedes Gewächs ſeine eigenthümliche, nicht durch unſere Erkenntniß ſeiner Structur beſtimmbare, ſondern nur durch Erfahrung auszumittelnde Temperaturſphäre hat, innerhalb deren es gedeiht: ſo haben wir durchaus keinen Grund, anzunehmen, daß die Bäume als ſolche im Gegenſatze gegen die übrigen Pflanzen einem gemeinſamen, climatiſchen Geſetze unterworfen ſeien. Wir haben die Waldregionen dem wiſſenſchaftlichen und dem Wort-Begriffe gemäß nur auf die Vegetation von hochwüchſigen, in Krone und Stamm geſchiedenen Gewächſen eingeſchränkt und die Geſträuch- oder Krummholz-Regionen ausgeſchloſſen: der einzige, phyſiologiſche Unterſchied zwiſchen Bäumen und Kräutern beſteht in der Bildung des Holzes und den Geſetzen ſeines Wachsthums: Holzbildung aber, in Alpenſträuchern oder dauernden Wurzelſtöcken ausgeſprochen, iſt weder gegen den Pol, noch gegen die Schneelinie der Gebirge durch andere climatiſche Grenzen eingeſchloſſen, als die phanerogamiſche Vegetation überhaupt. Sollte, wo wir keine phyſiologiſche Grenze kennen, eine climatiſche geſucht werden müſſen? und enthält, wenn nach einer phyſiſchen Urſache der Baumgrenze gefragt wird, dies Problem nicht eben ſolch' eine Forderung?

Sobald wir dagegen von der Baumgrenze als ſolcher abſehen und nach den climatiſchen Bedingungen einzelner Waldbäume fragen: ſo verliert unſer Satz, daß in verſchiedenen Breiten der Wald in gleicher Höhe, alſo in verſchiedenem Clima aufhört, ſogleich jenen Schein von Anomalie, als gäbe es Vegetationsgrenzen, die nicht durch das Clima beſtimmt wären. Mit der zunehmenden Wärme des Clima's verändern ſich regelmäßig die Baumarten, welche die Baumgrenze bilden. Die Edeltanne und Lärche der Alpen, deren climatiſche Sphären ſo groß ſind, wachſen in ſüdlichern Hochgebirgen nicht. Die Buche und die Weißtanne, die in der nördlichen Schweiz 700—1000′ *) unter der Baumgrenze zurückbleiben, bilden in Rumelien und in den Apenninen die Baumgrenze ſelbſt. Die Lariciofichte, die am Athos 700′ unter den oberſten Weißtannen aufhört, iſt derſelbe Baum, der am Aetna zu der größten Höhe ſich erhebt. Dieſe Beiſpiele, die aus der obigen Liſte leicht vermehrt werden können, zeigen deutlich, daß, wenn z. B. die Edeltanne am Athos oder Aetna ihre übrigen Lebensbedingungen fände, oder nicht etwa nur aus hiſtoriſchen Urſachen von dieſen Ver-

*) Wahlenberg de veget. et climate Helv.

gen ausgeſchloſſen wäre, ſie die Baumgrenze hier um 700′, dort um 1400′ hinaufrücken würde.

Je größer daher der Verbreitungsbezirk ſolcher Waldbäume iſt, welche in den höchſten Regionen der Gebirge ſich anzuſiedeln beſtimmt ſind, deſto mehr kommt die Baumgrenze mit dem climatiſchen Abſtande der Berge überein. Hieraus erklärt ſich, weshalb dieſe Grenze am Periſteri bei Bitólia den gegenüberliegenden Nidgé um 600′ übertrifft. Die oberſte Waldregion des letztern wird durch die Buche, die des erſtern durch die Zirbelnußfichte gebildet: jene reicht in den Carpaten *) bis 3900′, dieſe bis 4800′ **). Da ferner jene Bäume nördlich von den Alpen in einer größern Reihe von Gebirgen wiederkehren, ſo ergiebt ſich daraus, daß dort die Baumgrenze im Allgemeinen eine weit größere Abhängigkeit vom Clima zeigt, als wir im Süden derſelben bemerkt haben. Die folgende Ueberſicht iſt beſtimmt, dieſe Bemerkung nachzuweiſen. Zur Einleitung bemerke ich, daß die drei Bäume, die hierbei beſonders in Betracht kommen, die Edeltanne, Lärche und Birke, wo ſie in demſelben Gebirge vorkommen, ungefähr bis zu derſelben Höhe anſteigen, d. h. eine analoge Kältegrenze haben. Wahlenberg, an deſſen Forſchungen ſolche Unterſuchungen ſtets eine ſo gründliche Stütze finden, beobachtete in der Schweiz die Edeltanne meiſt bis 5500′, die Lärche bis 5200′ und die Birke bis 5100′ ***).

1) In Lappland (68°) wächſt die Birke bis 1800′†).

2) Im ſüdlichen Scandinavien (61°) findet ſich die Birke bis zu 3200′††).

---

*) Wahlenberg Flora Carp. p. 308 seq.

**) Dagegen wächſt Pinus Cembra L. nach De Candolle in den Pieminteſer Alpen von 5400′—6000′, nach eigner Beobachtung in Südtyrol von 4500′—6000′, ja nach v. Ledebour am Südabhange des Altai bis 6500′. Darin liegt inzwiſchen kein Beweis, daß ſie in den Carpaten und am Pindus die Grenze ihrer Temperaturſphäre noch nicht erreiche, vielmehr iſt's ein deutlicher Fingerzeig, daß die mittlere Wärme, die am Altai im Meeresniveau vielleicht 10° C. geringer iſt, als bei Bitólia, und dennoch ein höheres Anſteigen von Pinus Cembra L. geſtattet, mit jener Temperaturſphäre des Gewächſes, die von der Wärme während ihrer Vegetationszeit beſtimmt iſt, durchaus nicht verwechſelt werden darf.

***) Das Vorkommen der Birke im Caucaſus bietet ein entſchieden lehrreiches Beiſpiel für den vorliegenden Gegenſtand. Während ſie in den Alpen und mit Ausnahme von Scandinavien in allen nördlich von den Alpen gelegenen Gebirgen bis zum Altai ſtets einige 100′ unter der Baumgrenze, d. h. unter Edeltannen oder Lärchen zurückbleibt, traf Parrot (ſ. o.) am Caucaſus noch faſt 800′ über der Coniferen- und gewöhnlichen Baum-Grenze einen Birkenwald. Weshalb? Weil im Caucaſus die obere Coniferenregion nicht durch Edeltannen oder Lärchen, ſondern durch Weißtannen und Fichten gebildet wird, die überall tiefer vorkommen, als die Birke.

†) Wahlenberg flora lappon. pag. XXX. für Betula alba L.

††) Schouw Pfl. Geogr. p. 467.

3) Im Ural (54°) kommt die Edeltanne bis zu 4000′ vor *).

4) In den Sudeten (51°) ſteigt die Edeltanne bis 3800′ an **).

5) Im Böhmer Walde (49°) fand ich die Baumgrenze durch Buchen gebildet bei 3600′ ***).

6) In den Carpaten (49°) bildet die Edeltanne die Baumgrenze bei 4700′ †).

7) Der Altai (47°—54°), an deſſen Nordabhange die Lärche bei 5500′, am ſüdlichen Abhange aber die Zirbelnußfichte erſt bei 6500′ zu gedeihen aufhört ††), zeigt bei einer mittlern Wärmeverminderung von mindeſtens 5° C. dennoch günſtigere climatiſche Bedingungen zur Erhebung des Waldes in höhere Gebirgsregionen.

Dieſe Uebereinſtimmung des Climas mit der Höhe der Waldregionen im Norden, die nur im Altai eine ſcheinbare Ausnahme erleidet, und die der gleich hohen Waldgrenze mittlerer Breiten weſentlich gegenüberſteht, iſt weit entfernt, in den noch übrigen Gebirgen der Erde, deren Vegetationsverhältniſſe wir kennen, ich meine unter den Tropen, wiederzukehren oder beſtätigt zu werden. Vielmehr ſpiegelt ſich auch bei dieſer Frage der Satz, daß, je näher man dem Aequator kommt, deſto enger die Verbreitungsbezirke der Pflanzenarten werden. Da wir aber geſehen haben, daß zwei Gebirge nur dann eine Abhängigkeit der Baumgrenze vom Clima zeigen, wenn dieſe durch dieſelben Baumarten gebildet wird: ſo können wir unter den Tropen eine ſolche Abhängigkeit von der Breite nicht erwarten. Wir finden ſogar das Gegentheil, die Gebirge am Wendekreis beträchtlich höher bewaldet, als am Aequator. Unter den Beobachtungen ſind einige der wichtigſten folgende:

1) Wir berückſichtigen zuerſt eine Reihe von Meſſungen, welche zwar außerhalb des Wendekreiſes, jedoch im Gebiete tropiſcher Regen und Monſoon's (31° n. Br.) angeſtellt wurden. Sie betrifft die Beobachrungen Gerard's in der Provinz Kanawar am ſüdöſtlichen Abhange des nordweſtlichen Himalajah. Dort †††) reichte die Waldung, aus Eichen, Fichten und Bir-

---

*) Am Iremel 1° ſüdlich von Slatouſt von Leſſing (Linnaea 1834. p. 149.) beobachtet. Hier, wo die mittlere Wärme im Meeresniveau kaum 1° C. überſchreiten würde, alſo um 8° geringer iſt, als in Schleſien, um 4° geringer als in Südſchweden, erkennt man bereits in jener Baumgrenze den Unterſchied zwiſchen der climatiſchen Vegetationsbedingung und der Jahreswärme.

**) Meyen Pfl. Geogr. p. 288.

***) Am Rachelberge, wo auf die Buchenregion das Krummholz folgt. Durch das Fehlen der Edeltanne wird hier die Baumgrenze herabgedrückt. Eine ähnliche Erſcheinung ſcheint ſich am Inſelsberge im Thüringer Walde zu wiederholen.

†) Wahlenberg Flora Carpat. p. LXIX.

††) v. Ledebour in Hooker's Bot. Miscell. 2. p. 245 seq.

†††) Transactions of the Royal Asiat. Soc. 1826. V. 1. p. 346. Die Fichte iſt Pinus Deodara.

ken beſtehend, im Durchſchnitt zu einer Höhe von 11200′. An der nordweſtlichen Seite der dortigen Gebirgspäſſe ſteigt der Deodara-Wald, als eine identiſche Baumart, nach denſelben climatiſchen Geſetzen, welche die Schneegrenze hinaufrückt, zuweilen einige 1000′ höher hinauf.

2) Ebenſo finden wir, daß vier Breitengrade vom Wendekreiſe entfernt in der neuen Welt auf den Anden von Mexico die Coniferenbäume bis 12000′ ſich erſtrecken *).

3) Unter dem Aequator hingegen, wo in Quito eine hohe Coniferenregion fehlt, ſind die hochſtämmigen Wälder mit der Verbreitung der Chinabäume in einer Höhe von 8900′ geſchloſſen **). Daß aber dort, wie überall, die Beſchränkung der Waldung nur in der Verbreitung der Baumarten, nicht aber in einer climatiſchen Gegenwirkung gegen den Baumwuchs überhaupt begründet ſei, beweiſt das örtliche Vorkommen von 22füßigen Compoſiten am Pichincha in einer Höhe von 12618′, während die Paramos, die Region der Escalloinen und Winteren Humboldt's, mit Sträuchern bewachſen, in der Regel des Hochwalds entbehren.

4) Noch deutlicher zeigen Beobachtungen in Java (6—9° ſ. Br.), daß unter den Tropen die Baumgrenze keine durch das Clima beſtimmte Größe ſei. Reinwardt ***) fand dort den Wald ſchon bei 7000′ begrenzt: aber es war ein Wald aus Laurusbäumen.

Erkennen wir hieraus gleichſam drei verſchiedene Geſetze der Waldverbreitung: 1) ein climatiſches in höhern Breiten, wo Bäume analoger Temperaturſphären die höchſte Waldregion bilden; 2) eine räthſelhafte Identität der Baumgrenze in den gemäßigten Ländern der alten Welt, wo Bäume verſchiedener Temperaturſphären im obern Waldgürtel climatiſch verbreitet ſind; und 3) eine größere Regelloſigkeit in den Tropen, wo die Baumarten auf engere Bezirke eingeſchränkt ſind; ſehen wir die Anomalien, zwar ſcheinbar Erklärungen aus örtlichen Verhältniſſen ſich darleihend, bei genauerer Vergleichung aber den allgemeinern und unerklärten Geſetzen der Verbreitung einzelner Pflanzenarten untergeordnet: ſo bliebe immer noch ein Verſuch möglich, dem zweiten und auffallendſten der drei Phänomene durch die Hypotheſe einer für mittlere Breiten allgemein gültigen Beſtimmung eine wiſſenſchaftlichere Seite abzugewinnen. Man könnte annehmen, die Verdünnung der Luft geſtatte einer Claſſe von Bäumen nicht, in einer Höhe von mehr als 7000′ zu vegetiren, man dürfte an die Krummholzregion der gemäßigten Zone erinnern, und das Problem ſtellen, in wie fern eine ſolche Beſchränkung in den Tropen ausgeglichen werde. Oder man könnte eine Unterſuchung an

---

*) v. Humboldt Naturgemälde p. 82. Die Beobachtung bezieht ſich auf Pinus occidentalis.

**) v. Humboldt ebendaſ. p. 64 und 75.

***) Beilſchmied's Pfl. Geogr. p. 177.

die Vergleichung der Jahrszeiten und Feuchtigkeitsverhältniſſe knüpfen, und anführen, daß die Holzmaſſe eines Baums viel größere Anſprüche an die Circulation des tropfbaren und gasförmigen Waſſers macht, als Vegetabilien von geringerm Volumen und kürzerer Lebenszeit. Allein ich glaube nicht, daß bei dem gegenwärtigen Zuſtande der Wiſſenſchaft ſolche Unterſuchungen irgend einen wahrhaften Erfolg verſprechen, und ſchließe dieſe Bemerkungen mit dem Ergebniſſe ab, daß die niedrige Baumgrenze am Athos und Pindus weit entfernt anomal zu ſein und etwa auf die Holzverwüſtungen der alten Griechen hinzudeuten, vielmehr ſich genau an ein allgemeineres Phänomen anſchließt, welches im ganzen Becken des Mittelmeers, am Caucaſus und in Teneriffa ſich wiederholt.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Verbeſſerungen und Zuſätze.

S. 28. l. Z. lies Ornithogalum nanum Sm.

— 31. Z. 2. v. u. ſtatt T. Oliverianum Ser. lies T. subterraneum L.

— 31. l. Z. ſtatt Hypericum origanifolium W. lies Hypericum origanifolium d'Urv.

— 43. Z. 3. v. u. ſtatt Juniperus macrocarpa Sibth. lies J. Oxycedrus L.

— 43. Z. 7. v. o. ſtatt Pinienwäldchen lies Fichtenwäldchen (Pinus maritima Lamb.).

— 58. l. Z. Dies Geranium iſt G. asphodeloides W. nec Sibth.

— 59. l. Z. Die beiden hier genannten Pflanzen waren Formen von Aubrietia deltoidea L. und Lamium garganicum L.

— 63. l. Z. ſtatt Asphodeli lies Asphodeline.

— 94. Z. 3. v. u. Das hier verſtandene Verbascum Osbeckii byzantinum Linné's (Buxb. Cent. 5. t. 32.) iſt Celsia bugulifolia m.

— 105. Z. 3. v. u. Einige Schriftſteller unterſcheiden die am Bosporus heimiſche Art als P. Yelkouan. So heißt der Vogel bei den Türken.

— 118. Z. 8. v. u. ſtatt Pisum elatum MB. lies P. bicolor m. (P. arvense fl. gr.).

— 118. Z. 3. v. u. ſtatt Polygala major J. lies P. comosa Schk.

— 125. Z. 8. In Hadſchi Chalfa Rumeli und Bosna überſetzt von v. Hammer finde ich (S. 67.) die Berichtigung, daß Rusköi der eigentliche Ortsname, Keſchan hingegen die Bezeichnung der Gerichtsbarkeit ausdrückt. Nach die em Werke, deſſen Benutzung mir erſt jetzt zugänglich iſt, würden auch noch folgende Ortsnamen verbeſſert zu ſchreiben ſein: ſtatt Málgara Migalgara, ſt. Fered Feredſchik.

— 134. Z. 11. v. u. ſtatt Trifolium strictum L. lies Tr. Gussoni Tin.

— 155. In dem angeführten Werke findet ſich eine Beſchreibung von Enos (S. 68.), die ſehr gut mit den angegebenen Daten übereinſtimmt: „Enos nahe am Ausfluſſe der Mariza, auf einer dieſem Ausfluſſe nahe gelegenen niedern Landſpitze. — — Es erſtrecken ſich hier zwei Landſpitzen in's Meer; auf der einen liegt Enos und auf der andern Tustia" (λ des Plans). „Zwiſchen beiden liegt der unter dem Namen Bori Korfuſi bekannte fiſchreiche See" (Lagunen μ—ξ), „an deſſen Eingang viele Taliam, d. i. Fiſcherwarten, aufgerichtet ſind."

— 162. l. Z. ſtatt Rosa alba L. lies Rosa arvensis W.

— 167. Z. 3. v. u. und S. 168. l. Z. ſtatt Trifolium hirtum All. lies Tr. Cherleri L. Zu dieſer Trifolienvegetation ſind noch hinzuzufügen: Tr. striatum L. und obscurum Savi, ſo wie das hier erwähnte Tr. subterraneum eine ausgezeichnete neue Art (Tr. nidificum m.) bildet, die bereits im hieſigen botaniſchen Garten aus den mitgebrachten Samen cultivirt wird.

— 209. Z. 2. v. o. ſtatt fällt lies hüllt.

— 213. Z. 6 v. u. wie S. 118.

— 213. Z. 2. v. u. ſtatt Vicia lutea L. lies V. sordida Kit.

— 223. Z. 2. v. u. ſtatt Trif. filiforme var. erectum lies Trif. speciosum Exp. de Morée nec al.

— 246. l. Z. ſtatt Genista acanthoclada DC. lies Anthyllis Hermanniae L.

— 247. Z. 16. v. u. ſtatt Dorycnium graecum Sm. lies D. latifolium (Lotus) Sm. nec al.

— 283. Z. 8. v. u. wie S. 118. Z. 3. v. u. *).

---

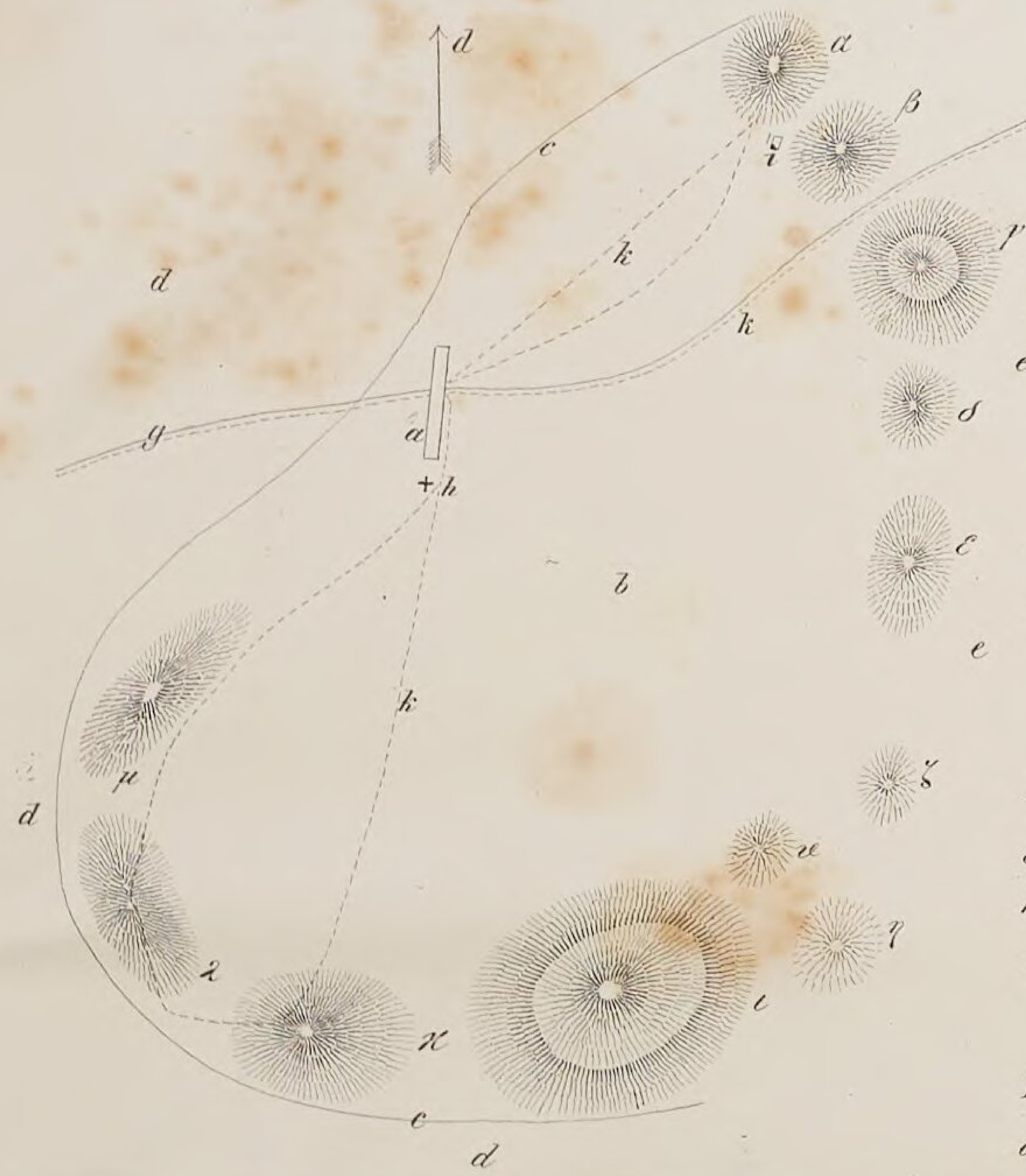
*) Die hier verbeſſerten Fehler in der Bezeichnung der Pflanzenarten ſind durch die verzögerte Ankunft meiner Sammlungen verſchuldet, und ich bitte ſie damit zu entſchuldigen. Uebrigens habe ich mich bemüht, nur die am meiſten characteriſtiſchen Formen der rumeliſchen Flora für die Zwecke dieſer Reiſebeſchreibung auszuwählen, während der bei Weitem größte Theil des Materials nebſt einer begründenden Critik für das Vorliegende an einem andern Orte wird abgehandelt werden.

Gedruckt bei Ernſt Auguſt Huth.

Asiatischer Olymp.

Asiatischer Olymp.

SKIZZE DER UMGEBUNGEN VON KESÁN.



a. Kesán.
b. Thalfläche von Kesán.
c. Rand der Thalfläche & Abfall derselben gegen die Tiefebene des Maritzadeltas & des Absinthos.
d. Tiefebene.
e. Plateau von Malgara im Niveau der Thalfläche von Kesán.
f. Bulgarköi.
g. Strasse von Rodosto nach Enos.
h. Steinbruch von Kesán.
i. Hütten bei einem andern Steinbruche.
k. Weg meiner Wanderungen.
α–μ. Kegelförmige Hügel.

PLAN DER UMGEGEND VON ENOS.

Maass von 1000 Schritten.

α-γ Vorland.
α Conglomeratfelsen und sandiger Kiesboden.
β Humoser Lehmboden.
γ Kiesreicher Lehmboden.
δ Humoser Thonboden.

δ-η Erste Terrasse der Küstenkette.
ϑ-ι Zweite Terrasse.
k Höchster sargförmiger Porphyrberg, weit in's Meer sichtbar.

λ Äusserste Fortsetzung der Saroskette durch eine Gebüschreiche Küste und niedrige Vorgebirgshügel angedeutet.
μ-ξ Die drei Laganen.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Grisebach, August,

Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahre 1839

Bd.: 1

Göttingen 1841

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.185(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449264-9